

Urheberrechtlich geschütztes Material

MICHAEL G.
MANNING

DUNKLE GÖTTER

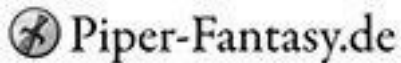
1

DAS
ERWACHEN

PIPER

Urheberrechtlich geschütztes Material

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:



Übersetzung aus dem
Amerikanischen von Jürgen
Langowski Vollständige E-Book-
Ausgabe der im Piper Verlag
erschienenen Buchausgabe ISBN
978-3-492-96254-4

© 2011 Michael G. Manning

Die englische Originalausgabe
erschien 2011 unter dem Titel

»Mageborn. The Blacksmith's
Son« bei CreateSpace.

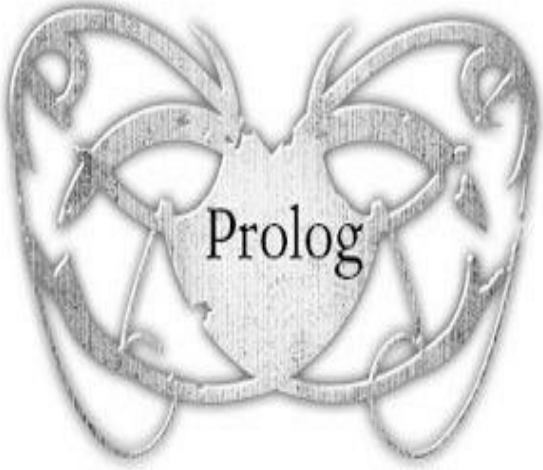
Deutschsprachige Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München
2013

Umschlaggestaltung: Guter
Punkt, München

Umschlagabbildung: Sabine
Dunst, Guter Punkt, unter
Verwendung von Motiven von
shutterstock

Datenkonvertierung: psb, Berlin



Prolog

Elena di'Cameron war

in tiefer Unruhe. Nach dem Abendessen hatte sich ihr Mann zunächst noch gut gefühlt, aber jetzt war er erkrankt. Sie waren zu Besuch bei ihren Eltern, Graf und Gräfin di'Cameron, und normalerweise hätte auch Elena mit ihm und ihrer Familie in der Haupthalle gespeist, doch ihr Baby hatte ihre

Aufmerksamkeit

verlangt. Statt mit dem Kleinen nach unten zu gehen, hatte sie ihn in ihrem Zimmer gefüttert und dort auch gleich selbst eine leichte Mahlzeit eingenommen.

Tyndal, ihr Gatte und Ratgeber des Königs von Lothion, war sofort nach dem Essen zurückgekehrt, hatte über nichts anderes

als Müdigkeit geklagt und sich früh schlafen gelegt. Ein paar Stunden später erwachte sie jedoch und hörte ihn würgen. »Tyndal?« Sie richtete sich auf und zündete eine Lampe an. Er saß auf dem Boden und hielt das Nachtgeschirr, in das er sich gerade übergab, zwischen den Händen.

Der Anblick erschreckte sie. Er war kreidebleich – und das schwarze Haar feucht vor Schweiß. Schon wieder würgte er, obwohl sein Magen längst leer sein musste.

Sogleich sprang sie zu ihm und wischte ihm mit einem Handtuch das Gesicht ab. »Du siehst nicht gut aus. Lass mich den Arzt rufen.«

Er winkte ab. »Gib mir nur etwas Wasser. Einen Heiler brauche ich nicht.«

»Ich hol es dir.«

Es war sinnlos, mit ihm zu streiten. Sie würde den Arzt einfach rufen, wenn sie das Wasser holte. Der störrische Narr konnte sich später immer noch darüber beschweren. Sie durchquerte das Vorzimmer und trat in

den Flur hinaus. Die Gemächer ihrer Eltern lagen gleich gegenüber, die Tür stand ein Stück o f f e n . *Wie seltsam*, dachte sie, als sie es bemerkte. Doch sie musste sich um ihren Mann kümmern und ging weiter den Flur hinunter.

Als sie um die Ecke bog, sah sie zwei schwarz

gekleidete Männer eines
der leeren Zimmer
betreten. Sie wich zurück.
Jetzt wusste sie, dass
etwas Schlimmes
geschehen sein musste.
Dann erinnerte sie sich an
die Tür ihrer Eltern.
Binnen Sekunden war sie
zurückgeeilt, stieß sie auf
und platzte hinein. Die
Tür führte zu einem
kleinen Salon, der dem

ihren sehr ähnlich war.
Hier wirkte zwar alles
leer, doch auf einmal
schrie jemand im
Schlafzimmer, und die
Tür flog auf. Ihre Mutter
erschien und versuchte
verzweifelt, einem
weiteren schwarz
gekleideten Mann zu
entkommen. Vorn war ihr
Nachthemd bereits mit
Blut getränkt, aber nun

musste Elena auch noch zusehen, wie der Mann den Kopf ihrer Mutter zurückriss und ihr mit einem kurzen Messer blitzschnell die Kehle durchschnitt.

Das Blut spritzte aus der klaffenden Wunde, während die Gräfin di'Cameron zusammenbrach. In

Elenas Herz schrie eine Stimme, doch kein Laut kam über ihre Lippen. Sie biss die Zähne zusammen und reckte das Kinn. Der Meuchelmörder sah sie grinsend an, denn er betrachtete eine Frau, die unbewaffnet und im Nachthemd vor ihm stand, offenbar nicht als Bedrohung. Zwei rasche Schritte, und schon hatte

er sie erreicht und wollte sie bei den Haaren packen. Doch er lebte nicht einmal lange genug, um seinen Fehler noch bereuen zu können.

Elena gehörte den Anath'Meridum an, den geheimen Wächtern, die Illeniels Nachfahren schützten, und war sowohl bewaffnet als auch unbewaffnet eine

gefährliche Kriegerin. Sie trat auf ihn zu und schlug ihm die flache Hand mit einer solchen Heftigkeit unter das Kinn, dass sein Kopf nach hinten flog. Die Wucht ließ ihn dabei rückwärtstaumeln, bis er das Gleichgewicht ganz verlor. Sie setzte sofort nach, ließ ihm, als er stolperte, keinen Raum,

sondern hielt ihn am Hemd fest, riss den Dolch aus seiner Scheide und stieß ihn zu Boden, während sie ihm die Klinge in den Leib jagte, direkt unter dem Brustbein. Ein zweiter Stoß unter das Kinn sorgte dafür, dass er ganz sicher nicht mehr aufstehen würde.

Ihre Mutter war tot, so

viel wusste sie, ehe sie zu ihr trat. Doch auch ihr Vater, der Graf, lag im Schlafzimmer tot auf dem Boden, die Blutlache schimmerte schwärzlich im Kerzenschein. Elena wäre beinahe zusammengebrochen, weil ihr der Anblick schier das Herz brach. Aber ein Blitzen, das sie aus dem Augenwinkel

wahrnahm, erinnerte sie daran, dass sie ihren Gefühlen jetzt nicht nachgeben durfte. Sie kehrte auf dem Weg, den sie gekommen war, zurück und sah, wie sich der Flur mit gleißendem Feuer füllte. Nun drangen auch die Schreie sterbender Männer bis an ihre Ohren.

Die Flammen verschwanden so schnell, wie sie entstanden waren. Vorsichtig streckte sie den Kopf hinaus und überblickte den Gang. Vor ihrem eigenen Zimmer stieg von zwei verbrannten Männern Rauch auf. Hinter ihnen stand Tyndal und hielt sich am Türrahmen fest. Er konnte sich kaum auf

den Beinen halten.
Langsam sank er in sich
zusammen, eine Hand auf
den Bauch gepresst.
Weitere Männer kamen
angerannt. Einer sprang
über Tyndal hinweg und
wollte in ihr
Schlafzimmer eindringen,
während die beiden
anderen noch innehielten,
um dem sterbenden

Magier den Garaus zu machen. Sie bemerkten nicht, dass Elena gerade aus dem anderen Zimmer trat.

Einer hob das Schwert und wollte Tyndal erschlagen, der andere sah nur zu. Hinter ihnen erhob sich ein Racheengel im weißen Nachtgewand, das blonde Haar umrahmte die blitzenden

blauen Augen, als Elena zuschlug. Der Dolch traf die Niere des zuschauenden Mannes, während die freie Hand den anderen, der mit dem Schwert ausholte, am Kragen zurückzog. Sie versetzte ihm einen Tritt gegen die rechte Wade. Er knickte nach hinten um und hatte keine Zeit mehr, sich noch einmal

aufzurichten, denn der Dolch war schon wieder frei und fuhr ihm in die Kehle, ehe er auf den Boden schlug.

Tyndal starrte sie an, als sie den Kopf hob. Das lose Haar fiel wie eine goldene Kapuze auf ihre Schultern. Sie suchte seinen Blick, während er sich zu sprechen mühte.

»Unser Sohn ...« Seine Stimme war heiser und schwach. Sie nahm dem Toten das Schwert ab und lief ohne ein weiteres Wort an Tyndal vorbei. Die Tür des Kinderzimmers stand offen, und drinnen entdeckte sie eine dunkle Gestalt. Gerade holte der Mörder vor der Krippe zum Hieb aus.

Als dieser Gegner sie kommen hörte, ließ er sein eigentliches Ziel vorerst in Frieden und begegnete ihrem Angriff frontal. Einige angespannte Sekunden lang, die sich wie Stunden anfühlten, blitzte der Stahl im Zwielficht des Raumes. Zwar verteidigte er sich nicht einmal schlecht, nur wenige

Schwertkämpfer hätten sie so lange in Schach halten können, doch war ihm längst klar, dass er verlieren würde. Noch ein kurzer Augenblick, und sie hätte ihn bezwungen. Dann jedoch wich er verzweifelt seitlich aus, täuschte an und schlug nicht nach ihr, sondern nach dem kleinen Kind in

der Wiege. Elena traf die Entscheidung, die in diesem Fall jede Mutter getroffen hätte, nur dass es keine Entscheidung war, weil sie gar keinen bewussten Gedanken dazu fassen musste. Der Instinkt traf die Entscheidung für sie, und sie hätte nichts daran ändern wollen. Sie sprang und versuchte das

Schwert abzufangen, das ihrem Sohn nach dem Leben trachtete. Beinahe hätte sie es auch geschafft, doch verlor sie das Gleichgewicht dabei und war plötzlich ohne Deckung. Die Riposte des Gegners traf ihren Bauch, der Stahl zerfetzte das Nachtgewand und verletzte sie schwer. Zugleich aber zog sie im

Rückzug die eigene
Klinge herum und
schlitzte dem Angreifer
das Gesicht auf.

Der Mörder schrie auf,
als er das rechte Auge
verlor. Die Schmerzen
und das Blut störten ihn
aber nur einen Moment
lang. Er ging zur
Verteidigung über, sobald
Elena nachsetzte. Die

linke Hand presste sie sich auf den Bauch, um die Gedärme drinnen zu halten, während sie ihn mit dem Schwert in der Rechten erbarmungslos vor sich hertrieb. Ihre Miene war wutentbrannt, als sie ihn bedrängte. »Du wirst meinen Sohn nicht bekommen!« Wieder und wieder schlug sie zu, und nun erlahmte seine

Gegenwehr allmählich. Sie fegte seine linkische Verteidigung hinweg und durchbohrte sein Herz, trieb ihm das Schwert so zwischen die Rippen, dass die Spitze zwischen den Schulterblättern wieder zum Vorschein kam, und nagelte den Toten damit an die Wand.

Elena hatte keine Zeit zu sterben. Sie ging zur

Wiege und bemühte sich
verbissen, den eigenen
geschundenen Leib
zusammenzuhalten. Da
ihr Bauch eine Hand
beanspruchte, musste sie
das Schwert fallen lassen
und versuchen, ihren
Sohn mit der freien Hand
zu trösten. Hinter sich
hörte sie ein Geräusch.
Wäre es ein weiterer

Angreifer gewesen, so hätte sie nun ein leichtes Opfer abgegeben. Doch es war Tyndal. Er sah wie der leibhaftige Tod aus, als er die kleine Kammer betrat. »Dein Bauch ...« Keuchend schnappte er nach Luft.

»Kümmere dich nicht darum. Du bist schlimmer dran als ich, und das will etwas heißen.« Sie

schenkte ihm das Lächeln, mit dem sie Jahre zuvor bereits sein Herz erobert hatte, lehnte sich an die Wand und rutschte zu Boden. Vom Blutverlust wurde ihr schwindlig.

Tyndal hockte sich neben sie und half ihr, sich flach auf den Boden zu legen, doch sobald sie sich streckte, öffnete sich

die Bauchwunde, was ihr einen erstickten Schrei entlockte. »Bei den Göttern, Elena, das kann ich nicht in Ordnung bringen. Es ist zu viel ...« Tyndal Ardeth'Illel war der mächtigste lebende Magier, doch sein Wissen in den Heilkünsten war begrenzt, und schließlich lag er

selbst im Sterben. Die Mahlzeit auf der Burg Cameron war vergiftet gewesen, und alle Männer, Frauen und Kinder im Burgfried, die davon gekostet hatten, waren ebenfalls dem Tod geweiht.

Doch er verdrängte die eigenen Schmerzen und konzentrierte sich auf den Finger, den er ihr wie ein

Messer über den Bauch zog. Die Haut fand zusammen und schloss sich unter der Berührung. Gleich darauf verriet nur noch eine silberne Linie die Stelle, wo sie verletzt worden war. Sobald Elenas Schmerzen nachließen, betrachtete sie Tyndals Gesicht. Es war schweißüberströmt und vor Schmerz und

Erschöpfung verzerrt.
Trotzdem erkannte sie in
den strahlend blauen
Augen den scharfen
Verstand, den sie stets so
faszinierend gefunden
hatte. Dieser Mann, ihr
Gatte, musste jetzt
sterben, und sie konnte
nichts dagegen tun.

Immerhin war sie nun
in der Lage, sich wieder

aufzurichten und ihn mit
tränenvollen Augen an
sich zu ziehen. So
verharreten sie eine ganze
Weile, bis er erneut
würgte und sie wegstieß.
Dieses Mal war der
Auswurf blutig. Nach
einer Ewigkeit hörte er zu
husten auf und konnte
wieder sprechen. »Du
musst unseren Sohn
nehmen und weggehen.«

Eine andere Frau hätte sich jetzt widersetzt oder geweint, doch Elena di'Cameron tat nichts dergleichen. Sie war eine Anath'Meridum und wusste sich in eine Notwendigkeit zu fügen. Nickend stand sie auf und überprüfte ihre Verletzungen. Haut und Muskeln waren anscheinend in Ordnung,

aber das Brennen tief im Bauch verriet ihr, dass die inneren Wunden nicht geheilt waren. Tyndal beugte sich über die Wiege und hob ihren Sohn heraus. Leicht schwankend stand er da, bis sie sich sorgte, er könnte mit dem winzigen Kind ins Straucheln geraten. Er blieb jedoch

auf den Beinen. »Werde stark, mein Sohn, lebe und mach mich stolz!« Er küsste sein Kind auf die Wange. »Ich liebe euch beide.«

»Für immer«, antwortete sie und gab ihm einen raschen Kuss.

Dann nahm Tyndal sie bei der freien Hand und führte sie ins Schlafzimmer. Sie ließ

ihn einen Augenblick
allein, suchte einige
Sachen zusammen,
streifte eilig einfache
Hosen und ein schlichtes
Hemd über und warf sich
den Mantel über die
Schultern. Schließlich
gürtete sie ihr Schwert
und gesellte sich zu ihrem
Gatten, der auf den
Balkon hinausgetreten
war.

So stand sie vor dem Mann, den mit ihrem Leben zu beschützen sie geschworen hatte. Vor jenem Mann, den sie nun zurücklassen musste. Zweifel nagten an ihr. »Bist du sicher?«

»Es gibt keinen anderen Weg. Ich sterbe, und du musst dein Gelübde brechen. Dir bleibt nichts,

als zu fliehen, wenn unser Sohn überleben soll«, erwiderte er. Die Tränen standen ihm in den Augen.

Elena wandte den Blick ab und ging wieder nach drinnen. Im Vorraum schob sie einige Möbel vor die Tür und barg das Schwert des Mörders. Sie zog es ihm aus dem Leib, wischte es ab und steckte

es in die Scheide,
während sie die eigene
Klinge in der Hand
behielt. Schließlich
kehrte sie zu Tyndal
zurück. Mit erhobener
Waffe suchte sie seinen
Blick. »Ich, Elena
di'Cameron, hebe die
Bindung auf und bitte
dich, mich freizugeben.«
Damit sprach sie die
Worte aus, die keinem

Anath'Meridum bisher je
über die Lippen
gekommen waren.

Tyndal legte eine Hand
auf die Klinge. »Ich,
Tyndal Ardeth'Illeniël,
gebe dich frei.« Als er
sprach, glühte die Klinge
einen Augenblick lang
auf, ehe sie dunkel wurde.
Danach zersprang sie wie
Glas. »Meine Kräfte

verlassen mich, Elena. Du
musst dich beeilen.«

Sie warf das nutzlose
Heft zu Boden und
umarmte ihn, dann nahm
sie das Kind. »Wie soll
das gehen?« Sie war nicht
sicher, wie er sie nach
unten bekommen wollte,
denn der Balkon befand
sich fast zwanzig
Mannslängen über dem
Hof.

»Du wirst so leicht sein wie Distelwolle. Du musst springen, aber meine Magie wird dich behüten, bis du den Boden erreichst. Es tut mir leid, aber meine Kraft reicht nicht aus, um noch mehr zu tun.« Er sprach einige Worte in der alten Sprache und legte ihr die Hand auf die Stirn.

»Ich liebe dich«, sagte

sie und ergriff die Brüstung. Mit der anderen Hand hielt sie ihren Sohn fest.

»Ich weiß. Du trägst mein Herz in dir und mein Leben in deinen Armen. Ich kann nicht sterben, solange du lebst.« Er küsste sie, dann sprang sie und schwebte wie eine Feder in einem

leichten Wind hinab. Als sie nach unten trieb, hörte sie über sich ein Getöse in dem Raum. Tyndal drehte sich um und stellte sich den Männern, die die Tür inzwischen mit Gewalt aufgedrückt und die Möbel zur Seite geschoben hatten. Als er ihnen entgegenging, tropfte flüssiges Feuer von seinen Händen. Einen

Augenblick später war Elena schon zu tief und verlor ihn aus den Augen.

Kurz danach wurde die Nacht zum Tag: Die Flammen schossen vom Balkon nach draußen. Größer und heller wurde das Feuer, immer heller, bis es mit der Sonne hätte wetteifern können. Es verzehrte das Schlafzimmer und einen

großen Teil des
betreffenden Stockwerks.
Endlich verblasste es und
wich einem
orangefarbenen Glühen,
da nun das Innere des
Burgfrieds in Flammen
stand. Tyndal

Ardeth'Illeniel, der letzte
Magier von Lothion, war
nicht mehr.

Elena erreichte den

Boden und blickte ein
letztes Mal hinauf, dann
wandte sie sich ab und
rannte zu den Stallungen.
Lautlos weinte sie,
während sie ihren kleinen
Sohn festhielt. Es wäre
eine Schande gewesen,
wenn jemand eine
Angehörige des Ordens
hätte weinen sehen, aber
schließlich war sie ja
auch keine

Anath'Meridum mehr.

Keine Minute später erreichte sie den Stall und schlich sich geduckt hinein.

Erstaunlicherweise war das Gebäude verlassen. Sie verlor keine Zeit und sattelte ein Pferd ihres Vaters, ein schnelles, vor allem für die Jagd gezüchtetes Tier. Es war nicht leicht, mit dem

Säugling auf dem Arm aufzusitzen, doch irgendwie gelang es ihr, und dann war sie auch schon draußen und stürmte mit wehenden Haaren davon.

Sie ritt über den Burghof und durchs Torhaus hinaus. Dort drängten sich Männer und Pferde, allerdings waren

die Feinde viel zu
verblüfft, um sie
aufzuhalten. Ein kurzer
Blick zurück über die
Schulter verriet ihr
jedoch, dass die Mörder
bereits aufsaßen, um sie
zu verfolgen, und ihr
nachriefen, sie solle
anhalten. Sie achtete
nicht darauf, sondern eilte
weiter und galoppierte
Hals über Kopf davon.

Sie ritt die ganze Nacht hindurch und verlangte ihrem Pferd das Äußerste ab, um den Verfolgern zu entkommen. Irgendwann kurz vor der Morgendämmerung strauchelte das Tier und wäre fast gestürzt. Nun musste sie anhalten. Bevor das Pferd, das sie gewiss längst zu Tode geritten hatte, ganz

zusammenbrach, stieg sie
hastig ab. Es schnaufte
schwer und hatte Schaum
vor dem Maul, doch sie
hatte jetzt keine Zeit, um
das Tier zu trauern. Es
sank auf die Knie,
während Elena sich
innerlich ganz hart
machte und dem Tier die
Halsschlagader öffnete,
um das geschundene

Geschöpf rasch zu
erlösen.

*Heute Nacht sehe ich
nichts als den Tod, und
vor mir liegt schon
wieder genau das
Gleiche*, dachte sie. An
einem anderen Tag hätte
sie vielleicht geweint,
weil sie ein so schönes
Tier getötet hatte, doch
jetzt waren keine Tränen
mehr in ihr. Sie hob ihren

Sohn auf und begann mit der Fußwanderung. Als die Stunden verstrichen, wurden die Schmerzen im Bauch schlimmer, bis es sich anfühlte, als stünde ihr Magen in Flammen. In ihrem Leib war etwas verletzt worden, und sie konnte nur hoffen, dass es sie nicht umbrachte, ehe sie Lancaster erreichte.

Der Herzog von

Lancaster war der Lehnsherr ihres Vaters – und damit war dies der nächste Ort, an dem sie hoffentlich eine Zuflucht finden konnte. Schließlich stieß sie auch wieder auf die Straße und bewegte sich nach Osten, der aufgehenden Sonne entgegen. Da sie nicht genau wusste, wo sie sich

befand, konnte sie auch nicht erkennen, wie viele Meilen sie bis Lancaster noch vor sich hatte. Also ging sie einfach weiter. Hinter dem nächsten Hügel stieg Rauch auf, daher musste es dort eine Ansiedlung geben.

Eine Stunde später konnte sie nicht mehr klar denken. Ihr Mund war trocken, dabei wurde ihr

heiß. Sie bekam Fieber und fürchtete, sie werde zusammenbrechen, ehe sie Hilfe fand. Als sie sich über die Schulter umsah, bemerkte sie einen Mann, etwa hundert Schritt entfernt, der ihr folgte. Der Kleidung nach war er einer der Meuchelmörder, gegen die sie in der vergangenen Nacht gekämpft hatte.

Die Angst beflügelte sie eine Weile, sie lief schneller. Er war zu Fuß, daher nahm sie an, dass er wie sie sein Pferd zu Tode geritten hatte, um sie noch in der Nacht einzuholen. Das Tier tat ihr leid. Inzwischen war ihr Körper schwach, viel zu schwach, und nicht einmal die Angst konnte

sie noch antreiben. Der Mann näherte sich beharrlich, das Ergebnis war unausweichlich.

Er war nur noch zwanzig Schritt entfernt, sie hörte schon den keuchenden Atem hinter sich. Keiner von ihnen hatte noch die Kraft zu rennen, sie stapften lediglich verzweifelt einher. Er schritt mit

schweren Schritten aus,
sie taumelte bereits.
»Verdammt, nun bleib
doch stehen!«, rief er ihr
zu. »Hör jetzt auf, Weib,
und ich Sorge dafür, dass
die letzten Minuten
deines Lebens angenehm
sind, ehe du stirbst.«

Elena di'Cameron war
keine Närrin. Sie konnte
nicht weiterfliehen und
hatte auch keine Kraft,

um zu kämpfen. So setzte sie ihren Sohn ab und drehte sich um. Fünf Schritte, zehn, und sie brach zusammen, ehe der Verfolger sie erreicht hatte. Mit dem Gesicht nach unten lag sie auf dem Schwert des Meuchelmörders, das sie mit sich genommen hatte, weil ihre eigene Klinge

geborsten war. Sie atmete tief ein und bekam Staub in die Nase, während sie ihre Kräfte sammelte. Ihre einzige Hoffnung war, dass der Mann dumm genug wäre, sich noch etwas mit ihr vergnügen zu wollen, ehe er sie tötete.

Sie wartete, bis er sich über ihr aufbaute, und hoffte, er werde

innehalten und sich an ihrer Schwäche weiden. Für ihn schien sie völlig wehrlos zu sein, was ja auch beinahe der Wahrheit entsprach. Als er dort stand, entschied er wohl, zu müde für das Vergnügen zu sein, und zog das Schwert. Elena rollte sich herum und stieß nach oben, um ihn entweder im Schritt oder

im Bauch zu treffen.
Beinahe hätte sie auch
Erfolg gehabt, doch die
Arme ließen sie im Stich,
und der Hieb kam zu
langsam. Er fegte ihre
Klinge mit nur einem
Tritt zur Seite, ließ sich
fallen, presste mit den
Knien ihre Schultern auf
den Boden und brach ihr
dabei das Schlüsselbein.

Sie schrie auf, so laut es ihr trotz der Erschöpfung noch möglich war.

Sobald er sie am Boden festgesetzt hatte, zog er ein kleines Messer. »Damit töte ich dein Kind, sobald du erledigt bist, Hexe.« In seinen Augen flackerte der Irrsinn. Sie wollte ihm ins Gesicht spucken, doch ihr Mund war trocken und sie

hatte keinen Speichel mehr. Auf einmal bohrte sich ein Pfeil in seine Brust. Verwundert starrte er den Schaft an. Er ließ das Messer fallen und versuchte, den Pfeil herauszuziehen, als ein zweiter in seiner Kehle stecken blieb. Da kippte er von ihr herunter und war tot, ehe der Kopf auf die Straße schlug. Elena

wollte sich aufrichten,
doch ihr Körper
gehorchte ihr nicht mehr.
Sie hörte ihren Sohn
weinen, während alles vor
ihren Augen
verschwamm. Dunkelheit
umfing sie, als sie
ohnmächtig wurde.

Eine nicht bestimmbare
Zeitspanne später kam sie
wieder zu sich. Sobald sie

sich rührte, knirschte das Schlüsselbein. Die Schmerzen zwangen sie, sich ruhig zu verhalten. So blieb sie reglos liegen und sah sich um. »Nicht bewegen. Dein Körper hat zu viel erdulden müssen«, sagte jemand.

Eine Frau saß an ihrem Lager. Der Raum war klein, allem Anschein nach wohl die Kate eines

Bauern. Die Frau
feuchtete ein Tuch an und
legte es Elena auf die
Stirn. »Du hast dir ein
schreckliches Fieber
eingefangen. Eine Weile
dachte ich schon, du
würdest nie mehr
aufwachen.«

Elena starrte sie an. Die
Frau war freundlich und
hatte kräftige
Gesichtszüge. »Mein

Kind ...«

»Sch-scht! Keine Sorge, es geht ihm gut. Er ist gleich hier. Du hast einen schönen, kräftigen Jungen. Er hat munter gebrüllt, seit Royce euch hergebracht hat.« Sie beugte sich vor und hob Elenas Sohn von der schlichten Bettstatt, die sie im Zimmer

eingerrichtet hatten. Da Elena ihn nicht selbst halten konnte, legte die Frau ihn neben ihr ab, wo sie ihn betasten konnte.

»Ich muss dir einige Dinge erklären«, begann sie.

»Nein, nein, bleib nur ganz still liegen. Dein Körper hat schwer daran zu arbeiten, das Fieber zu bekämpfen. Du musst

dich jetzt erst einmal
erholen. Später haben wir
noch genügend Zeit«,
besänftigte die Frau sie.

»Nein, die haben wir
nicht«, widersprach
Elena. »Ich bin innerlich
verletzt. Hier unten.« Sie
wollte auf den Bauch
deuten, doch die
Bewegung schmerzte zu
sehr. Müde war sie,
hundemüde, aber sie

sprach trotzdem weiter.
Stockend berichtete sie
der Frau, die für sie
sorgte, wer sie war.

Nach einer Weile erfuhr
sie, dass die Frau
Meredith Eldridge hieß
und Miri gerufen wurde.
Ihr Ehemann Royce hatte
Elena auf der Straße
gefunden. Er war
Schmied und zur Burg

von Lancaster unterwegs
gewesen, um ein Fass
Nägel und andere
Gegenstände
auszuliefern.

Glücklicherweise nahm er
bei solchen Reisen stets
den Bogen mit. Die
beiden Frauen
unterhielten sich länger
als eine Stunde, bis Elena
nicht mehr konnte und in
einen unruhigen

Schlummer fiel.

Am nächsten Tag war ihr Fieber zwar noch schlimmer geworden, aber Miri gab die Hoffnung nicht auf. Elena überredete sie, ihr Stift und Papier zu geben, brachte es aber kaum fertig, sich aufzurichten und zu schreiben. Sie kämpfte Schmerzen und Müdigkeit nieder und

fand am Tisch endlich eine Sitzhaltung, die ihr nicht ganz so viele Schmerzen bereitete. Der linke Arm war nutzlos, doch mit der rechten Hand konnte sie den Stift halten, sofern sie beim Schreiben möglichst still hielt.

Sie verfasste zwei Briefe. Einen an ihren

Sohn und eine viel kürzere Nachricht an den Herzog von Lancaster. Schließlich half Miri ihr wieder ins Bett. »Sage ihm nichts, Miri ... erst wenn er älter ist, soll er es erfahren.«

»Was soll das heißen, meine Liebe?« Miri versuchte schon wieder, sie zu beruhigen.

»Erzähl ihm erst von

mir, wenn er älter ist. Er soll unbeschwert aufwachsen. Gib ihm meinen Brief erst zu einem Zeitpunkt, an dem er es unbedingt erfahren muss«, verlangte sie nachdrücklich.

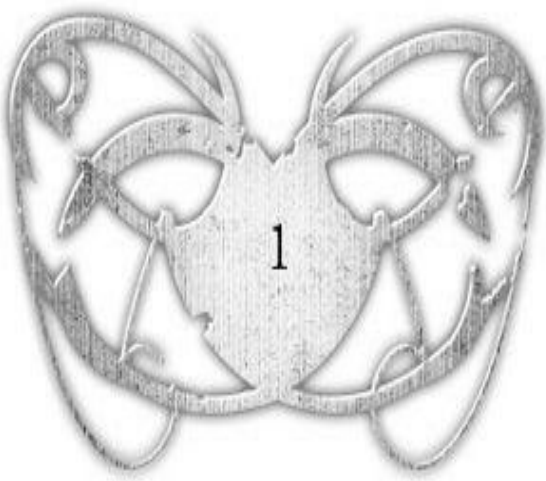
»Still jetzt, du wirst es ihm selbst erzählen können, sobald es dir besser geht. Du bleibst jetzt hier bei uns, und

wenn du wieder bei Kräften bist, kannst du mir hier ein wenig zur Hand gehen.« Lächelnd streichelte Miri Elenas Haare. »Du musst dich jetzt ausruhen, und bald schon werden wir ein Picknick machen. Der Frühling kommt, draußen ist es wunderschön. Die Blumen blühen, die Luft

ist voller lieblicher
Düfte.« Elena schief
sanft ein, während Miri
weiterredete. Sie fühlte
sich wieder wie ein
kleines Mädchen, das die
Mutter in den Schlaf
sang. Nach einer Weile
stand Miri auf und
bereitete das Mittagsmahl
zu.

Elena wachte jedoch
nicht mehr auf. In der

folgenden Nacht
verschied sie ganz still.
Ihr Sohn weckte die
Eldridges am nächsten
Morgen mit seinen
Schreien. Anscheinend
spürte er, dass die Mutter
von ihm gegangen war.



Ursprünglich sollten sich diese

Ausführungen auf die Natur der Magie beschränken. Nach eingehenden Forschungen stieß ich jedoch auf eine Verbindung zwischen dem »Aythar«, das die Zauberer erwähnen, und den Wundern und übernatürlichen Erscheinungen, die man in allen Glaubensrichtungen und Religionen findet. Über diese Verknüpfung zwischen dem »Natürlichen« und dem »Übernatürlichen« war ich höchst erstaunt. Diese Einsicht leitete den Verlust meines Glaubens und den Beginn meines Niedergangs in die Ketzerei ein.

Sei deshalb gewarnt: Wenn du ein Mann des Glaubens oder der Religion bist, ein Geistlicher, ein Mönch, ein Priester oder ein heiliger Mann irgendeiner Art, dann halte hier inne. Lies nicht weiter, denn die Ideen und die Wissenschaft, die an diesem Ort dargestellt sind, werden ohne Zweifel die Fundamente untergraben, die für eine aufrichtige Verbundenheit mit den Göttern unabdingbar notwendig sind.

Marcus der Ketzer,

Über das Wesen von Glaube
und Magie

Ich habe mich niemals als ein ungewöhnliches Kind empfunden, was bis zu einem gewissen Punkt vermutlich jeder von sich sagen kann. Als ich aufwuchs, war ich neugierig und abenteuerlustig, wie es die meisten Jungs eben sind, doch als ich älter wurde, machte meine Mutter einige treffende

Bemerkungen: »Er ist ein sehr stilles Kind.« Ich erinnere mich nicht, wann sie dies zum ersten Mal sagte, sah aber sofort ein, dass es der Wahrheit entsprach. Tatsächlich war ich trotz meiner Freundlichkeit und meines offenen Lächelns ungewöhnlich stark nach innen gekehrt. Noch

später ging sie sogar so weit, mich als jemanden zu beschreiben, der mit einer »alten Seele« geboren worden sei, was auch immer das heißen mochte. Oft war ich nachdenklich, was mich von den anderen Kindern unterschied, aber doch nicht so sehr, dass ich mich als Außenseiter und ganz und gar von ihnen

abgesondert fühlte. Wenn ich zurückblicke, wird mir klar, dass meine instinktive Vorsicht und der nach innen gerichtete Blick vermutlich genau das waren, was mich am Leben hielt.

Mein Vater heißt Royce Eldridge, und er ist Schmied. Ich habe mich oft gefragt, ob er es wohl bereut, diesen Beruf

ergriffen zu haben, liebt
er Pferde doch
anscheinend viel mehr als
das Metall. Jedenfalls
nutzt er jeden
erdenklichen Vorwand,
um sich davonzustehlen
und in der Stadt die
Rennen anzusehen.
Außerdem hat er mehr
Geld, als ratsam gewesen
wäre, für den Kauf

eigener edler Pferde
ausgegeben. Meine
Mutter, sie heißt
Meredith, hat deshalb
auch schon mit ihm
geschimpft, aber
eigentlich hat es ihr gar
nicht so viel ausgemacht.
In Wirklichkeit mag sie
Pferde ebenso sehr wie er.
Auf einem seiner
Ausflüge zu den
Wettrennen haben sie

sich sogar kennengelernt,
als er noch ein junger
Mann war. Leider
konnten sie keine eigenen
Kinder bekommen, aber
wie es das Schicksal
wollte, hat mich mein
Vater Jahre später auf
einer anderen Fahrt in die
Stadt gefunden. Wie er
mir erzählte, war ich ein
einsames Baby, das auf
der Straße nicht weit vor

der Stadt von jemandem
abgelegt worden war.
Wahrscheinlich hatte
mich meine junge Mutter
dort zurückgelassen, wo
man mich leicht sehen
und hören konnte, weil
sie hoffte, irgendeine
Bauersfrau werde sich
meiner erbarmen. Ich
werde wohl nie erfahren,
warum sie sich dazu

entschlossen hat, aber mein Leben ist gut, und deshalb bin ich ihr auch nicht böse.

Royce und Meredith waren glücklich, von da an ein eigenes Kind zu haben, und als Einzelkind habe ich etwas mehr Zuwendung bekommen als die meisten anderen Kinder. Wären meine Eltern reich gewesen, so

hätten sie mich
wahrscheinlich völlig
verdorben. Jedenfalls war
ich schlicht und einfach
glücklich. Die meisten
Nachbarn wussten gar
nicht, dass ich adoptiert
worden war, aber mir
gegenüber haben meine
Eltern nie ein Geheimnis
daraus gemacht. Ich war
stolz, ein Eldridge zu
sein, und habe hart

gearbeitet, um meinem Vater eine Freude zu bereiten. Er sorgte dafür, dass ich ihn bei der Arbeit in der Schmiede beobachten konnte, und machte mich allmählich mit dem Werkzeug und den Methoden seines Handwerks vertraut. Ich fand das rote Glühen der heißen Eisenstücke, die

unter seinen geduldigen
Händen eine Form
annahmen, faszinierend.
Da ich der Sohn eines
Schmieds war, musste
man natürlich annehmen,
dass ich eines Tages seine
Nachfolge anzutreten
hätte, und ich hatte auch
keine Einwände dagegen.
Wäre mein Leben anders
verlaufen, so würde ich
jetzt vielleicht am

Amboss arbeiten und
fröhlich das Metall
formen, um meinen
Lebensunterhalt zu
verdienen.

Als ich von einem
neugierigen Jungen zu
einem linkischen
Jugendlichen heranwuchs,
wurde allerdings deutlich,
dass ich bei dieser Arbeit
wohl doch gewisse
Schwierigkeiten bekäme.

Einige Begabungen besaß ich durchaus. Ich war ungewöhnlich intelligent, wie die meisten Erwachsenen schon nach einem Gespräch von nur wenigen Minuten bemerkten. Ich besaß einen guten Blick für das Metall und war geschickt, wenn es darum ging, etwas herzustellen oder

zu bauen. Meine Hände bewegten sich sicher und flink. Ich hatte Künstlerhände, wie meine Mutter sie nannte. Darin lag freilich auch der Kern des Problems, denn ich besaß zwar lange Arme und Beine, war aber nicht besonders kräftig. Ich bemühte mich sehr, meinem Vater am Blasebalg zu helfen, aber

so gut meine Mutter mich auch fütterte, ich nahm einfach nicht zu. Offenbar war ich dazu verdammt, mein Leben lang die Gestalt eines schlaksigen Jugendlichen zu behalten. Immerhin war ich recht anständig und wäre mit der Zeit wohl doch noch ein guter Schmied geworden, hätten sich nicht in jenem Frühling, als die Flüsse

vom Regen
angeschwollen waren,
gewisse Dinge ereignet.

Der Tag hatte hell und
voller Verheißungen
gedämmt, wie es im
Frühling oft geschieht. In
jenem Jahr waren die
Regenfälle sogar
besonders ergiebig
gewesen, doch kurz vor
meinem sechzehnten

Geburtstag hatte der Regen aufgehört, und die ganze Welt erstrahlte in neuem Glanz. Die Sonne schien warm, obschon noch der letzte kalte Winterhauch in der Luft lag. Alles in allem wäre es eine Schande gewesen, bei meinem Vater in der Schmiede zu hocken. Wahrscheinlich schickte mich meine Mutter auch

genau deshalb zum
Kräutersammeln. Sie war
immer freundlich, und ich
glaube, sie wusste schon
damals, dass mein
jugendlicher Geist zu
groß war, um an den
Amboss einer kleinen
Schmiede gekettet zu
werden. So zog ich
federnden Schritts und in
der Gewissheit, dass
meine Mutter mich so

bald nicht zurück erwartete, mit einem Weidenkorb in der Hand hinaus, über die Felder und durch die Wälder der Umgebung. Natürlich kannte ich die Gegend gut, denn ich hatte bereits jede Gelegenheit wahrgenommen, draußen umherzustreifen.

Den Morgen verbrachte

ich auf den Feldern, wo ich verschiedene Grünkrautpflanzen und Löwenzahn pflückte, die meine Mutter gern zum Kochen verwendete. Als ich mich dem Fluss näherte, beschloss ich, am Ufer nach dem Heilkraut Engelwurz zu suchen. Natürlich hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch keine Ahnung, was ich

dort an diesem Tag finden sollte. Nahe am Fluss wanderte ich durch einen dichten Wald. Kurz vor dem Gewässer stieg das Land noch einmal an, weshalb ich die Ufer zunächst nicht einsehen konnte. Allerdings hörte ich auf einmal die Laute eines verzweifelten Pferdes. Es schnaubte schwer und wieherte, und

die schrillen Untertöne
verrieten mir, dass es in
Panik geraten war. Wer
viel Zeit mit Pferden
verbracht hat, wird sicher
verstehen, was ich meine.
Ich rannte sofort los, alle
jugendlichen Tagträume
waren vergessen. Bis
heute bereue ich nicht,
was ich an jenem Tag
getan habe, aber im

Rückblick frage ich mich doch, wie alles verlaufen wäre, wenn ich einen anderen Weg eingeschlagen und den Fluss gemieden hätte.

Hinter der Anhöhe erblickte ich einen jungen Mann, der etwa im gleichen Alter war wie ich. Er stand am Flussufer und fluchte laut über das brodelnde Wasser

hinweg. Man könnte
sagen, dass er eigentlich
an einem ganz anderen
Flussufer stand, denn ein
großer Teil der alten
Uferböschung war vom
tosenden Wasser
unterspült und
fortgeschwemmt worden.
Das Pferd konnte ich
immer noch nicht
entdecken, aber den
Jungen kannte ich. Es war

mein bester Freund —
Marcus. Schon aus der
Ferne sah ich, dass sein
Gesicht bleich vor Angst
war. Nach kaum einer
halben Minute hatte ich
ihn erreicht. Obwohl ich
ihn an der Schulter
schüttelte, starrte er mich
abwesend an, als wüsste
er nicht, wer ich war. Er
brauchte einen

Augenblick, um mich zu erkennen und sich so weit zu sammeln, dass er zusammenhängend antworten konnte.

»Mort!« Ich sollte an dieser Stelle wohl erwähnen, dass ich zwar Mordecai heiße, doch die meisten Freunde nannten mich damals einfach Mort. »Da bekomme ich sie nie wieder heraus,

Mort! Sie wird sterben,
und das ist ganz allein
meine Schuld!«

Damit meinte er die
preisgekrönte Stute seines
Vaters. Sie hieß
Dawnstar, aber meistens
riefen wir sie nur »Star«.
Sie war ein schöner
Rotfalbe mit einer Blesse
in der Gestalt eines Sterns
auf der Stirn und
außerdem die teuerste

Erwerbung in den
väterlichen Stallungen.
Der Herzog von Lancaster
hatte sie nur wegen ihrer
Herkunft gekauft, um die
eigene Zucht zu
verbessern, denn sie
stammte von einer
Ahnenreihe berühmter
Rennpferde ab. Ich war
sicher, dass Marcus sie
eigentlich nicht reiten

durfte, aber solche Kleinigkeiten wie Verbote konnten meinen Freund nicht aufhalten, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte.

Es war nicht schwer, sich zusammenzureimen, was geschehen war. Er hatte sie nahe ans Ufer gelenkt, um den dahinschießenden Fluss

zu beobachten.
Schließlich war er
abgestiegen und hatte sie
führen müssen, da das
Tier klug genug war, sich
nicht so nahe an dem
rauschenden Wasser
reiten zu lassen. Dann
war es geschehen. Die
geschwächte Böschung
war unter dem Gewicht
des Pferdes eingebrochen.
Marcus hatte sich

krabbelnd in Sicherheit bringen können, das Pferd hatte jedoch weniger Glück gehabt. Die Stute saß nun im Fluss fest und mühte sich verzweifelt, den Kopf über Wasser zu halten. Die Strömung hatte sie gegen einen umgestürzten Baum gespült, vor dessen Stamm sie jetzt verharren

musste, da sie sich nicht
mehr fortzubewegen
vermochte. Von dort aus
konnte sie auch nicht zum
schlammigen Ufer
hinaufklettern. Stars
panische Schreie,
während sie gegen die
Wellen ankämpfte,
zerrissen mir das Herz.

Ohne nachzudenken,
kletterte ich die glitschige
Böschung hinab, um ihr

so nahe wie möglich zu sein. Unnötig zu betonen, dass ich in diesem Augenblick nicht mehr klar denken konnte, denn es gab auch für mich keine Möglichkeit, das gefangene Pferd zu befreien. Die abbröckelnde Böschung war steil und unten am Wasser zu schmal, sodass das Pferd gar nicht aus

dem Wasser steigen konnte, selbst wenn ich stark genug gewesen wäre, es bis dorthin zu leiten. Im Augenblick war die Stute sogar in Gefahr, unter das niedrigere Ende der umgestürzten Eiche gezogen zu werden. Dort wäre sie rasch ertrunken, denn sie hätte sich im Handumdrehen vollends

in den großen Ästen, die teilweise ins Wasser eingetaucht waren, verfangen. Trotzdem und ohne überhaupt einen Plan zu haben, näherte ich mich ihr weiter, einfach weil ich sie nicht leiden sehen konnte.

»Mort! Du wirst dich noch selbst umbringen!«
Gewöhnlich war Marcus der Mutigere von uns

beiden, aber an diesem Tag zeigte er deutlich mehr gesunden Menschenverstand als ich. »Komm wieder rauf, ehe ich auch noch deinen Tod erklären muss!« Ich dachte einen Moment über seine Worte nach und fand, dass er recht hatte. Ich wollte mich schon umdrehen und zurückkehren, weil

endlich die Vernunft die
Narrheit besiegt hatte.
Dann aber blickte ich Star
in die Augen. In diesem
Moment veränderte sich
mein Leben. Alles, was
vorher gewesen war,
wurde weggefegt, und ich
und meine Freunde
gerieten auf einen Weg,
den wir nicht mehr
verlassen konnten. Die

Historiker hätten viel weniger zu schreiben gehabt, wenn ich der verängstigten Stute nicht in die Augen geblickt hätte.

An diesem Punkt bin ich nicht mehr sicher, wie ich mein Erlebnis beschreiben soll. Einige derjenigen, die dies lesen werden, haben sicherlich auch selbst schon schwere

Krisen durchgestanden
und kennen den Ansturm
der Gefühle, die in einem
solchen Augenblick
losbrechen, in jenem
Moment zeitloser
Klarheit, da man in der
Spanne, die ein Blinzeln
dauert, tausend Gedanken
fassen kann. Dies war ein
solches Geschehnis, und
als ich dem edlen Tier ins
Auge blickte, fühlte ich

mich, als hätte sich ein
Fenster zu meiner
eigenen Seele aufgetan.
Meine Welt schrumpfte,
bis sie rein gar nichts
mehr enthielt. Nichts
außer Star und mir selbst.
Die Augen des Tiers
waren wild vor Angst, die
Atemzüge der heftig
pumpenden Lungen
waren trotz des

rauschenden Wassers laut zu vernehmen. Mein Körper kam mir leicht und substanzlos vor, ich versank förmlich in dem Blick der Stute und verlor mich selbst. Schließlich gab es nur noch Star, denn auch Mordecai war verschwunden, als hätte er nie existiert. Mein Körper und mein ganzes Selbst existierten nicht

mehr. Natürlich war mein Körper immer noch vorhanden, aber er hatte sich verändert und war wesentlich schwerer geworden. Außerdem war es kalt geworden. Mein Herz schlug so heftig, dass ich dachte, es springe gleich aus der Brust heraus. Ich war in dem kalten Fluss fast untergetaucht, und die

Kälte drang mir in die Knochen und raubte mir die Kräfte. Zugleich drückte mich die Strömung gegen den Baum und zog mich unwiderstehlich nach unten.

Ich konnte einen jungen Mann am Flussufer sehen, der allmählich zusammensank wie eine

Puppe, der man die Fäden abgeschnitten hatte. Er rutschte ebenfalls in den Fluss. Ich fragte mich, wer er sein mochte. Mit letzter Kraft hielt ich mich über Wasser und hatte in meiner Verzweiflung nur einen einzigen klaren Gedanken. Wenn ich etwas fände, worauf ich sicher stehen konnte,

dann würde ich mich aufrichten und aus dem Eiswasser heraussteigen können. Meine Hände berührten etwas Hartes, dann fanden es auch die Füße, und ich stieg tatsächlich empor. Beim nächsten Schritt stieß ich abermals auf etwas Festes, auf dem ich stehen konnte, und stieg dann beharrlich immer

höher. Während ich auftauchte, fühlten sich meine Hände seltsam an, und als ich nach unten blickte, erkannte ich, dass ich Hufe besaß. Zunächst fand ich das dumm, denn ich war ganz sicher, dass ich ohne Hände nicht die Böschung hinaufklettern konnte. Also lief ich flussaufwärts, bis ich eine

Stelle erreichte, wo das Ufer sanfter anstieg. Diese Stelle wählte ich aus, um vollends hinauszuklettern.

Als ich zurückblickte, sah ich einen zweiten jungen Mann, in dem ich Marcus erkannte. Er zog den anderen Jungen aus dem Fluss und die Böschung hinauf, war dabei aber nicht sehr

erfolgreich. Die steile Wand war voller Schlamm, der unter ihm wegrutschte. Es würde ihm sicher nicht gelingen, den anderen Jungen ganz nach oben zu zerren. So versuchte er, unter ihn zu gelangen und ihn wenigstens über die eingebrochene Kante der Böschung zu schieben. Klar war jedoch, dass er

nicht hoch genug
kommen würde, weshalb
ich beschloss, ihm zu
helfen. Ich stieg den
Damm hinauf, näherte
mich der Kante und
blickte hinab, als er sich
mit dem schlaffen Körper
des bewusstlosen jungen
Mannes abrackerte.
Gerade stieß er ihn
wieder hinauf, und da ich

die Hände nicht
gebrauchen konnte,
senkte ich den Kopf und
packte den Jungen mit
den Zähnen am Kragen.
War mein Hals schon
immer so lang gewesen?
Jedenfalls zerrte ich ihn
mühsam bis aufs Gras
und schleppte ihn weiter,
bis ich sicher war, dass er
auf festem Untergrund
lag.

Inzwischen war auch Marc heraufgekommen und rief mir etwas zu. Als ich ihn ansah, fiel mir auf, dass die Farben seltsam waren. Es war eindeutig mein Freund, aber er sah dennoch verändert aus. Dann blickte ich nach unten zu dem unbekannten Fremden. Auch sein Gesicht kam mir

irgendwie bekannt vor. Er hatte lange schlaksige Arme und Beine, und dann durchfuhr mich ein eiskalter Schreck, denn ich war es ja selbst, der dort auf dem Boden lag. Zusammen mit dieser Einsicht verspürte ich eine Art Aufbranden, und ich eilte zu meinem verlassenen

Menschenkörper zurück.
Dann wurde es schwarz
um mich.

Das Sonnenlicht drang
durch die geschlossenen
Augenlider. Ich fragte
mich, warum ich so lange
geschlafen hatte.
Normalerweise weckte
mich meine Mutter schon
in der
Morgendämmerung,
damit ich mich um meine

alltäglichen Aufgaben kümmern konnte. Das Bett war jedoch äußerst bequem, also beschloss ich, noch eine Weile zu dösen und zu sehen, wie lange ich unbehelligt blieb, ehe sie schließlich doch kam und mich ernstlich weckte. Auf einmal spürte ich warmen Atem im Gesicht und hörte ein Schnauben, als

wäre ein Pferd meines
Vaters in mein
Schlafzimmer
eingedrungen. Aber das
konnte nicht sein ... oder
doch? Ich öffnete ein
Auge und erschrak, als
ich Star über mir sah.
Marc saß neben mir.

»Gott sei Dank, dass du
zu dir kommst«, sagte er.
»Ich hatte schon

befürchtet, du gingest auf die andere Seite hinüber.« Er lächelte leicht, aber die Anspannung war noch nicht ganz von ihm abgefallen.

»Warum liege ich am Boden?« Noch während ich es sagte, wurde mir bewusst, dass ich nicht weit vom Fluss entfernt im feuchten Gras lag. Ich richtete mich auf, wobei

mir schwindlig wurde. Alles drehte sich um mich. Aber ich war auch störrisch und gab nicht nach, sondern blieb sitzen, bis sich die Welt beruhigte.

»Ich hatte gehofft, dass du mir das erklären könntest«, entgegnete er. »Aus irgendeinem Grund hattest du das Gefühl, du könntest ganz allein ein

ausgewachsenes Pferd aus dem Fluss zerren, und noch schlimmer, du hast prompt das Bewusstsein verloren, sobald du das Wasser erreicht hattest. Um ein Haar wärst du ertrunken.«

»Wie ist Star herausgekommen?«

Dabei hatte ich den starken Verdacht, dass ich

es bereits ganz genau wusste. Ich wollte es nur nicht glauben.

»Es sah so aus, als wäre sie von einem Wassergeist besessen gewesen.« Marc starrte mich eindringlich an, und ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er in Wirklichkeit etwas ganz anderes dachte. »Gleich nachdem du ohnmächtig

geworden bist, ist sie aus dem Wasser marschiert. Sie ist erst dreißig Schritte weit über das Wasser gelaufen, ehe sie auf den trockenen Grund abgeschwenkt ist.« Er hielt inne, um meine Antwort abzuwarten, doch ich schwieg eisern. »Dann ist sie über die Böschung herübergekommen und

hat dich mit den Zähnen
hinaufgezogen. Alles in
allem würde ich sagen,
dass sie sich ganz und gar
nicht wie ein Pferd
benommen hat.«

Unsicher senkte ich den
Blick. »Nun ja ...«

»Du kannst es mir ruhig
verraten. Ich habe heute
schon mehrere
unglaubliche Dinge

gesehen und werde dich
jetzt bestimmt keinen
Lügner schimpfen.« Marc
und ich waren seit unserer
Kindheit Freunde, daher
stand ein etwaiger
Mangel an Vertrauen
ohnehin nicht zur
Debatte. Allerdings
begriff ich selbst noch
nicht ganz, was
tatsächlich geschehen
war. Schließlich gab ich

es auf und schilderte
meine Erlebnisse einfach
so, wie sie sich meiner
Wahrnehmung
entsprechend zugetragen
hatten. Es dauerte eine
Weile, doch Marc war ein
guter Zuhörer. Nach einer
gewissen Zeit gingen mir
die Worte aus, und ich
hockte nur noch da und
beobachtete Star, die in
der Nähe graste.

Marc blickte nachdenklich drein. Er besaß einen brillanten Verstand, sofern er bereit war, ihn zu benutzen, und ich konnte förmlich sehen, wie es in seinem Kopf arbeitete. Endlich überwand er sich. »Lass uns offen darüber reden. Du hast deinen Geist in das Pferd geschickt und

die Kontrolle über dessen Körper übernommen. Dann hast du eine Art Magie eingesetzt, damit Star auf dem Wasser laufen konnte ...«

»Nein, warte mal«, unterbrach ich ihn. »Ich habe überhaupt keine Magie eingesetzt. Ich weiß ja nicht mal, wie man das anstellt!«

»Wie willst du es sonst

nennen, Mort?« Er starrte mich unverwandt an.

»Na gut, offensichtlich ist etwas Erstaunliches geschehen, aber das heißt doch nicht, dass ich die Ursache, die Quelle oder die Wirkkraft hinter dem ...« Unwillkürlich war ich zu der Redeweise übergewechselt, die wir benutzten, wenn wir über wissenschaftliche oder

philosophische Themen diskutierten. Er ließ sich jedoch nicht auf das Ausweichmanöver ein.

»Quatsch«, unterbrach er mich.

»Was?«

»Du hast es gehört. Das ist Quatsch. Versuch nicht, dich herauszureden. Du sprichst nicht mit deinen Eltern oder

irgendeinem anderen
Esel, den wir kennen, also
versuch ja nicht, mir
diesen Blödsinn
aufzutischen. Du musst
dich mit dem abfinden,
was geschehen ist. Du
hast es doch getan. Du
hast eine Art Wunder
gewirkt, und damit bist
du entweder ein Heiliger
oder ein Zauberer. Da ich
deinen Mangel an

Frömmigkeit genau
kenne, neige ich
allerdings zu der zweiten
Möglichkeit.«

»Du bist doch
verrückt«, wehrte ich ab.
»Ich habe nicht die
geringste Ahnung von
Magie.«

Marc lächelte. »Ich
zwar auch nicht, aber
eines weiß ich doch ganz
genau.«

»Was denn?«

»Man wird durch die Geburt und nicht durch die Ausbildung zum Zauberer. Der Mangel an Wissen ist also keine Entschuldigung.« Tief in mir regte sich der Verdacht, dass er recht haben könnte. Uns gingen viele Fragen durch den Kopf, aber nach dem

Erlebnis am Fluss waren wir kalt, nass und müde. Wir kamen überein, die Einzelheiten zunächst für uns zu behalten, bis wir weiter darüber nachgedacht hatten.

»Komm doch morgen zum Burgfried, dann sehen wir uns in Vaters Bibliothek um«, lud er mich ein. Marcus' Vater war der Herzog von

Lancaster, was ich immer wieder vergaß.

»Das geht nicht, ich soll meinem Vater morgen bei einer Fuhre Roheisen helfen.«

»Dann eben morgen Abend. Sag doch deinen Eltern, dass du ein paar Tage bei mir bleibst«, erwiderte er.

»Das kann ich nicht tun. Was werden sie denken?«

»Sie werden denken, wie schön es ist, dass ihr Sohn mit dem Adel auf Du und Du steht.« Marcus ließ mich nie spüren, dass er gesellschaftlich über mir stand, hatte aber keinerlei Hemmungen, die Vorteile seines Rangs für sich zu nutzen.

»Hör mal«, fuhr er fort.
»Ich schicke heute Abend

einen Boten mit einer schönen Einladung. Dein Vater wird so beeindruckt sein, dass er nicht im Traum daran denkt, sich zu widersetzen.« Marcus schenkte mir sein übliches breites Grinsen.

»Ich glaube, dein Plan ist alles andere als gut«, erwiderte ich. »Brauchst du denn nicht irgendeinen Grund oder einen

Vorwand für die
Einladung?« Meine
Eltern wussten von
unserer seltsamen
Freundschaft, die ohnehin
nie ein Geheimnis
gewesen war. Marcus und
ich kannten uns von
Kindesbeinen an und
hatten im Hof des
Burgfrieds gespielt,
während mein Vater seine
Waren ausgeliefert hatte.

Wir hatten uns sofort gut verstanden, auch wenn ich nie sagen konnte, worauf dies eigentlich beruhte. Vermutlich lag es daran, dass er der erste Junge in meinem Alter war, der genügend Phantasie und Geistesgegenwart besaß, um bei meinen erfundenen Spielen

mitzuhalten. Bald darauf
bekamen meine Eltern
Einladungen von der
Herzogin, da ihr Sohn
nach meiner Gesellschaft
verlangte. Der Herzog
und seine Frau waren
bemerkenswert
fortschrittlich und gaben
nicht viel auf die
Trennung der Klassen.
Aber als wir zu
Jugendlichen

heranwuchsen, sah ich
Marcus immer seltener,
da ihn seine Stellung dazu
verpflichtete, mehr Zeit
mit Menschen von
vornehmerer
Abstammung zu
verbringen.

»Ha! Du sollst zu uns
kommen, weil mein Vater
ein Fest gibt und in dieser
Woche eine
Wildschweinhatz

abhalten will.« Dabei machte Marcus eine ungeheuer altkluge Miene, als fände er seine eigene Gewitztheit äußerst beeindruckend. Die Idee war jedoch gar nicht so klug, also steckte gewiss noch etwas anderes dahinter.

»Das hast du dir doch gerade erst ausgedacht«,

warf ich ihm vor.

»Keinesfalls!« In seinen Augen lag tatsächlich ein seltsames Funkeln.

»Vater hat das Fest schon vor zwei Monaten geplant. Junge Damen und Herren von vornehmer Herkunft aus dem ganzen Reich werden in dieser Woche in unserem edlen Herzogtum zu Gast sein.«

Damit hatte er sich verraten. »Junge ... oh, warte! Du gerissener Hund! Das ist bestimmt eine dieser sogenannten bunten Veranstaltungen, die deine Eltern eigens abhalten, damit du andere Adlige kennenlernenst.« Marcus verabscheute diese gesellschaftlichen Anlässe und nahm nur unter Zwang vonseiten

seiner Eltern daran teil.
Mir gegenüber hatte er
sie als langweilige
Ereignisse beschrieben,
an denen vertrottelte
Gecken teilnahmen, die
vor allem von ihrer
eigenen Wichtigkeit
eingenommen waren. Ich
war mir sicher, dass er
diese Festlichkeiten
mindestens zum Teil

insgeheim genoss und sie mir gegenüber lediglich in einem ungünstigen Licht erscheinen ließ, damit ich mich besser fühlte, weil ich nicht daran teilnehmen durfte. Das warf natürlich Fragen auf. »Und überhaupt, warte mal, du verwirrst mich. Wie willst du denn dort einen Gemeinen hineinbringen?« Der

»Gemeine« war natürlich ich. Über meinen gesellschaftlichen Status machte ich mir keinerlei Illusionen.

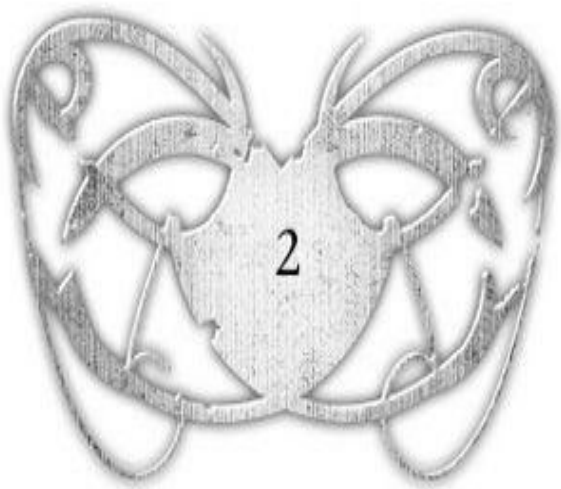
Marc kicherte. »Ah, mein Freund, dieses Mal liegen die Dinge anders. Mein Vater ist der Gastgeber, und da es mein Zuhause ist, darf ich einladen, wen ich will.« Damit war auch noch

mein letzter guter
Einwand dahin. Er stand
auf und führte Star davon.
Er hätte zwar auch reiten
können, doch da er sich
gut mit Tieren auskannte,
wäre es ihm nie in den
Sinn gekommen, sein
Pferd nach der Quälerei
im Fluss noch einmal zu
belasten. »Ich lasse dir
die Einladung in zwei

Stunden schicken, und morgen Abend sende ich dir eine Kutsche.«

Verlegen schüttelte ich den Kopf und versuchte, mir eine angemessene Bemerkung zum Abschied einfallen zu lassen. Irgendwie muss ich aber wohl von allen guten Geistern verlassen gewesen sein und brachte nicht mehr als »Bis

morgen dann« heraus.
Dann wanderte ich nach
Hause und überlegte mir,
wie ich es meinen Eltern
erklären sollte.



Jedes wahrhaftige Studium der

Magie muss bei denen beginnen, die in ihrem Gebrauch die Kundigsten sind, mögen sie nun Magier oder Zauberer sein, wie man die besser ausgebildeten Vertreter ihrer Zunft nennt. Diese Personen, die über unzählige Generationen das Wissen vom Meister zum Schüler weitergaben, wussten ganz genau, wie sie die magischen Kräfte, die sie als Aythar bezeichneten, zu nutzen und zu gestalten hatten. Nach ihren Lehren ist das Aythar eine allen Wesen innewohnende Lebenskraft, die in geringerem Maße auch in unbelebten

Objekten existiert. Bei ihr handelt es sich um die Wirkkraft hinter all jenen Dingen, die wir mit verschiedenen Begriffen bezeichnen: Energie, Geist, Lebensmut, Elan, Leidenschaft, Magie und Glaube.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Der nächste Abend kam schneller, als ich es mir vorgestellt hatte, und schon fuhr die Kutsche vor unserem Haus vor.

Mein Vater hatte sich über die Neuigkeit sogar gefreut. Ohnehin hielt er große Stücke auf den Herzog und sah diese Einladung gewiss als Gelegenheit, noch günstigere Bedingungen für die Schmiede auszuhandeln und neue Aufträge zu erhalten. Es konnte gewiss nicht schaden, wenn der Sohn

mit dem nächsten Herzog
befreundet war. Meine
Mutter war ein wenig
besorgt und nahm an, ich
würde mich zweifellos
falsch benehmen und
damit mich selbst und
womöglich gar die ganze
Familie in Verruf
bringen. Ich bemühte
mich sehr, sie zu
beruhigen, muss im
Rückblick aber

einräumen, dass sie viel klüger war, als ich in diesem Augenblick hatte glauben wollen.

Als ich in die Kutsche stieg, sah ich zu meiner Überraschung Marc, der schon darin saß. Er grinste breit. »Hallo! Bist du zu deinem Abenteuer bereit?«

Etwas

verstimmt

antwortete ich: »Dies
wird doch kein
Heldenlied, in dem wir
Drachen töten und
Edelfräulein retten.«

»Das sagst du. Ich
dagegen sehe die Sache
erheblich
zuversichtlicher.

Außerdem halten sich in
den nächsten Tagen
tatsächlich mehrere
hübsche Edelfräulein auf

der Burg von Lancaster
auf. Vielleicht müssen
einige von ihnen sogar
gerettet werden.«

»Was bedroht sie
denn?«

»Nicht was, sondern
wer!«

Ich seufzte. Dem
Vernehmen nach hatte
mein Freund in den
vergangenen Jahren eine
gewisse Vorliebe für

Frauen entwickelt. »Du
musst vorsichtig sein. Die
Mädchen im Dorf zu
bespringen ist etwas ganz
anderes, als die Ehre
einer Dame von
vornehmer Abstammung
zu besudeln.«

Darauf antwortete er
nicht, sondern grinste
mich nur an. Wir fuhren
eine Weile schweigend

weiter, bis der Burghof in Sicht kam und die Außenmauern vor uns aufragten. Als ich durch das Fenster der Kutsche nach draußen blickte, fiel mir etwas auf. »Marc! Sieh nur!« Ich deutete auf den Bogengang.

Marc steckte den Kopf hinaus und blickte in die Richtung, in die ich gewiesen hatte. »Was

denn?«

»Die Mauer. Was sind das für seltsame Symbole? Sie glühen, als wären sie mit Phosphor geschrieben.« Wieder deutete ich darauf, um ihm die Runen zu zeigen, die vor uns im Durchgang glommen.

»Ich sehe rein ... gar nichts.« Er setzte sich wieder hin. »Beschreib

sie mir.« Ich bemühte mich nach Kräften, dies zu tun. Und als ich geendet hatte, waren wir schon am Tor vorbei und bewegten uns zu den Ställen. »Oh, natürlich!«, sagte er.

»Was ist? Nun lass mich nicht im Ungewissen.« Die glühenden Runen hatten

mich sehr nervös
gemacht.

»Du hast die
Schutzzauber der Burg
gesehen. Vater hat mir
von ihnen erzählt,
offenbar können sie aber
nur von Menschen mit
dem Magierblick
wahrgenommen werden.
Ich vermute, damit
werden auch Zauberer
gemeint sein.« Er

verdrehte die Augen, als wäre er im Gegensatz zu mir über Zauberer bestens im Bilde.

»Ich bin aber kein ...
warte mal! Als ich letzte Woche in der Stadt war, habe ich sie noch nicht gesehen. Hat dein Vater in den letzten Tagen einen Zauberer beauftragt, die Wände zu verhexen?«

Marc starrte mich an.
»Nein, die Schutzsprüche
sind uralt. Sie wurden
schon vor Jahrzehnten
von einem Zauberer
geschaffen, den mein
Großvater vorübergehend
beschäftigt hatte.«

»Und warum sehe ich
sie erst jetzt?«

»Bisher hast du ja auch
noch nicht versucht, die

Macht über Tiere zu übernehmen und sie auf dem Wasser laufen zu lassen. Ah, ich weiß – reifst du nicht gerade zum Mann heran? Neulich hatte ich schon bemerkt, dass du nicht mehr ganz so mädchenhaft wirkst ... sieh dir mal dein Gemächt an. Bekommst du einen Flaum?« Er duckte sich lachend, als

ich mit meinem
Reisesack nach ihm warf.

Die Kutsche hielt an,
und ein Diener öffnete
uns die Tür, damit wir
aussteigen konnten. Die
Fortsetzung der Debatte
verschoben wir auf
später. Als ich im Hof
stand, bemerkte ich ein
bekanntes Gesicht.
»Dorian!«, rief ich dem
kräftigen Mann zu, der zu

uns herüberkam. Dorian
Thornbear war im
gleichen Alter wie Marc
und ich. Obwohl er etwas
gedrungener wirkte,
besaß er deutlich mehr
Muskeln als wir. Er war
der Sohn des
herzoglichen Seneschalls
und dank seiner
kämpferischen
Fähigkeiten bereits als

Bewaffneter in die Dienste des Burgherrn aufgenommen. Die steife Lederrüstung und sein Speer legten davon Zeugnis ab.

»Hallo, Master Marcus! Wer hat denn diesen Gassenjungen hier hereingelassen?« Das war aber nur ein Scherz, denn wir alle waren Freunde, seit ich als kleiner Junge

die Burg besucht hatte.

Marc antwortete an meiner statt. »Ich habe Mort eingeladen, die Woche hier zu verbringen.«

»Willst du wieder bei mir schlafen, Mort?« Bislang hatte ich meist bei Dorians Familie gewohnt, wenn ich auf der Burg übernachtet hatte. Genau genommen

gehörten seine Eltern dem niederen Adelsstand an und machten einen viel weniger einschüchternden Eindruck als die Familie des Herzogs. Außerdem waren unsere Väter eng befreundet.

Daher wollte ich sofort zusagen, doch Marc unterbrach mich, indem er mir eine Hand auf die

Schulter legte. »Nicht dieses Mal, Dorian. Ich habe ihn überredet, in einem Gästezimmer Quartier zu beziehen.«

Dorian runzelte die Stirn. »Ist dort denn genug Platz, wenn in dieser Woche all die Adligen kommen?«

»Gewiss doch«, versicherte Marc.

»Aber ...«, wollte ich

einwenden.

»Still! Keine

Widerrede. Außerdem
musst du doch im
Burgfried sein, wenn wir
nachts in der Bibliothek
stöbern wollen, ohne bei
den Wächtern allzu viel
Neugierde zu erregen.«

Marc bemerkte natürlich,
dass Dorian die
Augenbrauen hochzog.

»Wir sind auf einer

geheimen Mission!«,
flüsterte er
verschwörerisch.

»Wirklich?« Dorian
Thornbear war einer der
tapfersten und treuesten
Freunde, die ich je gehabt
hatte, und dabei ohne
jegliche Arglist. Er war
unerhört ehrlich, was ihn
leider auch ein wenig
leichtgläubig machte.

Nicht, dass ihn der junge Herr von Lancaster hereinlegen wollte. Es war nur so, dass Dorian derlei Dinge allzu ernst zu nehmen pflegte. So steckten wir hinter der Kutsche die Köpfe zusammen, damit Marc und ich Dorian über die Ereignisse der letzten paar Tage unterrichten konnten. Auch wenn wir

drei schon immer wie
Pech und Schwefel
zusammengehalten
hatten, befürchtete ich,
Dorian könne mein
Geheimnis versehentlich
ausplaudern. Täuschung
war noch nie seine Stärke
gewesen.

»Was habt ihr drei denn
da zu tuscheln?«, ließ
sich die laute Stimme von
Lord James vernehmen.

Marcus Vater, der Herzog von Lancaster, kam strahlend auf uns zu. Er war ein mittelgroßer Mann mit hellbraunem Haar und blauen Augen. Als Dorian erschrocken zu ihm herumfuhr, lachte er.

»Nichts, Durchlaucht!«, antwortete Dorian und zog den Kopf ein.

»Ihr seht prächtig aus, Durchlaucht. Danke für die Einladung.« Ich verneigte mich höflich. Mir war es schon immer gut gelungen, jederzeit einen kühlen Kopf zu bewahren.

»Keine Ursache, junger Eldridge. Bitte richte deinem Vater einen schönen Gruß von mir aus, wenn du ihn

widersiehst. Ich hoffe, du wirst den Aufenthalt bei uns genießen.« Der Herzog war ein ungewöhnlicher Vertreter des Adelsstandes, denn er behandelte alle seine Vasallen und sogar die Freisassen mit Höflichkeit und Achtung, obwohl er dies gar nicht hätte tun müssen. Deshalb

war er beim Volk von
Lancaster so
außerordentlich beliebt.

»Vater! Warum musst
du immer meine Freunde
erschrecken?« Marc war
über seinen Vater ein
wenig erbost.

»Ha!«, rief der Herzog.
»Jeder Mann hat das
Recht, seinen Sohn in
Verlegenheit zu bringen.
Willst du mir in meinem

fortgeschrittenen Alter
denn wirklich die
schlichten Freuden des
Lebens verwehren?«

James Lancaster war
erst Ende dreißig und
noch vollkommen
gesund, worauf sein Sohn
eilig hinwies. »Wenn du
wirklich altersschwach
wirst, Vater, dann wirst
du es schon daran
merken, dass wir dich auf

die Weide stellen.« So redeten sie noch eine Weile, bis der Herzog endlich ein Einsehen hatte und von uns abließ. Dorian musste sich zum Dienst melden, was ihm schlagartig eingefallen war, als uns der Herzog überrascht hatte. Er verabschiedete sich, und Marc und ich waren

wieder allein.

»Ich zeige dir jetzt das Zimmer, das ich für dich ausgesucht habe. Es wird dir gefallen.« Marc führte mich durch den Burgfried und dann die Treppe hinauf. Ich folgte ihm recht neugierig. Trotz meiner häufigen Besuche in der Burg hatte man mir noch nie zuvor ein Zimmer im Burgfried

zugewiesen. Als wir schließlich vor einer Tür stehen blieben, fiel mir sofort auf, dass sie den Privatgemächern der Herzogsfamilie äußerst nahe war.

»Bist du sicher, dass das so ... richtig ist? Ist es den Gemächern deiner Familie nicht ... etwas zu benachbart?«, fragte ich.

»Ganz recht, mein

Zimmer liegt gleich dort drüben.« Marc deutete auf die andere Seite des Flurs. Er öffnete meine Zimmertür und schubste mich hinein, ehe ich Einwände erheben konnte. Der Raum wirkte prunkvoll, oder jedenfalls war er es nach meinen Maßstäben. Darin standen ein großes Himmelbett,

eine Spiegelkommode,
ein Schreibtisch und ein
Möbelstück, das entfernt
an ein Sofa erinnerte. Ich
hatte keine Ahnung, was
es sein mochte, fand aber
später heraus, dass man
es einen »Diwan« nannte.

»Hier kannst du mich
doch nicht einquartieren.«
Ich sah meinen Freund
groß an. »Morgen
kommen Edelleute aus

dem ganzen Reich, die alle höhergestellt sind als ich. Wenn jemand herausfindet, dass du den Sohn des Schmieds in einem solchen Zimmer unterbringst, bricht ein höllischer Aufruhr los.«

»Pah, damit hast du natürlich recht. Wir müssen sie tatsächlich ihrem Rang und Status entsprechend

beherbergen. Weißt du, wer unser vornehmster Gast sein wird?«

»Ich habe keine Ahnung. Vergiss aber nicht, dass ich ein Gemeiner bin.«

»Nein, das bist du nicht. Die anderen sind nur noch nicht im Bilde. Seine Lordschaft Devon Tremont, der Sohn und

Erbe des Herzogs von Tremont, wird unser erlauchtester Gast sein. Das Protokoll verlangt, dass er das beste Zimmer bekommt, das wir zu bieten haben.«

»Dann lass mich doch lieber wie immer bei den Thornbears wohnen.«

»Keinesfalls«, erwiderte er. »Gregory Pern, der Sohn von Admiral Pern,

wird dort untergebracht.«

»Mir reicht auch ein Besenschrank.« Es klang sarkastisch, obwohl ich es ernst meinte.

Marcus sah mich ernst an. »Hör mal, Devon Tremont ist der größte Trottel, den ich je gesehen habe. Dieser Flegel darf auf keinen Fall direkt gegenüber von meinem Zimmer

schlafen. Du dagegen bist
mein bester Freund und,
wenn es nach meiner
bescheidenen Meinung
geht, unendlich viel
wichtiger.«

»Du würdest
Bescheidenheit nicht
einmal lernen, wenn ich
dich vor das Schienbein
trete. Aber danke für das
Kompliment. Du kannst

mich trotzdem nicht hier unterbringen, das gäbe einen Skandal.« Ich wusste, dass ich damit richtiglag, und das musste er doch einsehen.

»Du hast recht. So könnte es kommen, falls jemand erfährt, dass du ein Niemand bist. Aber wie es jetzt aussieht, bist du ein unbekannter Adliger, der lediglich

zufällig schon vor ihnen hier eingetroffen ist. Dein Rang und Status sind unbekannt, und du hattest dein Zimmer bereits bezogen, als sie eintrafen. Es wäre sehr unhöflich, dich noch umzuquartieren, sofern du kein gewöhnlicher Lämmel ohne Rang und Namen bist.« Er grinste mich schief an.

»Ich bin aber ein gewöhnlicher Lämmel ohne Rang und Namen.«

»Das weiß ich, und das weißt du, aber sonst niemand«, entgegnete er.

»Die meisten Menschen auf der Burg kennen mich!«

»Ich habe gestern Abend mit Mutter gesprochen. Sie ist

einverstanden, dass du in dieser Woche Master Eldridge bist, ein Gelehrter und zugleich ein entfernter Vetter. Niemand muss mehr als dies wissen, und sie sorgt dafür, dass alle mitspielen.«

»Was ist mit den Dienern?«, gab ich zu bedenken.

»Vornehme Leute reden

nicht mit der
Dienerschaft«,
verkündete er, indem er
herrisch das Kinn reckte.
»Außerdem habe ich
ihnen für alle Fälle schon
Bescheid gesagt.« Er
zwinkerte mir zu.

Nun gab ich auf. Ich
kannte Marc lange genug,
um zu wissen, dass ich
ihn von seinen verrückten
Plänen nicht abbringen

konnte, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte. Mir blieb allein zu hoffen, dass es keine üble Wendung nahm. Wir unterhielten uns noch eine ganze Weile und verabredeten uns, die Suche in der Bibliothek nach dem Abendessen aufzunehmen. Sobald wir

alles besprochen hatten, ging er davon, und ich hatte den Raum für mich allein. Ich legte mich sofort hin und machte ein Nickerchen. Ich muss zugeben, es war das bequemste Lager, auf dem ich je geruht hatte.

Als ich eine Weile später wieder aufwachte, stand jemand neben meinem Bett. Ich war

verwirrt und brauchte eine Weile, um mich zu erinnern, wo ich mich befand. Ich drehte mich zu der jungen Frau um, die mich etwas verlegen anblickte. »Sir, wenn es Euch nichts ausmacht, in einer halben Stunde wird das Essen serviert.«

Immer noch benommen richtete ich mich auf und ordnete meine Gedanken.

Noch einmal betrachtete ich das Dienstmädchen. Sie war auf eine höchst erfreuliche Art, die nur wenigen Menschen eigen ist, schön und natürlich. Weiche braune Locken ringelten sich am schlanken Hals herab und umrahmten ein zartes Gesicht mit leicht geröteten Wangen. Auf

einmal kam ich mir
ausgesprochen dumm vor.
Ich kannte sie doch!
»Penny, was machst du
denn hier?« Eigentlich
hieß sie Penelope Cooper,
in der Stadt nannte sie
jedoch jeder Penny. Sie
war die Tochter des
Fassbinders und eines der
begehrtesten Mädchen in
ganz Lancaster. Nicht,
dass sie sich für einen der

Jungs interessiert hätte.
Sie war ebenso
wählerisch wie schön.

»Verzeiht mir, Sir, ich
habe erst im letzten
Winter den Dienst im
Haushalt des Herzogs
angetreten.« Schüchtern
schlug sie die Augen
nieder. Die Penny, die ich
kannte, war alles andere
als zaghaft. Freundlich
war sie und

liebenswürdig, aber ganz
sicher nicht so
unterwürfig.

»Jetzt hast du mich
zweimal ›Sir‹ genannt,
Penny. Noch einmal, und
ich werde Lady
Genevieve verraten, wer
vor ein paar Jahren ihre
Rosen stibitzt hat.« Als
wir etwa elf Jahre alt
gewesen waren, hatten

wir im Garten hinter dem
Burgfried gespielt. Ihre
Durchlaucht, die
Herzogin von Lancaster –
oder Lady Ginny, wie wir
sie damals schon genannt
hatten – unterhielt dort
einen wundervollen
Blumengarten. Dorian
war dabei gewesen, als
uns Penny dazu
angestiftet hatte, ein paar
Rosen für sie zu stehlen,

und ich hatte gefürchtet,
er werde vor Angst halb
umkommen. Trotz der
Schüchternheit und
Ängstlichkeit, die Dorian
manchmal zeigte, sollte
er später ein großer
Krieger werden. Letzten
Endes hatte ich drei
Rosen gepflückt, für
jeden von uns eine.
Dorian war jedoch zu
nervös gewesen, um seine

zu behalten.

»Ich doch nicht!«, rief sie. »Du warst es, du hast die Rosen gestohlen!«

»Na ja, aber du hast mich angestiftet«, antwortete ich trocken.

»Mort, die werfen mich vielleicht hinaus, wenn du das jemandem erzählst.« Einerseits war sie ernstlich besorgt,

andererseits setzte sich allmählich doch die alte Penny wieder durch.

»Immer mit der Ruhe, ich hab nur Spaß gemacht. Aber nun erklär mir doch, wie du unter die Dienerschaft derer von Lancaster geraten bist.« Hätte ich nur einen Augenblick nachgedacht, so wäre ich sicher auch selbst darauf gekommen.

Die Diener im Burgfried wurden gewöhnlich gut bezahlt, und die Arbeit war normalerweise besser als alles, was man in der Stadt finden konnte. Daher war es für jeden, dem es gelang, ein Glücksfall, auf der Burg eine Anstellung zu finden. Wenn sie eines Tages heiratete, konnte sich ihr Ehemann über ein

ordentliches
freuen.

Zubrot

»Die Geschäfte meines Vaters laufen seit einiger Zeit nicht mehr so gut. Er hat sich letztes Jahr den Rücken verletzt, und wir haben Schwierigkeiten, genug Essen auf den Tisch zu bekommen, ganz zu schweigen davon, dem Steuereintreiber sein Geld

zu geben. Als ich hörte,
dass auf der Burg eine
Stelle frei ist, habe ich
mich beworben. Wohlan!
Hör auf, mich
abzulenken, denn sonst
bekomme ich bestimmt
bald Ärger. Und sprich ja
mit niemandem über die
Rosen!« Sie sagte es mit
einer gewissen
Gereiztheit, doch ihre
Augen lächelten mich an.

»Ich soll dir auch sagen, dass deine Kleider auf der Kommode bereitliegen und dass du dich sputen musst, wenn du rechtzeitig zum Dinner angezogen sein willst.«

Jetzt war ich verunsichert.

»Kleidung?«, fragte ich.

»Du kannst das Zeug da doch nicht tragen, wenn du mit der Familie des

Herzogs speist, ganz zu
schweigen von den
Gästen, die morgen
eintreffen werden.« Sie
rümpfte die Nase, um mir
zu zeigen, was sie von
meiner schlichten
Aufmachung hielt. Dabei
hatte ich das beste Hemd
angezogen, das bisher nur
wenige Flicker aufwies.
Mutter hatte es am

Morgen sogar gewaschen,
und nun hatte es nicht
einmal mehr Flecken.

»Meine Kleider sind
doch völlig in Ordnung«,
antwortete ich unwirsch.

»Sicher, wenn du die
Ställe ausmisten
möchtest«, gab sie
zurück. »Aber für den
Gelehrten und Gentleman
Master Eldridge reichen
sie einfach nicht aus.«

Mit einer großspurigen
Geste deutete sie auf die
Sachen, die für mich
bereitlagen. Neben einem
feinen dunkelgrauen
Wams fand sich eine
passende Hose auf der
Kommode, beides mit
schwarzen Spitzen
verziert und mit
Elfenbeinknöpfen
versehen. Weiche Schuhe
aus Tuch

vervollständigten das
Kostüm.

Teufel, nein!, dachte
ich.

Penny war wohl eine
Gedankenleserin, oder
meine Miene verriet
mich. Sie versuchte es
mit einer anderen Taktik.
»Bitte, Master Eldridge!
Ihr müsst einfach nur
richtig anzogen sein,

sonst komme ich in große Schwierigkeiten!« Sie sah mich mit großen braunen Augen an, aus denen beinahe die Tränen quollen. Hatte sie schon immer so große Augen gehabt?

»Was ist denn nur mit dir los?«, grollte ich.

»Bitte, Master Eldridge, ich wäre Euch unendlich dankbar, wenn Ihr Euch

herablassen könntet, diese Sachen überzuziehen.«

Die Penny, die ich kannte, hätte sich nie so benommen. Eigentlich war sie eher ein Wildfang gewesen. Als ich sie nun betrachtete, erkannte ich, dass sie sich in mehr als einer Hinsicht weiterentwickelt hatte. Das ließ mich ein wenig erröten.

»Na gut, verdammt, dann geh jetzt aber auch, damit ich mich anziehen kann.« Über meine eigene Reaktion war ich viel stärker verärgert als über sie.

Sie strahlte glücklich und zeigte genau die nervenaufreibende Genugtuung, die man oft bei Frauen sieht, die ihren

Willen bekommen haben.

»Ich warte draußen auf dem Flur.«

»Und ob du das tun wirst«, murmelte ich.

Also entledigte ich mich der alten Kleidung und zwängte mich in die fremden Sachen. Hose und Schuhe bereiteten mir keine

Schwierigkeiten, und das weiße Unterhemd war mir

auch nichts Neues, aber als ich das Wams anlegen wollte, wurden die Dinge kompliziert. Das Stück hatte entschieden zu viele Knöpfe und Bänder, und bald hatte ich mich hoffnungslos verheddert.

»Penny«, rief ich. »Bist du noch da? Ich glaube, ich brauche etwas Hilfe.«

»Das hab ich doch schon mal gehört«, neckte

sie mich, als sie den Kopf hereinsteckte. »Mir war klar, dass du früher oder später um Hilfe rufen würdest. So, jetzt steh gerade! Zum Spiegel hin ... nein, nicht dort. Ich brauche Licht vom Fenster, damit ich etwas sehen kann.« Zielstrebig übernahm sie die Aufgabe und ordnete das

Durcheinander, das ich angerichtet hatte. Sie stellte sich hinter mich und griff um mich herum, während sie die Bänder entwirrte, die das Wams vorn zusammenhielten. Dabei sah sie mir über die Schulter und beobachtete ihre Fortschritte im Spiegel.

Ihre Haare kitzelten mich am Hals, und als sie

die Bänder verschnürte,
bekam ich allerhand
unangebrachte Gedanken.
Glücklicherweise
bemerkte sie es gar nicht.
»Wann bist du nur so
groß geworden,
Mordecai?«, sagte sie.
Warm strich ihr Atem an
meinem Ohr vorbei. Auch
war ich ziemlich sicher,
dass der weiche Druck in
meinem Rücken mit der

Entwicklung
zusammenhing, die ich
kurz zuvor bemerkt hatte.
Ich errötete. »Was hast du
dir nur dabei gedacht?«
Sie erwartete keine
Antwort von mir, sondern
sprach gleich weiter. »Du
musst dir doch das Hemd
hineinstecken, ehe du die
Hose zubindest.« Sie fuhr
mit beiden Händen um

meine Hüften herum und stopfte das Hemd energisch hinter den Hosenbund. Ich quiekte ausgesprochen un männlich und brachte mich mit einem Sprung in Sicherheit.

»Das mach ich schon selbst«, sagte ich und trat gleich in das nächste Fettnäpfchen.

»Hoffentlich kleidest du

nicht alle Gäste so an.«

»Natürlich nicht, du Tropf! Dazu sind die Kammerdiener da!« Ganz sicher war ich nicht, aber sie kam mir zwar erzürnt, dabei aber auch ein wenig verlegen vor.

»Tja, warum bist du dann überhaupt hier?«
Meine Gewitztheit brachte an diesem Abend wahre Höchstleistungen

hervor.

»Marcus dachte, du siehst hier lieber ein freundliches, bekanntes Gesicht als einen Fremden! Ehrlich, Mort, wofür hältst du mich eigentlich? Ich bin doch keine Dirne!« Manche Männer finden wütende Frauen attraktiv, aber zu dieser Gruppe gehöre ich

nicht. Penny starrte mich böse an, und ich überlegte mir, wie sie – ausgehend von dem, was ich gesagt hatte – auf die Idee hatte kommen können, ich hielte sie für ein käufliches Weib.

»Warte mal, Penny, es tut mir leid. So meinte ich es gar nicht. Ich bin erschrocken und fühle mich hier völlig fehl am

Platze. Es ist mir nur so
herausgerutscht.«

Wenigstens erwachte
mein legendärer Charme
und rettete mich. Sie
funkelte mich noch einen
Moment an, dann aber
wurde ihre Miene wieder
weicher.

»Das kann ich sogar
verstehen. Dieses Haus ist
ganz schön
einschüchternd.« Sie

entspannte sich, und als ich schon nicht mehr damit rechnete, knuffte sie mich gegen die Schulter. »So, jetzt sind wir quitt.« Es fühlte sich fast wie damals in unserer Kindheit an. Zu jener Zeit, als alles viel einfacher gewesen war. »Aber was hat dich denn so erschreckt?«, wollte

sie wissen.

Manchmal ist man in der Gegenwart von Freunden viel zu unbefangen. »Als wir uns das letzte Mal gesehen haben, warst du ein Wildfang mit großen Zahnlücken, und jetzt ... also ...« Da war es schon wieder passiert. Sagte ich bereits, dass ich ein Genie bin?

»Wildfang?« Sie dachte darüber nach und überlegte offenbar, ob ich sie schon wieder beleidigt hatte. »Das muss ich wohl gewesen sein, aber welche Rolle spielt das jetzt? Ich bin doch immer noch mehr oder weniger die Gleiche. Wir sind schließlich alle größer geworden. Willst du damit sagen, ich sehe

komisch aus?«

»Nein, nein ... du siehst sogar ... umwerfend aus. Ich meine wirklich hinreißend. Geradezu schön. So schön, dass ich verlegen werde.« Ich lief rot an, als ich mir noch einmal vor Augen hielt, was ich gerade gesagt hatte. Endlich begriff sie, worauf ich hinauswollte,

und lächelte einen Moment. Ich hätte schwören können, dass sie ebenfalls errötete, ehe sie sich rasch abwandte. Vielleicht bildete ich es mir aber auch nur ein.

»Entschuldigung angenommen«, erklärte sie. »Danke für das Kompliment.« Sie ging davon und drehte sich erst an der Tür noch einmal

um. »Du musst dich beeilen, sonst kommst du zu spät zum Essen, *Master Eldridge.*«

Ich schnappte mir ein Kissen und warf damit nach ihr, aber sie hatte die Tür bereits geschlossen, ehe es sie treffen konnte. Frauen konnte ich noch nie gut verstehen, aber es schien mir eigentlich gar nicht

so schlecht, mit einer befreundet zu sein.

Ein letztes Mal begutachtete ich mich im Spiegel. Die Veränderung war erstaunlich. Ein großer dunkelhaariger Mann starrte mich an, die blauen Augen bildeten einen starken Kontrast zur Kleidung. Ich wirkte zwar immer noch etwas

schlaksig, aber das Wams machte durchaus etwas her, und ich musste zugeben, dass mir das Grau gut stand. Es klopfte, draußen vor der Tür stand ein kleiner Junge.

»Sir, wenn es Euch beliebt, es ist jetzt Zeit zum Abendessen. Master Marcus trug mir auf, Euch davon zu

unterrichten.« Der
schmutzige Bursche
mochte acht oder zehn
Jahre alt sein. Ein
Schneidezahn fehlte,
sodass er ständig schief
zu grinsen schien.

»Wie heißt du, Junge?«,
fragte ich. Es klang so
erwachsen, dass ich es
selbst kaum glauben
konnte.

Als er antwortete,

lispelte er ein wenig.
»Timothy, Sir.«

»Dann führ mich, Timothy«, trug ich ihm auf und verneigte mich tief vor ihm. Er spürte meine Stimmung, reckte die Nase hoch in die Luft und schritt neben mir durch die Gänge und Flure, als wären wir zwei große Lords. Zumindest,

bis wir der Herzogin begegneten. Da gaben wir unser Spiel auf, und ich zwinkerte Timothy zum Abschied noch zu. Den Rest des Weges legte ich in deutlich ernsterer Stimmung mit Ihrer Durchlaucht zurück.

Da ich mich im Burgfried recht gut auskannte, hätte ich den Weg auch allein

gefunden. Instinktiv wollte ich mich im großen Saal an den Dienertisch setzen, an den ich so offensichtlich gehörte. Marc fing mich jedoch ab, kaum dass ich eingetreten war, und führte mich zur Haupttafel. Als ich mich setzte, hatte ich das Gefühl, alle anderen im Raum starrten mich an.

Der Herzog thronte am Kopfende, seine Ehefrau bekam den Ehrenplatz zu seiner Rechten. Ihr gegenüber saßen Lord und Lady Thornbear, und mein Platz war gleich neben der Lady. Links von mir ließ sich Marcus nieder. Ariadne und Roland, die jüngeren Kinder des Herzogs,

saßen mir gegenüber. Vater Tonnsdale, der Kaplan der Burg, fand seinen Sitz am unteren Ende. Dies war das erste Mal überhaupt, dass ich am Herrschaftstisch saß. Das Gefühl, nicht dorthin zu gehören, konnte ich einfach nicht abschütteln.

Das leise Tischgespräch drehte sich ausschließlich um die Ankunft der Gäste

am nächsten Tag.
Glücklicherweise
erwartete niemand von
mir, meine Meinung
beizusteuern, denn dies
alles ging weit über
meinen Horizont.
Allerdings spitzte ich die
Ohren und erfuhr von
einigen Dingen.
Anscheinend verfolgten
die Ereignisse der
kommenden Woche vor

allem den Zweck, Marcus
und in geringerem Maße
auch seine Geschwister
mit anderen vornehmen
Sprösslingen ihres Alters
bekannt zu machen. Die
Sitze der Adelshäuser
waren weit voneinander
entfernt, und jeder Fürst
veranstaltete solche
Treffen, damit der
Nachwuchs Freunde

finden konnte. Diese Freundschaften sollten später im Leben in der Politik nützlich sein, ganz zu schweigen von der Aussicht, einen Ehegatten zu finden. Natürlich sprach es niemand offen aus, aber ich lerne gewöhnlich recht schnell und konnte also die Hintergedanken rasch erfassen.

Alles verlief gut, wir hatten die Suppe gelöffelt, und ich hatte den zweiten Gang fast aufgeessen – es war ein köstliches Gericht mit Fisch und Pastinaken –, da beugte sich Vater Tonnsdale vor. Er ließ sich über die unbefriedigenden heidnischen Religionen aus, denen manche

Adelshäuser noch
anhängen, als sich sein
Gewand ein wenig öffnete
und darunter sein
Anhänger mit dem
silbernen Stern zum
Vorschein kam. Ganz im
Gegensatz zu der letzten
Gelegenheit, bei der ich
ihn gesehen hatte,
verströmte er jetzt einen
weichen goldenen Schein.

Überrascht schluckte und hustete ich und beförderte mir auf diese Weise ein Bröckchen Pastinake in die Nase. Sie war mit Meerrettich gewürzt und brannte so, dass mir die Tränen aus den Augen quollen. Beinahe hätte ich den Bissen wieder ausgespuckt.

Marc klopfte mir auf den Rücken, während ich

meine Fassung
wiedergewann. Vater
Tonnsdale wandte sich an
mich. »Alles in Ordnung,
Master Eldridge?«

»Ja, Vater. Eure
Halskette hat mich
überrascht. Ich habe noch
nie bemerkt, dass sie so
glüht.« Kaum dass die
Worte meinen Mund
verlassen hatten, wusste
ich schon, dass ich zu viel

gesagt hatte.

»Wie ungewöhnlich!
Ich habe davon gehört,
dass manche Menschen
das Licht erkennen
können, das unsere Herrin
uns schenkt, aber das ist
eine äußerst seltene Gabe.
Du hast nicht zufällig den
Magierblick, Master
Eldridge?« Er starrte
mich aufmerksam an.

An dieser Stelle
schaltete sich Marcs
jüngere Schwester
Ariadne ein. »Seid nicht
so albern, Vater. Wir
kennen Mort seit Jahren.
Er hat noch nie zu
erkennen gegeben, dass er
den Magierblick besitzt.«
Die Herzogin funkelte
ihre Tochter
bedeutungsvoll an,
nachdem diese bei Tisch

meinen Spitznamen
benutzt hatte.

Marc unterbrach, ehe
der Geistliche antworten
konnte. »Vater

Tonnsdale, ich wollte
Euch ohnehin schon
danach fragen. In der
letzten Woche hat
Mordecai solche Dinge
gesehen wie etwa die
Schutzzauber der Burg.«

Wie schön, jetzt hatte er es allen am Herrentisch verraten! Wenigstens hatte er den Zwischenfall mit dem Pferd nicht erwähnt. Wahrscheinlich wollte er seinem Vater verschweigen, dass dieser beinahe seine kostbare Zuchtstute verloren hätte.

»Wie alt bist du, Mordecai?«, fragte mich darauf der Priester.

»Sechzehn Jahre, Sir, und ich werde in diesem Monat siebzehn.«

»Das ist seltsam, denn in den meisten Fällen tritt der Magierblick mit zwölf oder spätestens mit dreizehn Jahren auf, also in der stürmischen Reifezeit der Jugend. Er ist ohnehin sehr selten, aber bei den paar Dutzend Fällen, die mir bekannt

sind, geschah es niemals
später als in diesem
Alter.«

»Ich bin sicher, dass es
nur eine vorübergehende
Phase ist, Vater.«
Allmählich wünschte ich
mir, mich unsichtbar
machen zu können.

»Das bezweifle ich.
Vielleicht solltest du über
eine Laufbahn im Dienst

der Kirche nachdenken.
Eine Gabe wie die deine
besitzt einen großen Wert
und sollte im Dienst
unserer Herrin eingesetzt
werden, um späterhin
Anklagen wegen Hexerei
und Zauberei zu
entgehen.«

Endlich rettete mich die
Herzogin. »Lasst doch
den Burschen das Essen
genießen, Vater. Mit

diesem Gerede über Hexerei erschreckt Ihr ihn nur. Außerdem – das ist doch nicht das richtige Gesprächsthema für ein Abendessen.« Lord Thornbear grunzte zustimmend, und das Tischgespräch ließ von mir ab und wandte sich angenehmeren Themen zu.

Danach verlief alles

völlig reibungslos. Als Nachspeise gab es Syllabub. Dabei handelte es sich um eine süße Zitronencreme, von der ich noch nie zuvor gehört hatte, die aber begeisterten Zuspruch bei mir fand. Als nach dem Abendessen Getränke serviert wurden, winkte Marc mir insgeheim, dass

es nun Zeit sei, uns zurückzuziehen. Wir verabschiedeten uns und erhoben uns.

»Mordecai.« Der Herzog hielt mich noch einmal auf. »Bitte melde dich doch morgen früh bei mir. Ich möchte einige Dinge mit dir besprechen, bevor die Gäste eintreffen.«

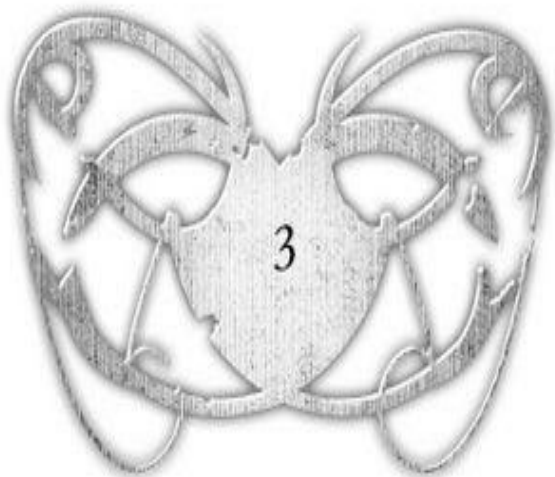
»Natürlich,

Durchlaucht.« Ich
verneigte mich, ließ mir
äußerlich nichts
anmerken und schaffte es,
ohne Herzanfall den
großen Saal zu verlassen.

»Mach dir keine
Sorgen, Mort! Er will nur
sicher sein, dass in der
kommenden Woche
hinsichtlich deiner neuen
Identität alles geklärt
ist«, beruhigte mich mein

Freund.

»Was du nicht sagst«, antwortete ich. »Aber er ist nicht mein Vater. Für mich ist er der große und mächtige Herzog von Lancaster.«



Für jene, die mit dem Aythar

arbeiten, ist ein umfassendes
Verständnis seiner
Wechselwirkung mit
menschlichen Wesen besonders
wichtig. Dementsprechend
wurden mehrere Eigenarten
beschrieben und benannt, um
diese Wechselwirkung zu
erfassen. Die erste und
bedeutendste Eigenschaft ist die
der Kapazität. Dies bezieht sich
auf die Menge an Aythar, die in
einem Menschen verfügbar oder
gespeichert ist. Die Menge ist
nicht festgelegt, sondern
ständigen Schwankungen
unterworfen, übersteigt aber nie

*eine gewisse Obergrenze. Dieses
Höchstmaß unterscheidet sich
von Mensch zu Mensch ganz
beträchtlich, ist bei den meisten
Personen jedoch äußerst gering.
Ich will an dieser Stelle
hinzufügen, dass alle Lebewesen
ein gewisses Maß an Aythar in
sich bergen, denn sonst müssten
sie sterben; und sogar Leichen
enthalten noch Spuren dieser
Energie, wenngleich um ein
Vielfaches verringert.*

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Ich hatte das schon

einmal erlebt. Zum ersten Mal, als Marc es auf sich genommen hatte, meinen Bildungsstand zu verbessern. Meine Eltern hatten mich bereits in jungen Jahren das Lesen gelehrt, aber die schöneren Künste der Geometrie und Grammatik waren ihnen fremd geblieben. Ich glaube, zuerst hatte Marc

mich nur mitgeschleppt,
weil er sich vor den
Aufgaben drücken wollte,
die ihm sein Hauslehrer
gestellt hatte. Aber mit
der Zeit wurde klar, dass
ich eine echte Begabung
für Sprache und
Mathematik besaß. Später
ermunterte die Herzogin
Marc, mich einzuladen,
da auch er rasche

Fortschritte machte, wenn ich am Unterricht teilnahm. Infolgedessen war ich vermutlich der am besten gebildete Landmann, den Lancaster je hervorgebracht hat.

Die herzogliche Bibliothek war eine der umfangreichsten im ganzen Königreich. Keiner von uns konnte wirklich ermessen, wie

viele Bände aus wie
vielen unterschiedlichen
Wissensgebieten sie
enthielt, aber da wir jung
waren, stöberten wir
einfach aufs Geratewohl
herum und hofften, das
Richtige schon irgendwie
zu finden. Marc blätterte
historische Werke durch,
um Hinweise auf frühere
Magier zu entdecken,
während ich mich in ein

Werk über die
Kräuterkunde vertiefte.
Pflanzen hatten mich
schon immer interessiert.
Nach einer Weile riss ich
mich von dem Buch los
und setzte die Suche fort,
bis Marc mich zu sich
rief.

»He, Mort, ich habe was
gefunden!« Es war die
Geschichte der

Universität in Albamarl,
der Hauptstadt von
Lothion. »Nach diesem
Buch hat es an der
Universität früher eine
magische Hochschule
gegeben«, erklärte er.

»Ist sie denn jetzt
geschlossen?«, fragte ich.

»Ja, anscheinend brach
eine Seuche aus, und
angeblich haben die
Zauberer damit zu tun

gehabt. Die Hochschule wurde von einer aufgebrachten Meute zerstört. Offenbar hat man die meisten Lehrer am Pfahl verbrannt.«

»Warum sollte ich ein Zauberer werden?«

»Weil es ungeheuer beeindruckend ist! Es gibt heute nicht mehr viele, und wie kann ich denn sonst einen magischen

Ratgeber finden, wenn ich einmal Herzog bin?« Er schenkte mir sein ungeheuer einnehmendes Grinsen.

»Dein Vater hat ja auch keinen magischen Berater«, wandte ich ein.

»Aber nur, weil er nirgendwo einen finden kann. Mein Großvater hatte noch einen. Oh,

schau mal her! Du bist
gar kein
Zauberkundiger!« Das
machte mich neugierig.
»Nach diesem Buch hier
bist du bloß ein Magier.«

»Wo liegt da der
Unterschied?«

»Jeder mit einer
bescheidenen latenten
Begabung ist ein Magier.
Ein Zauberer dagegen ist
ein Magier, der

ausgebildet wurde und gelernt hat, seine Kräfte in angemessene Bahnen zu lenken.«

Ich lachte. »Demnach bin ich also unwissend. Das wussten wir doch schon.« Wir überflogen das Buch, um etwas über das Schicksal der Zauberer herauszufinden, die den Brand der Hochschule überlebt

hatten, konnten jedoch nichts entdecken.

»Wir müssen weitersuchen. Ich weiß, dass Vestrius hier irgendwo einige Bücher aufbewahrt hat«, sagte Marc.

»Vestrius?«

»Der Lieblingszauberer meines Großvaters.«

Als ich danach langsam

zwischen den Regalen
umherwanderte, fiel mir
in der hinteren Ecke
etwas Seltsames auf.
Neben einem hölzernen
Regal entdeckte ich ein
schwach schimmerndes
Symbol. »He, sieh dir mal
das hier an!« Ich streckte
die Hand aus und berührte
es. Gleich darauf saß ich
im vorderen Raum der
Bibliothek am Lesetisch.

Marc betrachtete mich mit einer seltsamen Miene.

»Was ist nur los mit dir?«, fragte er.

»Warum?«

Gereizt erklärte er:
»Gerade hast du mich ins Nebenzimmer gerufen, wo die Sprachlehren stehen, aber dann bist du einfach herausgelaufen und hast dich ohne ein

erklärendes Wort hierher
gesetzt!«

»Wirklich?« Die
Verwirrung war mir in
den letzten Tagen zu
einer regelmäßigen
Gefährtin geworden.

»An den Geschichten
über geistesabwesende
Zauberer ist offenbar viel
mehr dran, als ich je
dachte«, erwiderte er.

»Komm, lass uns nachsehen, was du vergessen hast, Professor Trottel.« Wir standen auf und kehrten in den kleinen Nebenraum zurück, in den ich ihn angeblich gerufen hatte.

Nachdem ich mich ein paar Minuten lang umgesehen hatte, bemerkte ich die glühende Rune. »He, was

ist das denn?« Abermals
berührte ich sie, und
gleich darauf befand ich
mich wieder am
Lesetisch. Marc saß mir
gegenüber und
beobachtete mich
verwirrt.

»Ich würde sagen, als
Magier oder was auch
immer bringst du es
sicher nicht weit, wenn du
einfach so fremde

Schutzzauber berührst«,
meinte er.

»Sind wir nicht gerade
schon einmal hier
gewesen?«, fragte ich.

»Das ist der rechte
Abenteurergeist.

Willkommen, mein lieber
Mordecai, du Meister des
Offensichtlichen!«

Sarkasmus war einer
seiner weniger

angenehmen
Charakterzüge. Wenn ich
es recht bedenke, gilt das
Gleiche wohl auch für
mich. Rasch erklärte er
mir, was geschehen war,
und wir kehrten zurück,
um es uns noch einmal
anzusehen.

Dieses Mal berührte ich
die Rune nicht. »Kannst
du sie sehen?«, fragte ich
ihn.

»Nein.«

»Berühr du sie und beobachte, was passiert«, schlug ich ihm vor.

»Kommt nicht infrage. Ich könnte ja etwas Wichtiges vergessen.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Zum Beispiel das erste Mal, als ich bei einer Frau gelegen habe!«, antwortete Marc.

»Was, zum ... wann war das denn? Hast du tatsächlich schon deine Unschuld verloren?«, staunte ich.

»Du nicht?« Er zog die Augenbrauen hoch.

»Halt den Mund, wir haben Dringenderes zu tun.« Ich starrte die Rune an, während er hinter mir kicherte. Schließlich

versuchte ich etwas
anderes. Ich streckte die
Hand aus, bis sie fast auf
die Rune traf, berührte sie
aber nicht. Je näher ich
dem Glühen kam, desto
stärker wurde der Druck
in meinem Kopf. *Vergiss!*
Ein leises Flüstern nur,
dem ich mich
entschlossen widersetzte.
Ich holte tief Luft und
versuchte, einen Druck

auszuüben, der demjenigen ähnelte, den ich selbst verspürte, nur dass ich ihn nach außen und zurück auf die Rune richtete. Mehrere

Sekunden lang spürte ich, wie sich die Spannung nicht nur in meinem Kopf, sondern auch ringsherum in der Luft aufbaute. Dann gab es eine Explosion.

Ich lag auf dem Rücken,
Marc beugte sich mit
einer Brechstange in der
Hand über mich. »Du bist
entweder der dümmste
oder der glücklichste
Kerl, den ich je gesehen
habe.« Ich richtete mich
auf und betrachtete die
Stelle, wo sich das
Symbol befunden hatte.
Nun war es

verschwunden, an der Wand war ein versengter Kreis zu erkennen.

»Wo hast du die Brechstange her?«

»Die hatte ich schon geholt, bevor du versuchtest, dich selbst in die Luft zu jagen. Hilf mir mal. Hinter der Stelle, wo sich dieses magische Dings befunden hat, ist ein Eisenring

eingelassen.« Er forderte mich auf, ihn als Erster zu berühren, und als nichts geschah und auch nichts weiter zu explodieren drohte, fasste er mit an und zog. Nach einigem Zerren öffnete sich die Wandverkleidung einen Spaltbreit, und dahinter kam ein kleiner Schrank zum Vorschein. Darin befanden sich drei

in Leder gebundene
Bücher. Die beiden ersten
waren mehr als eine
Handspanne groß und so
dick wie zwei Daumen
übereinander. Das dritte
war riesig, über zwei
Handspannen und eine
Handbreit hoch. Es war
mit glühenden Symbolen
bedeckt, ich konnte
jedoch nur den Titel

l e s e n : *Lycianische Sprachlehre*. Die beiden anderen waren unbeschriftet.

Marc wollte schon danach greifen, aber ich legte ihm eine Hand auf den Arm. Er sah mich an und zog die Hand zurück. Vorsichtig griff ich zu und holte die beiden kleineren Bände hervor. Da sie nicht glühten,

nahm ich an, man könne sie gefahrlos berühren. Das größere Buch ließ ich liegen.

»Ist es mit einem Zauber gesichert?«, fragte Marc.

»Es ist voller Zauber und glüht wie ein Freudenfeuer.« Nach kurzem Überlegen schlossen wir die Vertäfelung und ließen

das große Buch in Ruhe.
Hoffentlich konnte ich
genug lernen, um es
später noch
durchzublättern. Es war
schon spät, weshalb wir
uns entschieden, für
diesen Abend aufzuhören.
Die beiden kleineren
Bücher nahm ich mit auf
mein Zimmer.

»Versprich mir, dass du

sie nicht ohne mich liest«, verlangte Marc ernst. »Wenn dir beim Lesen etwas passiert, sollte jemand in der Nähe sein, der dich wegziehen oder das Feuer löschen kann.«

Ich sah ihm in die Augen und versuchte, ernst zu bleiben. »Keine Sorge, ich kann warten.« Mir gingen eine Menge

neunmalkluge

Kommentare durch den
Sinn, doch
ausnahmsweise war ich
so schlau, sie für mich zu
behalten.

Sobald ich mich in
meinem Zimmer
gemütlich niedergelassen
hatte, untersuchte ich die
Bücher. Anfangs hatte ich
sogar beabsichtigt, mein
Versprechen zu halten,

aber die Neugierde wurde dann doch zu stark. Da nach dem Öffnen der Einbände nichts weiter passierte, beschloss ich, einfach weiterzublättern. Das erste Buch entpuppte sich als Tagebuch, das Vestrius selbst verfasst hatte. Das zweite war anscheinend eine Sammlung von

Zaubersprüchen,
überwiegend in geläufiger
Sprache verfasst, aber hin
und wieder doch von
glühenden Worten und
Symbolen durchsetzt, mit
denen ich keinerlei
Erfahrung hatte.
Außerdem enthielt es eine
Menge Zeichnungen.
Sobald ich die glühenden
Abschnitte bemerkte,
legte ich es

vorsichtshalber weg und nahm mir das Tagebuch vor.

Diese Entscheidung stellte sich bald als eine richtige heraus. Im Gegensatz zu den meisten anderen Tagebüchern, in denen die Menschen einfach nur ihre alltäglichen Gedanken notieren, handelte es sich bei diesem hier eher um

ein Labortagebuch.
Vestrius hatte als junger
Mann bei einem Magier
namens Grummond
gelernt. Seine erste
Aufgabe war das Führen
des Tagebuchs gewesen,
um nicht zu vergessen,
was er jeden Tag lernte.
In diesem Augenblick
konnte ich mir nichts
Nützlicheres vorstellen

und begann zu lesen.

Vestrius' erste Tage als Zauberlehrling waren für mich sehr aufschlussreich. Rasch begriff ich, welchem Zweck das dritte Buch diente. Die *Lycianische Sprachlehre* war genau das, was der Name sagte: ein Buch über die Grammatik und das Vokabular der schon

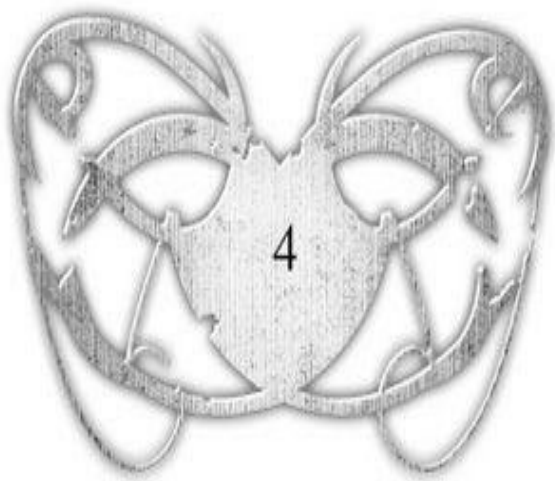
lange ausgestorbenen
lycianischen Sprache.
Außerdem entnahm ich
dem Tagebuch, warum
das Lehrbuch glühte.
Zauberer lernen, die
gesprochene und
geschriebene Sprache zu
benutzen, um ihre Macht
auszuüben. Da es aber
äußerst gefährlich wäre,
die eigene Sprache zu
verwenden, greift man

auf eine tote Sprache
zurück. Daher war das
Lycianische schon seit
Jahrhunderten
gewissermaßen die
Amtssprache der Magie
und wurde nur aus diesem
Grund weiter gepflegt. Da
diese Sprache schon so
lange in Gebrauch war,
bargen auch die
aufgeschriebenen Wörter

einen gewissen Grundbestand an magischer Kraft und konnten sich deshalb, wenngleich in geringem Maße, sogar in den Händen derjenigen als gefährlich erweisen, die keinerlei magische Gaben besaßen.

Ich beschloss, das dritte Buch am folgenden Tag zu holen. Wenn ich

Vestrius' Tagebuch lesen
und wirklich verstehen
wollte, musste ich
gleichzeitig die
Sprachlehre studieren.



Das zweite Charakteristikum ist

die sogenannte »Ausstrahlung« und bezieht sich auf die Fähigkeit eines Menschen, eine gegebene Menge an Aythar möglichst schnell zu kanalisieren oder zu benutzen. Im Gegensatz zur Kapazität ist die Ausstrahlung keine gemeinsame Eigenschaft aller Menschenwesen. Manche Personen, besonders diejenigen, die man gemeinhin »Stoiker« nennt, besitzen überhaupt keine Ausstrahlung und sind deshalb völlig außerstande, die Magie auf irgendeine Weise zu nutzen, zu spüren oder zu lenken. Glücklicherweise sind diese

Menschen allerdings selten. Auf hundert andere kommen höchstens ein oder zwei, die dieser Gruppe angehören. Eine angenehme Nebenwirkung ist allerdings die, dass die Stoiker mit subtilen Methoden, wie etwa durch Verzauberungen oder andere magische Mittel, die Geist und Seele beeinflussen, nicht beeinflusst werden können. Dadurch sind sie in gewissen Positionen, besonders bei Gericht, von großem Wert. Natürlich können sie anderen Formen der Magie dennoch unterworfen werden, aber gewiss

nicht in stärkerem Maße als jedes andere körperliche Wesen oder Objekt.

Die große Mehrzahl der Menschen besitzt nur eine sehr geringe Ausstrahlung und ist ohne umfassende Ausbildung und Auseinandersetzung mit der Magie kaum fähig, in nennenswertem Ausmaß auf das Aythar Einfluss zu nehmen. Gleichermäßen fällt es ihnen schwer, Dinge, die dem Wesen nach rein magischen Ursprungs sind, überhaupt wahrzunehmen. Diese Menschen sind zwar in der Lage, magische Gerätschaften zu

benutzen, und können nach langer Übung ein wenig Aythar sogar gezielt einsetzen, doch geht dies nie über ein sehr beschränktes Maß hinaus.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Als ich erwachte, fiel strahlender Sonnenschein durch das offene Fenster ins Zimmer. Ich blinzelte in dem hellen Licht und versuchte, den Kopf mit einem der verzierten

Kissen zu schützen, die ich am Vorabend zur Seite geschoben hatte. Irgendjemand riss es weg.

»Bei allem, was heilig ist!« Ich zog mich unter die Bettdecke zurück, um dem Licht zu entkommen. Eigentlich bin ich gar kein Langschläfer, aber in der vergangenen Nacht war ich fast bis zum Morgengrauen wach

geblieben. Freilich
musste es jetzt
irgendjemand auf mich
abgesehen haben – also
hielt ich verzweifelt die
Decke fest, die mein
Plagegeist wegziehen
wollte.

»O nein, das kommt
nicht infrage! Mordecai
Eldridge, du stehst sofort
auf! Ich habe dich heute

Morgen schon oft genug entschuldigt. Du hast bereits dein Treffen mit dem Herzog versäumt, und wenn du meinst ...«

»Was?« Ich ließ die Decken los und richtete mich auf. Penny, mein Plagegeist, taumelte zurück, stolperte über den Stuhl und riss die Decken mit.

»Au!«, rief sie, als sie

unsanft auf ihr Hinterteil
fiel. An dieser Stelle
sollte ich ein paar Dinge
erklären. In jenen Tagen
schliefen die meisten
Menschen nackt, und
auch für mich waren
Schlafanzüge und
Nachtgewänder ein
unbezahlbarer Luxus. Als
Penny wieder aufstand,
wurde mir dies peinlich
bewusst, ganz zu

schweigen von meinem kleinen Soldaten, der seinen strammsten Morgengruß entbot. Nun war ich für den Überfluss an schmückenden Kissen äußerst dankbar und griff eilig zu, um meine Blöße zu bedecken. Penny war so freundlich, den Blick abzuwenden.

»Hör mal, Penny, wir

sind ja schon lange
Freunde, aber wäre es
nicht besser, wenn du
beim nächsten Mal
anklopfst?« Verdammt
wollte ich sein, wenn ich
mich von ihr in
Verlegenheit bringen ließ,
denn ohne Zweifel war
doch ich das Opfer.

»Ich habe geklopft! Ich
habe um sieben
angeklopft, um acht bin

ich noch einmal
gekommen, und um neun
zum dritten Mal! Du
solltest dich um halb zehn
mit dem Herzog treffen,
aber ich sagte ihm gleich,
du seist krank. Zuerst hat
er mir wohl nicht
geglaubt, aber Marcus hat
schon behauptet, er hätte
dich gestern wach
gehalten, und ihr hättet
zusammen etwas

getrunken.« Sie schien sehr verstimmt, aber mir fiel auf, dass sie keinerlei Anstalten machte, mir die Decken zurückzugeben. Vielmehr wanderte ihr Blick immer wieder zu meinen Beinen. Oder jedenfalls nahm ich an, dass es meine Beine waren. Ich rückte das Kissen zurecht und

vergewisserte mich, dass ich auch wirklich bedeckt war. »Um zehn Uhr bin ich dann hereingekommen, um zu putzen und zu lüften«, fuhr sie fort. »Du hast geschlafen wie ein Toter.«

Sie war fest entschlossen, mir die selbstgerechte Empörung zu verderben. »Wie spät

ist es denn jetzt?«, fragte ich etwas kleinlaut.

»Mittag.« Die hochgezogene Augenbraue und die geschürzten Lippen verrieten mir, dass die Mittagszeit eindeutig zu spät war, um aus dem Bett aufzustehen.

»Mittag?« Jegliche Entschlossenheit, nur ja keine Verlegenheit zu

zeigen, verließ mich. »Es tut mir leid, Penny. Hör mal, ich bin dir dankbar, dass du dich so für mich verwendet hast, aber könntest du mich jetzt allein lassen, damit ich mich anziehen kann?« Ich blickte zur Kommode. Am vergangenen Abend, nein, am frühen Morgen, hatte ich einen

heldenhaften Kampf
ausgefochten, um den
teuflischen Klauen des
Wamses zu entkommen.
Anscheinend hatte sie das
wirre Durcheinander, das
ich am Fußende des
Bettes siegreich
zurückgelassen hatte,
inzwischen geordnet.

»Du wirst meine Hilfe
brauchen, aber ich warte
hier drüben, bis du Hemd

und Hose angezogen hast.« Sie drehte sich zur Kommode um, und jetzt zog ich eilig die Sachen an, mit denen ich ohne Hilfe zurechtkam. Zu spät fiel mir ein, dass die Kommode einen großen Spiegel besaß, und als ich mich über die Schulter umsah, bemerkte ich, dass sie mich heimlich beobachtete. Ich weiß den

Grund selbst nicht genau, aber ich hielt den Mund und zog mich weiter an. Wahrscheinlich hatte ich genug von peinlichen Unterhaltungen.

Jedenfalls stopfte ich mir dieses Mal selbst das Hemd in die Hose.

Einige Minuten später half sie mir, das Wams zu schnüren. Obwohl es nun

schon das zweite Mal
war, fand ich ihre Nähe
beunruhigend. Ich
erinnerte mich an Marcs
Eingeständnis
hinsichtlich seiner
verlorenen
Jungfräulichkeit und
machte mir so meine
Gedanken. *Ob es Penny
war?* Dieses Mal blieben
meine dummen Lippen
allerdings geschlossen.

Trotzdem, der Gedanke störte mich.

»Warum bist du denn die ganze Nacht aufgeblieben?« Ich erschrak, zumal sie mir direkt ins Ohr sprach. *Morgen lasse ich mich von Benchley ankleiden,* dachte ich. Benchley war der Kammerdiener, der auch Marc half. Ich schloss kurz die Augen,

um meine Gedanken zu ordnen.

»Verzeihung?«

Manchmal geriet ich über
meine eigene
Gerissenheit in
Erstaunen.

»Lass das«, antwortete
sie.

»Was soll ich lassen?«
Ich blieb dabei und
spielte weiter den

Ahnungslosen.

Sie war mit den Bändern fertig und trat zurück, um mich kritisch zu begutachten. »Mort, wenn du mich weiter so schneidest, wirst du es eines Tages bedauern.«

Ich fand, dass es immer noch helfen konnte, mich unwissend zu stellen. »Ehrlich, Penny, ich weiß gar nicht, was du meinst.

Du hast doch gehört, was Marcus gesagt hat. Wir sind lange aufgeblieben und haben gezecht, und ich habe mehr getrunken, als gut für mich war ...« Ich brachte den Satz jedoch nicht zu Ende, denn ihre Hand traf meine linke Wange mit einer solchen Heftigkeit, dass es brannte. Der Schlag drehte mir sogar den

Kopf halb zur Seite.

»Verdammt, Mordecai!
Ich lasse mir ja viel
gefallen, aber lüg mich
nicht an! Marc und
Dorian erzählst du alles,
aber mir kannst du wohl
nicht mehr trauen?
Warum nicht? Liegt es an
den Titten?« Sie
gestikulierte wild und
unterstrich ihre

Bemerkung, indem sie die fraglichen Körperteile ein wenig anhob. »Hältst du mich jetzt für eine dumme kleine Gans, der man nichts mehr anvertrauen kann?«

Eilig ruderte ich zurück. Ihre ungezügelte Wut hatte mich ganz unvorbereitet getroffen. »Natürlich nicht, Penny! Ich vertraue dir doch. Ich

meine, wir sind schließlich zusammen aufgewachsen, und es hat nichts damit zu tun, dass du eine Frau bist. Wir waren immer enge Freunde, und ...«

»Enge Freunde?«, fiel sie mir ins Wort. »Hast du dir deshalb so große Mühe gegeben, mich zu besuchen, wenn du in den letzten zwei Jahren in die

Stadt gekommen bist?
Darum wusstest du ja
auch, dass meine Mutter
im letzten Jahr an der
Schwindsucht gestorben
ist, nicht wahr? Deshalb
wusstest du, dass Vater
nicht mehr arbeiten
konnte, sodass ich die
Stelle hier annehmen
musste. Du hast Dorian
besucht und bist wer weiß

wie oft hergekommen,
um mit Marcus zu reden.
Aber ich war dir wohl
nicht gut genug.« In
dieser Unterhaltung ging
es offenbar um erheblich
mehr als meine geheimen
Nachforschungen. Es traf
tatsächlich zu, dass ich
ihr in den letzten zwei
Jahren aus dem Weg
gegangen war, denn seit
wir keine Kinder mehr

waren, hatte es immer wieder peinliche Situationen gegeben. Sie hatte sich auf eine Weise verändert, die eine Distanz zwischen uns schuf, und nachdem sie aufgeblüht war, interessierten sich die Männer der ganzen Stadt für sie. Ich dagegen mochte keine Konkurrenz und musste außerdem

zugeben, dass sie
vollständig außerhalb
meiner Reichweite war.

»Dachtest du denn, ich
bräuchte keine Freunde
mehr?« So langsam
beruhigte sie sich, und
jetzt bemerkte ich auch
die Tränen in ihren
Augen.

»Penny, es tut mir
wirklich leid, und du hast

recht.« In unseren
Unterhaltungen schälten
sich gewisse
Gesetzmäßigkeiten
heraus. »Ich dachte aber,
du hättest viele Freunde.
Alle Jungs in der Stadt
bemühen sich doch
anscheinend um dich ...«

»Ich brauche keine
Brautwerber, sondern
einen Freund.« Sie sah
mich an, und am liebsten

hätte ich sie umarmt.
*Dummkopf! Sie sagt dir,
sie brauche einen Freund,
und du denkst sofort
daran, ihr auf die Pelle zu
rücken.* Manchmal ist es
ein Fluch, als Mann
geboren zu sein.

»Na gut, ich stimme dir
zu. Ich an deiner Stelle
würde das aber wohl ganz
anders sehen, und ich
frage mich, womit ich

deine Freundschaft überhaupt verdient habe. Also, was willst du hier, Penelope?« Sie hatte in gewisser Weise sogar recht, und ich hatte keine Lust mehr, mich zu streiten. Allerdings mochte ich mich nicht dafür entschuldigen, dass ich während ihrer Schicksalsschläge nicht

für sie da gewesen war,
und sie wäre ohnehin
besser dran gewesen,
wenn sie aufgehört hätte,
sich meinetwegen den
Kopf zu zerbrechen.

»Du Mistkerl! Ich bin
hergekommen, weil du
der einzige echte Freund
bist, den ich habe! Und
glaub ja nicht, dass ich
mich so leicht
verscheuchen lasse. Wir

sind Freunde, bis ich sage, dass wir es nicht mehr sind. Selbst wenn ich dich verhauen muss, damit du mir endlich verrätst, was mit dir los ist!«

Ich gab es auf. »Was willst du wissen?«

Misstrauisch beäugte sie mich. »Lass dir ja keine Tricks einfallen! Ich weiß jetzt schon

mehr, als du denkst, also sei lieber ehrlich!«

»Abgemacht.«

»Warum bist du gestern Abend in der Bibliothek gewesen?«

Das überraschte mich.

Offensichtlich entging ihr wirklich nicht viel.

»Woher weißt du das?«, fragte ich.

»Du hast dich nicht

betrunken, und ich habe
auf dem Schreibtisch
zwei seltsame Bücher
gefunden. Wenn ich es
nicht besser wüsste,
würde ich vermuten, dass
du dich mit den
Nachtgöttern eingelassen
hast. Diese Bücher
wirkten jedenfalls sehr
eigenartig.« Frauen darf
man nicht unterschätzen.
»Und jetzt hör auf mit der

Heuchelei und sag mir endlich, was du mit Marc und Dorian zu tuscheln hattest.«

»Das würdest du wahrscheinlich gar nicht glauben. Vielleicht sollte ich es dir zeigen«, erwiderte ich. »Schließ die Vorhänge. Im Dunkeln ist es leichter zu erkennen.« Immerhin, sie stellte keine Fragen und

sah mich nur seltsam an,
während sie die Vorhänge
vorzog. »Komm, setz
dich zu mir aufs Bett, es
dauert einen
Augenblick.«

»*Das* habe ich vorhin
schon gesehen, falls es
das ist, was du mir zeigen
willst«, bemerkte sie
sarkastisch.

»Nun halt doch mal

einen Augenblick den
Mund, damit ich mich
konzentrieren kann.« Ich
hatte am vergangenen
Abend die Eintragungen
für die ersten Tage von
Vestrius' Lehrzeit
gelesen, und auch wenn
ich das Lycianische noch
nicht richtig verstand, so
kannte ich doch die ersten
Wörter, die er gelernt
hatte, und ihre

Anwendung. Ich schloss die Augen und entspannte mich. Dann hob ich die Hand und formte mit der Handfläche eine Schale. »*Lyet*«, sagte ich und konzentrierte mich auf die Luft in meiner Hand. Ein warmes Glühen entstand, schwach zwar, aber doch halbwegs erkennbar und insgesamt etwas enttäuschend.

»*Lyet!*«, sagte ich noch einmal mit größerem Nachdruck. Das Licht flackerte und formte sich zu einer leuchtenden Kugel, die zu hell war, um sie anzuschauen. Ich schloss die Augen, doch das Strahlen war stark genug, um sogar durch die Augenlider zu dringen. Pennys Reaktion

darauf war äußerst interessant.

»Au, verdammt!« Sie sprang rückwärts vom Bett und stürzte auf der anderen Seite auf den Boden. Damit war sie in weniger als einer Stunde schon zweimal aufs Hinterteil gefallen. Ich ließ die Lichtkugel in der Luft schweben und half ihr beim Aufstehen. In

Wahrheit wusste ich noch gar nicht, wie man das Licht bewegte – und ich hatte am vergangenen Abend reichlich Mühe gehabt, es zu löschen, nachdem ich es zum ersten Mal erzeugt hatte.

Im grellen weißen Licht wirkte alles verfremdet, und in den harschen Schatten bekam ihr Gesicht einen seltsamen

Ausdruck. Am
schlimmsten war die
Angst, die ich in ihren
Augen entdeckte. Ich
konnte mir kaum
vorstellen, wie ich wohl
selbst in diesem Schein
aussah. »Verstehst du
jetzt, warum ich solche
Schwierigkeiten hatte, dir
etwas zu sagen?« Ich
wollte mir ein Lächeln

abringen, eine
beruhigende Miene
aufsetzen, um sie zu
besänftigen, aber das
machte alles nur noch
schlimmer. Sie wich vor
mir zur Tür zurück.

»Warte, Penny. Es ist
nicht so schlimm, wie du
jetzt denkst. Warte, ich
lösche das Licht, und
dann erkläre ich es dir
noch einmal.« Ich machte

eine Geste zum Licht hin.
»*Haseth.*« Es ging ganz
plötzlich aus. Dabei
wurde es recht dunkel im
Raum, weil unsere Augen
sich gerade erst auf den
grellen Schein eingestellt
hatten.

Sie stieß einen kleinen
Schrei aus, dann hörte ich
ein lautes Plumpsen. *Das
war wohl der Diwan.*
Gleich darauf klopfte es,

und die Tür flog auf.

Marc trampelte herein.
»So, du Schlafmütze,
jetzt wird es aber Zeit,
dass du aufstehst. Wenn
du noch länger liegen
bleibst, dann ... huch!«
Penny huschte geduckt an
ihm vorbei und floh aus
dem Raum. Endlich
hatten sich meine Augen
auf das Zwielflicht

eingestellt, und ich sah Marc in der Tür stehen. Er starrte mich an, und ich gebe gern zu, dass ich ganz gewiss nicht den besten Eindruck auf ihn gemacht haben werde. Das Bett war zerwühlt, die Decken lagen noch auf dem Boden, und der Diwan war umgekippt. *Ich wusste doch, dass es der Diwan war,* dachte

ich.

»War das Penny?« Er drehte sich um.

Oh, verdammt! Dann hatte er gestern Abend wohl wirklich über sie gesprochen. Das sieht gar nicht gut aus. Meine Gedanken rasten. »Es ist nicht das, was es zu sein scheint.«

»Ah, was scheint es denn zu sein?

Hausangestellte in
deinem Schlafzimmer
herumjagen und am
hellichten Tag die
Vorhänge vorziehen?« Er
schien ein wenig
verstimmt, aber nicht so
sehr, wie ich es gewesen
wäre, wenn jemand meine
Beute gewildert hätte.
»Hör mal, Mort, wir
kennen Penny schon seit

langer Zeit, aber sie hat in der letzten Zeit eine Menge durchgemacht. Du solltest ihr nicht so zusetzen. Ich wollte es dir eigentlich längst sagen. Sie hat vor einer Weile ihre Mutter verloren, und seitdem ...«

Offensichtlich war es mir in diesem Leben bestimmt, von einem Missverständnis in das

nächste zu tappen. »Nein,
nein, nein! Ich wollte ihr
nur meine Situation
erklären, aber das hat sie
wohl sehr aufgeregt.« Es
dauerte fast zehn
Minuten, ihm zu
schildern, was sich
tatsächlich zugetragen
hatte. Ich wäre viel
schneller gewesen, aber
er hatte die schlechte
Angewohnheit, mich

ständig zu unterbrechen.

»Dann bist du also geradewegs hierher spaziert und hast sofort vergessen, was du mir versprochen hattest?« Er schüttelte den Kopf.

»Das fasst es recht gut zusammen.« Ich setzte mein charmantestes Lächeln auf.

»Vergiss nicht, ich

musste meinem Vater
vorflunkern, wir hätten
gestern Abend gezecht,
und du seist nach einem
Übermaß an Wein
ohnmächtig geworden.«
Mein überwältigendes
Charisma verfehlte bei
ihm seine Wirkung, und
seine Bemerkung nahm
mir den Wind aus den
Segeln.

»Dann hält er mich jetzt

wohl für einen
Trunkenbold, oder?«

»Das bezweifle ich,
Mort. Aber er glaubt ganz
sicher, dass du nicht mit
Wein umgehen kannst.«
Er grinste mich boshaft
an. »Komm schon, ich
habe Vater gesagt, dass
ich dich aus dem Bett
holen werde, ehe die
edlen Gäste eintreffen.«
Da ich bereits angekleidet

war, ging ich nun zur Tür und blieb unterwegs nur noch einmal stehen, um den Diwan wieder auf die Füße zu stellen.

Draußen auf dem Korridor wandte er sich an mich. »Und wenn ich dich jemals wieder dabei erwische, wie du Penny durch dein Zimmer scheuchst, werfe ich dich

raus. Die anderen
Zimmermädchen könnte
ich dir verzeihen, aber
Penny ist etwas
Besonderes.«

»Verdammt, ich hab dir
doch erzählt, was passiert
ist!«

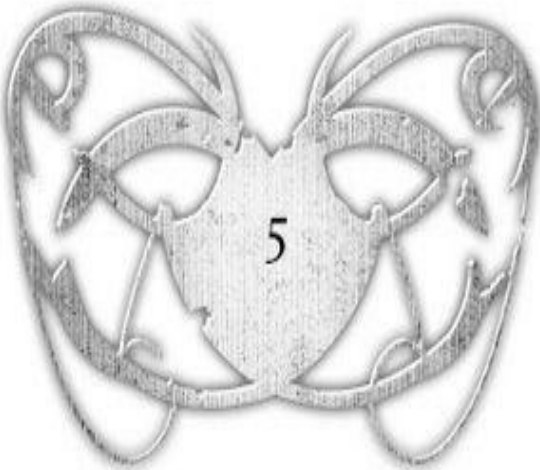
Marc zwinkerte mir zu.
»Ich weiß. Es macht nur
Spaß, dir zuzusehen, wie
du derart in Verlegenheit
gerätst. Wenn ich jetzt

aber mal so richtig darüber nachdenke ... ich glaube, bei einem anderen Mädchen hättest du dir über ein so kleines Missverständnis kaum Gedanken gemacht.«

»Was soll das denn schon wieder heißen?«, fauchte ich.

»Nichts Böses, mein Freund, nichts Böses.« Er nahm mich in den Arm,

als wir auf dem Flur weitergingen. Nun ja, er versuchte es jedenfalls. Ich war größer als er, also musste er sich damit begnügen, mir einen Knuff zwischen die Schultern zu versetzen.

A decorative, symmetrical, butterfly-like shape with intricate scrollwork and a central number 5. The shape is composed of two mirrored halves joined at a central point. Each half features a large, stylized eye-like opening. The entire shape is rendered in a light gray, textured style with a subtle drop shadow.

5

Selten einmal kommt ein

Mensch mit mittlerer bis hoher Ausstrahlung, aber niedriger Kapazität zur Welt. Dies tritt nicht häufiger als bei einem unter hundert anderen auf. Wer mit diesen Gaben geboren ist, bemerkt sie gewöhnlich erst als Jugendlicher, wenn der Körper heranreift, obschon die Fähigkeiten gelegentlich bereits früher zutage treten. Die erste Ausprägung, die bei Menschen mit starker Ausstrahlung zum Vorschein kommt, wird vom gewöhnlichen Volk als »Magierblick« bezeichnet. Damit ist die Fähigkeit gemeint, Dinge

von rein magischer Natur zu spüren und zu sehen. Manchmal werden die Betreffenden auch hellsehtig oder zeigen andere Spielarten von Vorherwissen und Visionen. Die meisten werden zu Mystikern, Wahrsagern und Hellsehern. Manche schlagen eine Laufbahn in der Kirche ein oder streben in den verschiedenen Religionen das Priesteramt an, weil ihre Fähigkeit ihnen erlaubt, die Macht ihrer Götter zu den Menschen zu leiten. So entstehen dann die Legenden über die »Heiligen«. Dies wäre sicher

auch mein Weg gewesen, hätten mich nicht das Schicksal und meine eigene Neugierde in eine ganz andere Richtung gedrängt.

Marcus der Ketzer,

Über das Wesen von Glaube
und Magie

Meine Audienz beim Herzog war in etwa so verlaufen, wie ich es erwartet hatte. Er machte mir wegen meiner Saumseligkeit keine Vorwürfe, sondern tat sie

als Folge meines
»jugendlichen
Überschwangs« ab. Doch
ich war trotzdem sicher,
dass ich ihn enttäuscht
hatte. Jedenfalls gab er
mir deutlich zu verstehen,
dass er und die Herzogin
weiterhin willens waren,
meinen gesellschaftlichen
Status auf unzutreffende
Weise darzustellen. Wie
Marc mir schon erklärt

hatte, sollte ich mich als
reisender Gelehrter
ausgeben und möglichen
Fragen nach meinem
genauen Stand
ausweichend begegnen.
Sie für ihren Teil würden
entsprechende Fragen auf
sehr allgemeine Weise
dahingehend beantworten,
dass ich ein entfernter
Vetter sei.

Rückblickend wundere

ich mich sehr über die
Leichtfertigkeit, mit der
sie so viele Menschen in
Bezug auf meinen
gesellschaftlichen Status
in die Irre führten. Für
mich als Sohn eines
bescheidenen Schmieds
scheint es unglaublich,
doch wenn ich ihre hohe
Warte einnehme, leuchtet
es mir wieder beinahe

ein. Für sie mag es wohl
wirklich keine große
Sache gewesen sein.
Höher als die Lancasters
stand nur die
Königsfamilie selbst.
Wer aber wollte ihnen
widersprechen? Wer
würde es wagen, den
Rang eines unbekannten
Gelehrten zu
hinterfragen? Und falls
die Wahrheit herauskam,

was konnte schon
geschehen? Sie mochten
es als kleinen Scherz
abtun, und mehr als ein
paar zerzauste Federn
würden dabei nicht
herauskommen. Ich für
meinen Teil hatte freilich
eine Heidenangst und
fühlte mich, als läge mein
Hals schon auf dem
Henkersblock.

An diesem Nachmittag

nutzte ich eine freie Stunde, um weiterzulesen und ein wenig zu experimentieren. Zu den interessantesten Dingen, die Vestrius gleich zu Anfang seiner Lehrzeit gelernt hatte, zählte ein Spruch, mit dem man andere in einen Zauberschlaf versetzen konnte. Anscheinend war

dies recht einfach zu
bewerkstelligen, leicht zu
erlernen und allgemein
sehr nützlich. Man konnte
die Fähigkeit
gleichermaßen bei
Menschen und Tieren
anwenden, um sich aus
schwierigen Lagen zu
befreien. Außerdem
musste man kaum mit
Schuldzuweisungen
rechnen, sofern der

Zauber alle anwesenden Zeugen traf. Grummond hatte Vestrius darauf hingewiesen, dass die Magie auf »Stoiker« nicht wirke, aber was dies bedeutete, musste ich erst noch herausfinden.

Ich suchte mir ein passendes Opfer für meine Experimente. Ursprünglich hatte ich dabei an Marcus oder

Dorian gedacht, doch diesen Gedanken verwarf ich nun wieder. Ich war mir meiner Fähigkeiten immer noch nicht sicher und wollte die beiden keinesfalls in einen dauerhaften Tiefschlaf versetzen. Also beschränkte ich mich darauf, mich ans Fenster zu hocken und Vögel zu

betäuben. Mein erstes Ziel war eine Amsel, die so freundlich war, auf der Fensterbank zu landen.

Ich bündelte meine Willenskraft und visierte den Vogel an. »*Shibal*.« Er brach zusammen, als hätte ihn jemand mit einem gut gezielten Stein getroffen. Ich beobachtete ihn mehrere Minuten lang und wartete ab, ob er

wieder erwachte. Das geschah jedoch nicht. Der Spruch sollte angeblich eine Weile wirken, je nachdem, wie viel Kraft man hineinlegte. Allerdings wusste ich nicht, ob dabei auch die Größe des betroffenen Wesens eine Rolle spielte. Ich versuchte, den Vogel mit lauten Geräuschen zu wecken,

doch er schlief ungerührt weiter, was bei Vögeln sicherlich etwas höchst Ungewöhnliches ist. Schließlich hob ich ihn auf und vergewisserte mich, dass er noch atmete. Anscheinend ging es ihm nicht schlecht, nur dass er eben in tiefem Schlaf lag. Ich schüttelte ihn leicht und stupste ihn

mit dem Finger.

»Au! Verdammt!« Der Vogel war aufgewacht und hatte mich in den Finger gehackt. Er flatterte dann einige Minuten im Zimmer herum, während ich ihn jagte und zum offenen Fenster zu scheuchen versuchte. Endlich fand er den Ausgang, und ich setzte mich nieder und

dachte über das nach, was
ich gerade gelernt hatte.
Auf jeden Fall wollte ich
keine weiteren Vögel in
mein Zimmer holen.
Mein Finger pochte
immer noch heftig.

Ich beschloss, es ein
weiteres Mal zu
versuchen, nun aber mit
einem entfernteren
Zielobjekt. Am Himmel
kreiste ein Falke.

»*Shibal*.« Der Vogel stutzte kurz im Flug, erholte sich aber rasch. Ich war nicht sicher, ob es an der Entfernung lag oder ob ein fliegender Vogel schwieriger zu betäuben war. Abermals sammelte ich mich und konzentrierte mich völlig auf das Tier. »*Shibal!*« Der Falke stürzte wie ein

Stein vom Himmel. Ich hörte einen Plumps und glaubte sogar die Erschütterung zu spüren, als er auf den Stein im Hof schlug. *Verdammt! Ich habe ihn getötet!* Rasch zog ich mich vom Fenster zurück, damit mich niemand sehen und eine Verbindung zu dem Geschehen herstellen konnte. Die Geschichte

über die Feuersbrunst in Albamarl hatte einen starken Eindruck bei mir hinterlassen.

Ich schreckte auf, als es an der Tür klopfte. So schnell konnte doch niemand den Falken bemerkt haben und hochgerannt sein. Als ich öffnete, stand Dorian vor der Tür.

»Du musst in ein paar

Minuten
hinunterkommen, Mort.
Die ersten Gäste sind
bereits eingetroffen, und
du sollst sie mit Marc
zusammen begrüßen.« Er
sah sich im Zimmer um.
Das Bett war noch immer
zerwühlt, die Kissen
verstreut. »Anscheinend
hast du dich ja schon mit
dem Reinigungspersonal

angefreundet.«

Ich fragte mich, ob er mit Marc gesprochen hatte. »Dorian, du vertraust mir doch, oder?« Ich zog ihn ganz herein und schloss die Tür.

»Ja, sicher. Weißt du noch, wie du mich damals mit Marc zusammen zum Gehöft des alten Wilkins geschleppt hast, um

Kürbisse zu stehlen?« Er hatte eine lebenswerte Art, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit Geschichten aus unserer Kindheit aufzuwärmen. Manchmal war es allerdings auch etwas nervtötend.

»Ja, ja. Komm her, setz dich einen Moment.« Ich schob ihn zum Diwan.

»Ihr habt mir erzählt,

ihr wolltet die Kürbisse benutzen, um Sir Kelton ...«, erzählte er weiter. Normalerweise hätte es mich nicht gestört, aber ich hatte die Geschichte schon ein Dutzend Mal gehört und zurzeit Wichtigeres im Sinn.

»*Shibal*«, sagte ich gemessen. Nichts geschah.

»... zu erschrecken, der an diesem Abend Wache hatte«, fuhr Dorian ohne das geringste Zögern fort. Da ich ihn aufmerksam anstarrte, dachte er vielleicht, ich hörte ihm zu. Ein zweites Klopfen riss mich aus meinen Gedanken.

Benchley, Marcs
Kammerdiener, stand in
der Tür. »Seine

Lordschaft dachte, Ihr
bräuchtet vielleicht etwas
Hilfe, um Euch
zurechtzumachen.«

Anscheinend hatte Penny
keine Lust mehr, mich
anzukleiden, oder Marc
hatte aus eigenem Antrieb
eingegriffen.

Da fiel mir etwas ein.
»Ich bin bereits richtig
angezogen, Benchley,

aber du könntest mir mit dem Bett helfen. Ich habe keine Ahnung, wie ich die Decken und Kissen richtig hinlegen muss.« Ich winkte in die Richtung jenes Katastrophengebiets, in dessen Zentrum sich mein Bett befand.

Benchley richtete sich ein wenig auf, und mir dämmerte, dass ich ihn

vermutlich beleidigt
hatte, weil derlei
Aufgaben gewöhnlich den
Zimmermädchen
vorbehalten waren.
Schließlich war er der
»Gentleman eines
Gentleman«. Doch er
hielt den Mund und
begann schon damit, die
Decken einzusammeln.
Ich beobachtete ihn genau
und ließ mir Zeit.

Unterdessen hatte Dorian seine Geschichte beendet und sah mich erwartungsvoll an. Inzwischen war ihm klar, dass ich irgendetwas im Schilde führte.

Sobald sich Benchley über das Bett beugte, um die Decken zu glätten, sagte ich: »*Shibal*.« Der Diener brach auf der

Matratze zusammen, als hätte er sich einen Hieb mit der Streitaxt eingefangen.

»Heilige Mutter!«
Dorian stand auf und starrte Benchley an, dann wandte er sich offenen Mundes an mich. »Was hast du getan?«, hauchte er, als könnte uns jemand belauschen. Ehrlich, diese ungeheuer ernsten

Mienen, die er manchmal aufsetzen kann, sind der wichtigste Grund, warum ich Dorian so ins Herz geschlossen habe.

Es dauerte einige Minuten, ihm zu erklären, was ich getan hatte. Das Nette an Dorian war, dass er mich im Gegensatz zu Marc nicht unterbrach. Er hörte aufmerksam zu, und mit jedem Wort, das ich

sagte, wurden seine Augen größer. Meine Vorführung hatte ihm sichtlich große Angst gemacht, aber ein weiterer Grund, warum ich Dorian mag, ist seine unerschütterliche Loyalität.

»Ich passe lieber im Flur auf, damit niemand hereinplatzt«, sagte er

leise. Ich versicherte ihm, dies sei gar nicht nötig, da es in meinem Zimmer nichts Schlimmeres zu sehen gab als einen schlafenden Kammerdiener. Aber wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war er nicht mehr davon abzubringen.

Sobald er draußen war, kümmerte ich mich um

Benchley. Zunächst
dachte ich daran, ihn
wach zu rütteln, weil dies
auch bei dem Vogel
gewirkt hatte, aber dann
fiel mir ein, dass ich
genauso gut die
Gelegenheit ergreifen
konnte, um noch mehr
Einsichten aus meinem
Experiment zu gewinnen.
Zuerst versuchte ich es
mit Rufen, was aber nur

dazu führte, dass Dorian vom Flur wieder hereinkam. »Was machst du da?«, flüsterte er.

»Nichts. Geh wieder nach draußen«, gab ich ebenso leise zurück. Du meine Güte, jetzt hatte er mich auch schon so weit gebracht! Als er draußen war, verlegte ich mich darauf, den schlafenden

Kammerdiener sachte zu stupsen. Nach kurzer Zeit wurde ich energischer, denn es schien, als hätte ich Benchley in einen wirklich tiefen Schlaf versetzt. Auch das half nicht. Schließlich holte ich eine gerade Hutnadel von der Kommode. Ich war nicht sicher, warum dort überhaupt welche herumlagen, aber sie

waren manchmal recht nützlich.

»Ah!« Benchley gab ein höchst unfeines Geräusch von sich und fuhr auf. Rasch versteckte ich die Nadel, mit der ich gerade sein Hinterteil traktiert hatte. »Was ist mit mir passiert?« Er schien sehr verwirrt.

»Du bist offenbar ohnmächtig geworden,

Benchley. Hast du dich vielleicht bei der Arbeit übernommen? Du musst unbedingt darauf achten, dass du genügend Nachtruhe bekommst.«
Ich gab mir große Mühe, ihn meine Sorge um sein Wohlergehen spüren zu lassen, während ich ihn sanft zur Tür schob.

»Was ist mit dem Bett,

Sir?«, fragte er.

»Schon gut«, erwiderte ich. »Das können die Zimmermädchen morgen früh erledigen.«

»Sehr wohl, Sir.« Ich sah ihm nach, als er den Korridor hinuntertrottete.

Dorian knuffte mich. »Wenn wir nicht bald gehen, versäumst du noch die Begrüßung der Gäste des Herzogs.«

»Oh, richtig!« Ich schloss die Tür, und wir gingen hinunter.

Unterwegs beäugte er mich. »Wir müssen später darüber reden.«

»Dazu musst du unbedingt Penny einladen«, murmelte ich sarkastisch.

»Was? Das hab ich nicht verstanden«, antwortete er.

»Nichts, ich hab nur mit mir selbst gesprochen.« Innerlich entschloss ich mich allerdings, Penny in Zukunft stärker einzubeziehen. Nach ihren Vorhaltungen kam ich mir wie ein Trottel vor. Das alles setzte natürlich voraus, dass sie mich nicht für einen Handlanger der

Nachtgötter hielt. Bei
unserer letzten
Begegnung war sie auf
Abstand geblieben,
soweit es nur möglich
war.

Bald stand ich mit dem
Herzog und seiner
Familie auf der Treppe,
die zum Burgfried führte.
Lord und Lady Thornbear
waren ebenfalls zugegen,
und ich fühlte mich

ausgesprochen fehl am Platze. Während die Kutschen vorfuhren, war die Herzogin so freundlich, mir meine Rolle zu erklären.

Obwohl schon in mittleren Jahren, war sie eine hinreißende Frau. Während sie mit mir sprach, berührte sie mich an der Hand. »Wenn die Gäste aus den Kutschen

steigen, begrüßen James und ich sie nacheinander. Jeder, der hier steht, wird einen Gast in den vorderen Saal führen und ihn danach in das Sonnenzimmer im oberen Stockwerk begleiten. Dort wird Roland sie begrüßen und die Erfrischungen anbieten.« Das Sonnenzimmer war ein

heller Salon, der gleich
neben den herzoglichen
Gemächern lag.

»Mordecai, du begleitest
Rose Hightower.«

»Ja, Durchlaucht.«

»Weißt du noch, wie du
sie ansprechen musst?«
Einige Züge der Herzogin
erinnerten mich sehr an
meine Mutter.

»Ich nenne sie ›Lady
Hightower‹«, antwortete

ich zuversichtlich.

»Nein, Mordecai. Lady Hightower ist die Mutter. Du nennst sie einfach ›Lady Rose‹«, ermahnte sie mich.

»Jawohl, Durchlaucht. Lady Rose.« Ich hatte es eigentlich gewusst, aber jetzt war ich nervös.

Inzwischen war eine Kutsche vorgefahren, und die Insassen stiegen aus.

Der Erste war natürlich
Devon Tremont, der Sohn
des Herzogs Tremont.
Dieser Adlige war der
Einzigste im Reich, dessen
Stand dem des Herzogs
von Lancaster ebenbürtig
war. Demnach besaß sein
Sohn den gleichen Rang
wie Marcus. Daher nahm
ich mir vor, ihm mit
größtmöglicher

Höflichkeit zu begegnen.
Der Herzog und seine
Gattin begrüßten ihn
freundlich, und Marc trat
vor, um ihn die Treppe
hinaufzubegleiten.

Da ich Marc so gut
kannte, erfasste ich
sofort, dass er Devon
nicht leiden konnte.
»Devon.« Marc nickte
leicht zum Gruß. »Wie
schön, dich

wiederzusehen!«

Irgendetwas sagte mir, dass er das genaue Gegenteil von dem empfand, was er da von sich gab, aber er verbarg es so geschickt, dass es wohl niemand sonst bemerkte.

»Marcus, sei begrüßt. Wie ich sehe, bist du immer noch bei guter Gesundheit«, erwiderte

Devon. Der Einschub
»immer noch« stellte
nachdrücklich klar, dass
er sich lieber das
Gegenteil gewünscht
hätte. Ich beobachtete ihn
ganz genau, als sie die
Treppe heraufkamen. Er
war mittelgroß, schlank,
athletisch gebaut und
hatte hellbraune Haare.
Beinahe hätte ich

gekeucht, als ich den jungen Lord näher in Augenschein nahm. Er hatte eine seltsame Ausstrahlung, beinahe eine purpurne Aura, bei deren Anblick mir ein wenig übel wurde. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Er warf mir einen kurzen Blick zu und kniff die Augen zusammen. Ich fragte

mich, was er sah, da an
mir gewiss nichts
Besonderes war.

Der Moment verging,
und sie kamen weiter die
Stufen herauf. Dann riss
mich der nächste Gast aus
meinen Tagträumen.
Stephen Airedale, der
Sohn des Grafen
Airedale, war ein
beeindruckender junger
Mann mit hellblondem

Haar und stahlgrauen
Augen. Er war auch der
Erste unter den
Neuankömmlingen, der
so groß sein mochte wie
ich selbst, wenn nicht
noch größer. Marcs
Schwester Ariadne bot
ihm den Arm, und sie
stiegen freundlich
schwatzend die Treppe
hinauf. Ihre Mutter hatte

Ariadne gut eingewiesen.
Eines Tages würde sie
eine begehrte Dame der
Gesellschaft sein.

Der nächste Gast war
Master Gregory Pern, der
Sohn des berühmten
Admirals. Als
Abkömmling des
militärischen
Befehlshabers bekleidete
er in aristokratischen
Kreisen keinen sonderlich

hohen Rang, zumal sein Vater als gewöhnlicher Bürger zur Welt gekommen war. Dennoch, Admiral Pern war ein Mann von höchstem Ansehen, und es gab Gerüchte, dass George eines Tages ein kleiner Adelstitel zuteilwerden sollte. An dieser Stelle muss ich allerdings gestehen, dass ich all dies

nur aus zweiter Hand wusste. Am Nachmittag hatte mich Marcus, unterstützt von seiner Schwester, über die Gäste ins Bild gesetzt.

Master Pern wurde von Lady Thornbear hineingeführt. Am Arm eines gut aussehenden jungen Mannes fühlte sie sich offenbar sehr wohl.

Als die beiden an mir vorbeigingen, zwinkerte sie mir zu. Unterdessen hatte es ihr Gatte, Lord Thornbear, auf sich genommen, Lady Elizabeth Balistair, die Tochter des Earl Balistair, zu begleiten. Eigentlich war sie sehr hübsch, wenn ihre Nase für meinen Geschmack auch ein wenig zu lang

geraten und der Blick der
grünen Augen ein wenig
zu stechend war. Für eine
Frau war sie außerdem
ungewöhnlich groß.
Nicht, dass dies
irgendwie unschön
gewesen wäre, aber da sie
viele Männer überragte,
hatte sie gewiss
Schwierigkeiten, einen
passenden Gatten zu
finden. Gerade dies

musste für Lady Elizabeth jedoch äußerst wichtig sein, denn wie es hieß, waren die Balistairs in finanzielle Schwierigkeiten geraten.

Freilich hatte ich nicht viel Zeit, über solche Dinge nachzudenken, denn nun war ich an der Reihe. Lady Rose stieg aus der Kutsche und

begrüßte erst freundlich
das Herzogspaar, um sich
dann an mich zu wenden.
Ich bot ihr meinen Arm
an, wie ich es vorher bei
den anderen beobachtet
hatte, und sie hakte sich
mit der behandschuhten
Hand bei mir ein. Mit
ihren langen dunklen
Locken und den warmen
blauen Augen war sie
wirklich eine der

schönsten Frauen, die ich je gesehen hatte. Nun ja, vielleicht war sie nicht ganz so hübsch wie Penny, und sie mochte auch etwas schmaler sein, aber sie besaß eine starke Persönlichkeit. Lord Hightower, ihr Vater, war der Befehlshaber der königlichen Garde und der Kommandant der Garnison in Albamarl.

Angeblich leitete sich der Familienname von dem hohen Zwinger ab, den ihre Familie in der Hauptstadt bewohnte.

Vorsichtig stiegen wir die Treppe hinauf. Ich fühlte mich unsicher, als ich neben der schönen Dame einherschritt, gab mir aber Mühe, es zu überspielen. »Lady Rose,

wie ich hörte, ist dies nicht Euer erster Besuch in Lancaster«, begann ich. Man hätte nie vermutet, dass ich dank Ariadnes Weitsicht eine Karte mit Stichworten für ähnliche beiläufige Bemerkungen in der Hosentasche mit mir herumtrug.

»O ja, gewiss, ich bin schon zweimal hier gewesen, als mein Vater

mit dem Herzog
verschiedene
Angelegenheiten zu
erörtern hatte.« Sie wirkte
etwas zerstreut und ließ
den Blick über die Menge
schweifen, während sie
mit mir sprach. Ich fragte
mich, nach wem sie wohl
Ausschau hielt.

»Ich hoffe, Eure letzten
Besuche sind angenehm
verlaufen. Habt Ihr denn

während Eurer
Aufenthalte neue
Freundschaften
geschlossen?« Die Frage
stand zwar nicht auf
meiner Liste geeigneter
Gesprächsthemen, aber
ich war der Ansicht, auch
einmal improvisieren zu
dürfen.

Nun musterte sie mich
eingehend, und ich

erkannte, dass hinter den blauen Augen ein scharfer Verstand arbeitete. »Aber gewiss. Ich war damals noch ein kleines Mädchen und sehr von der jungen Ariadne eingenommen.« Sie wandte den Blick wieder von mir ab, und es schien mir, als verharrte er nun eine Spur zu lange auf Dorian, der an der Vordertür Wache hielt.

Aber vielleicht bildete ich es mir nur ein, denn gleich darauf richtete sie die Aufmerksamkeit wieder auf mich. »Wie lange lebt Ihr schon in Lancaster, Master Eldridge?«, fragte sie.

»Schon mein ganzes Leben lang«, hätte ich um ein Haar erwidert. »Noch nicht so lange, aber ich bin schon oft hier

gewesen.« Sie betrachtete mich nicht mehr direkt, und doch hatte ich das Gefühl, genau beobachtet zu werden. Als wir durch die Tür traten, zwinkerte ich Dorian rasch zu, um ihm zu verstehen zu geben, dass alles bestens verlief. Doch er bemerkte es nicht, weil er meine Begleiterin wie gebannt

beobachtete. Nun war
meine Neugierde
endgültig geweckt.

»Seine Durchlaucht hat
Euch als den gelehrten
Master Eldridge
vorgestellt. Darf ich
fragen, was genau Ihr
studiert?«, erkundigte sie
sich. In der Frage glaubte
ich, einen leisen Unterton
zu erkennen. Noch
schlimmer, ich hatte zu

viel Zeit verstreichen lassen, und sie hatte mich in die Defensive gedrängt und obendrein ein Thema angesprochen, das es tunlichst zu meiden galt.

»Die Mathematik, Lady Rose, obwohl ich mich gewiss nicht als Gelehrten bezeichnen möchte. Verglichen mit den großen alten Mathematikern bin ich

nicht mehr als ein Novize.« Wenn ich mir Mühe gebe, kann ich tatsächlich gepflegt Konversation machen.

»Ihr scheint nicht alt genug zu sein, um eine so umfassende Ausbildung genossen zu haben«, bemerkte sie.

»An Jahren bin ich durchaus noch jung,

meine Lady. Das ist eine
Tatsache, die mir immer
wieder zum Nachteil
gereicht. Ich werde froh
sein, wenn mir endlich
ein paar graue Haare
wachsen, die meine
Weisheit belegen
können.« Auf diese
Bemerkung war ich
richtig stolz. Vielleicht
stellte ich mich am Ende
doch noch als ein

Naturtalent heraus.

»Glaubt Ihr denn nicht, wir sollten die Älteren allein um ihrer Weisheit willen verehren?« Au! Schon wieder eine gekonnte Replik.

»So habe ich es keineswegs gemeint. Ich wollte lediglich andeuten, dass in der Mathematik ein fortgeschrittenes Alter nicht unbedingt ein

Garant für große Weisheit ist und dass die Jugend nicht zwingend deren Mangel anzeigt.« Wir hatten das Sonnenzimmer erreicht, und nun war ich erleichtert, endlich fliehen zu können. Allmählich zweifelte ich doch an meinen Fähigkeiten, in dem Rededuell mit Lady Rose

bestehen zu können.

So entschuldigte ich mich, doch sie hielt mich weiter am Arm fest. »Master Eldridge, nur die Ruhe. Wir sind uns doch gerade erst begegnet. Erlaubt mir, Euch einen Rat zu geben.« Der Blick ihrer blauen Augen fing mich ein. »Für einen Novizen schlagt Ihr euch wacker, aber lasst Eurem

Gegner in Zukunft nicht so viel Zeit, das Gespräch auf Themen zu lenken, die Ihr lieber vermeiden würdet.«

»Gegner?«, stotterte ich.

»Sch-scht«, machte sie leise. Dann lächelte sie und zeigte mir zwischen den rosigen Blütenblättern ihrer Lippen die strahlendsten

weißen Zähne. »Nun tut nicht so überrascht, sonst bringt Ihr noch Eure Freunde in Verlegenheit.« Sie winkte Marcus zu. »Beim nächsten Mal müsst Ihr darauf achten, dass Eure Augen Eure Gedanken nicht so bereitwillig verraten.«

Glücklicherweise schlenderte in diesem

Augenblick Lord
Thornbear zu uns herüber,
und sie entließ mich. »Es
war schön, Euch
kennenzulernen, Master
Eldridge. Ich hoffe, wir
werden später noch eine
Gelegenheit bekommen,
uns zu unterhalten.«
Damit drehte sie sich um
und plauderte mit Lord
Thornbear. Anscheinend
hatte sie mich binnen

eines Augenblicks völlig vergessen.

Ich dagegen ergriff sofort die Gelegenheit und wanderte quer durch den Raum zu Marc hinüber, der sich mit Stephen Airedale unterhielt. Als er mich kommen sah, entschuldigte er sich und zog mich zur Seite. »Könntest du mir einen

Gefallen tun? Devon
belegt da drüben Ariadne
mit Beschlag. Ich bin
sicher, sie könnte eine
Verschnaufpause
brauchen. Bist du so gut,
ihn vorübergehend
abzulenken?« Ich? Als
hätte mein Freund nicht
gewusst, dass ich in der
Kunst der Konversation,
zumindest in diesen

Kreisen, ein blutiger
Anfänger war.
Andererseits musste ich
Ariadne beispringen, auch
wenn sie uns in unserer
Jugend manchmal auf die
Nerven gegangen war.
Immerhin war sie seine
Schwester.

Also entfernte ich mich
und suchte sie. Und
richtig, sie war in ein
Gespräch mit Devon

vertieft. Ich brauchte einen Moment, um mich an die richtige Anrede zu erinnern, was im Grunde bedeutete, die Notizen zu konsultieren, die Ariadne mir mitgegeben hatte. *Lord Devon*, das war es. Er war zwar nicht der Herzog von Tremont, stand jedoch bereits im Rang eines Baronet. Da der Name Tremont vor

allem seinen Vater, den Herzog von Tremont, bezeichnete, sprach man ihn mit seinem Vornamen statt mit dem Nachnamen an.

»Ariadne«, rief ich sie. Dankbar sah sie mich an. Dann wandte ich mich an Devon. »Bitte verzeiht meine Aufdringlichkeit, Lord Devon, aber Ihre

Durchlaucht bat mich,
Ariadne zu suchen, die ihr
bei den Vorbereitungen
zur Hand gehen möchte.«

»Gewiss doch«,
antwortete er mit
freundlichem Lächeln.
Trotz der
zuvorkommenden Art
fühlte ich mich in seiner
Aura aber nach wie vor
unwohl. Hoffentlich
halfen mir die Bücher, die

wir gefunden hatten,
diese Dinge besser zu
verstehen. »Leider ist mir
bei unserer Ankunft Euer
Name entgangen ...« Er
ließ die Bemerkung in der
Luft hängen, also war sie
als Frage gemeint.

»Ah, verzeiht mir meine
Nachlässigkeit. Ich hätte
mich Euch direkt
vorstellen sollen.
Mordecai Eldridge, Euer

Lordschaft.« Damit war die Liste der Themen, die ich mit dem zukünftigen Herzog von Tremont erörtern konnte, auch schon erschöpft.

»Mordecai – was für ein ungewöhnlicher Name. Stammt Ihr aus Lothion? Der Name klingt ein wenig fremdländisch.« Wie schön, aber darauf

wusste ich keine Antwort.
Der Name war damals in
die Decke gestickt
gewesen, in der mein
Vater mich entdeckt
hatte.

»Ehrlich gesagt, ich
weiß selbst nicht, woher
dieser Name kommt.
Meine Mutter hatte eine
Vorliebe für ausländische
Liebesgeschichten und
hat ihn vielleicht einem

ihrer Bücher entnommen.
Aufgewachsen bin ich
jedenfalls in der Nähe
von Lancaster, weshalb
ich mich unbedingt als
einen echten Sohn
Lothions betrachte.« Die
Übung schärfte mein
Vermögen, heiklen
Themen geschickt
auszuweichen. Da ich
noch Lady Rose' Rat in
den Ohren hatte,

versuchte ich, die Initiative wieder an mich zu reißen. »Mein Leben muss aber für einen Mann wie Euch sehr langweilig sein. Erzählt mir doch von Eurer Familie. Habt Ihr vielleicht Geschwister?«

Devon kniff die Augen zusammen. »Einen Bruder, Eric, der jedoch

vor einem Jahr ums
Leben kam – bei einem
tragischen Unfall.«
Offenbar besaß ich eine
Begabung für
unangenehme
Gesprächsthemen.

»Verzeiht mir, ich
wollte Euch nicht an
dieses schmerzhaftes
Geschehnis erinnern.«

»Keine Sorge, wir
hatten uns nie sehr gut

verstanden, und besonders schmerzhaft wird sein Tod wohl auch nicht gewesen sein. Er hatte gezecht, ist im Bad ohnmächtig geworden und ertrunken.« Devon erzählte es leichthin, doch mir entging nicht, dass er meine Reaktionen genau beobachtete.

»Gab es denn irgendwelche Hinweise,

dass dabei nicht alles mit rechten Dingen zugegangen ist?«, fragte ich.

Devon verzog keine Miene, doch die purpurne Aura, die ihn umgab, flackerte einen Augenblick. »Nein. Es gab diesbezüglich keinerlei Verdacht. Eric war von allen gut gelitten,

und das Mädchen, das ihn fand, konnte bezeugen, dass er stark angetrunken in die Badewanne gestiegen sein musste. Einige andere Frauen in jenem Etablissement konnten ihre Aussage bestätigen.«

»Ein Etablissement?«, fragte ich verwirrt.

»Er starb in einem Bordell«, antwortete Lord

Devon. »Wenn Ihr mich jetzt entschuldigen wollt, ich muss mein Glas auffüllen.«

»Ich bediene Euch mit Freuden«, sagte ich und war froh, etwas zu tun zu haben. Er gab mir das Glas, und ich suchte den Diener mit der Flasche. Als ich zurückkehrte, parlierte er mit Marc.

»Wir haben gerade über

dich gesprochen,
Mordecai«, sagte mein
Freund begeistert und
warnte mich zugleich mit
einem Blick.

»Ja, Marcus hat mir
erzählt, dass Ihr die
Mathematik und
Philosophie studiert«,
fügte Devon hinzu.

»Ich bemühe mich, aber
ich fürchte, ich werde

stets ein bescheidener Gelehrter bleiben, statt mit bedeutenden neuen Erkenntnissen aufwarten zu können«, antwortete ich.

»Ihr sprecht wie ein Mann, der sich durchaus auch als Dichter versuchen könnte. Sagt mir, was haltet Ihr von Ramanujans Arbeiten zur Riemannschen Zeta-

Funktion? Zu Hause bekomme ich so wenig Gelegenheit, interessante Gespräche zu führen.« Seine Aura hatte sich wieder verdunkelt, und sein Lächeln verhieß nichts Gutes.

»Ich glaube, zuerst hat ihn niemand ernst genommen, aber das war auch seine eigene Schuld«, erklärte ich.

»Wie das?«

»Er stellte seine Ideen absichtlich auf eine Weise vor, die geeignet war, bei den anderen Widerspruch zu wecken. Hätte er seine Methoden von vornherein offengelegt, beispielsweise die Tatsache, dass er die Zeta-Funktion benutzt

hat, um zu seinen
Schlussfolgerungen zu
gelangen, dann hätte es
erheblich weniger Streit
gegeben.« Devon war
sichtlich enttäuscht. Es
gab einen guten Grund
dafür, dass wir
ausgerechnet die
Mathematik als mein
Fachgebiet ausgewählt
hatten. Seit ich mit Marc
zusammen lernte, hatte

sie sich bei mir zu einer Art Hobby entwickelt. Meine Eltern hielten dies natürlich, ebenso wie Marc, für nutzlose Theorie, doch mir bereitete die Beschäftigung damit viel Freude. Deshalb hatte ich in der Bibliothek des Herzogs auch eine Menge Zeit mit Büchern verbracht, von denen die

meisten Menschen noch nie gehört hatten.

»Der Streit ist womöglich der einzige Grund dafür, dass sich überhaupt jemand an seine Beiträge erinnert. Vielleicht war er sogar nötig, um seine Arbeit überhaupt für die Nachwelt zu erhalten«, gab Devon zurück.

»Meiner Ansicht nach ist er nicht der Erste gewesen, der seine Methoden für sich behielt.« Allmählich wurde ich wütend, und meine Antwort fiel womöglich ein wenig zu scharf aus. »Zweifellos war er auch nicht der Letzte, wenngleich sein Motiv nicht der Streit war.«

»Erklärt mir dies.«
Seine Zähne blitzten, als er antwortete. Ich musste an einen Fuchs denken.

»Er behielt seine Methoden für sich, um seine Zeitgenossen in Verlegenheit zu bringen. Wenn sie zugaben, seinen Methoden nicht folgen zu können, wirkten sie dumm. Wenn sie

einwandten, er irre sich,
legte er seine Methoden
offen, und sie standen
abermals wie
Dummköpfe da. Im
Grunde war er ein
selbstbezogener
Mistkerl.« Vielleicht
vertrat ich meinen
Standpunkt etwas zu
leidenschaftlich und hatte
Devon sogar beleidigt,
auch wenn dies gar nicht

meiner Absicht
entsprochen hatte, oder
zumindest nicht bewusst.
Das purpurne Licht, das
ihn umgab, pulsierte jetzt.

»Verzeiht mir, Euer
Lordschaft, ich wollte
Euch nicht vor den Kopf
stoßen«, fügte ich hinzu.

»Das habt Ihr auch
nicht«, erwiderte er,
obwohl klar war, dass er
ganz anders empfand.

»Ihr reagiert mit Leidenschaft, wenn es um Euer Wissensgebiet geht, und dies ist für einen Gelehrten gewiss keine verdammenwerte Eigenschaft. Wenn Ihr mich jetzt entschuldigen wollt, ich würde gern ein wenig mit den anderen Gästen plaudern.« Ich war erleichtert, als er endlich

ging.

Marc trat näher zu mir und fasste mich am Ellenbogen. »Lass uns einen Moment nach draußen gehen und frische Luft schnappen.« Er bugsierte mich zum Balkon, wo sich gegenwärtig niemand aufhielt. Dort redete er leise und mit zusammengebißnen

Zähnen auf mich ein.
»Was, zum Teufel, war
das denn?«

»Ich weiß nicht, was du
meinst.« Gelassen trank
ich einen Schluck aus
meinem Weinglas.

»Unter allen Menschen
auf der Erde, die du dir
zum Feind machen
kannst, ist dieser
vermutlich der
Schlimmste, für den du

dich entscheiden
konntest.« Marc war
offensichtlich ehrlich
besorgt. »Was hast du
gesagt, dass er sich so
sehr auf dich konzentriert
hat?« Damit meinte er
wohl mein kurzes
Gespräch mit Devon,
bevor Marc
hinzugekommen war.

»Ich muss zufällig ein

peinliches Thema berührt haben, denn ich fragte ihn nach seinen Geschwistern.« Rasch berichtete ich ihm von Devons Bruder und dessen Tod. »Allerdings hat er nicht sonderlich aufgebracht reagiert«, schloss ich.

»Das war das Schlimmste, was du ihn überhaupt fragen

konntest. Über den Tod seines älteren Bruders kursieren viele Gerüchte, und in nicht eben wenigen wird der Verdacht geäußert, Devon habe dabei selbst seine Hand im Spiel gehabt.«

Nun erkannte ich das Problem, aber noch nicht den Bezug zu mir. »Er muss doch gewiss erkannt haben, dass ich ihn nicht

absichtlich in
Verlegenheit gebracht
habe.«

Marc seufzte und fuhr
sich mit beiden Händen
durch die dichten Haare.
»Davon weiß er nichts.
Du musst begreifen, wie
solche Menschen wie er
denken. Ich will dir eine
Lektion in Sachen
Aristokratie erteilen.

Zuerst einmal nimmt er sich ungeheuer wichtig und unterstellt deshalb, alle anderen müssten über seine Angelegenheiten ebenso gut im Bilde sein wie er selbst. Zweitens, falls er wirklich etwas mit dem Tod seines Bruders zu tun hat, dürfte er in dieser Hinsicht ungeheuer misstrauisch sein. Drittens: Ein völlig

Fremder kommt auf ihn zu und fragt ihn nach dem unglücklichen Ableben seines Bruders. Natürlich nimmt er an, du wolltest ihm entweder eine Botschaft zukommen lassen oder ihn bloßstellen. In jedem Fall wird er dies als Herausforderung auffassen.«

»Oh«, antwortete ich

scharfsinnig. »Nun ja, glücklicherweise lebe ich hier und nicht in Tremont.«

»Du Idiot! Als ob ihn so etwas stören würde.« Mein Freund war jetzt richtiggehend wütend.

»Was meinst du damit?«

»Der einzige Mensch, der einen der höheren

Adligen beleidigen kann, ist jemand, der im Rang zumindest ebenbürtig ist oder über ihnen steht, wie beispielsweise mein Vater oder ein Mitglied des Königshauses«, erklärte er, als wäre ich lediglich ein Kind.

»Gott sei Dank ist der Rang meines Freundes dem seinen ebenbürtig.« Ich lächelte freundlich,

weil ich hoffte, ihn damit zu beruhigen.

»Das macht es nur noch schlimmer. Sieh mal, dort.« Er blickte an mir vorbei.

Ich drehte mich langsam, um unauffällig einen Blick in den Raum werfen zu können. Devon blickte zu uns herüber, hob das Glas und nickte mir grüßend zu. »Was hat

das denn nun zu
bedeuten?«, fragte ich.

»Er weiß bereits, dass
wir Freunde sind, und
denkt vermutlich, ich
hätte dir die Fragen über
seinen Bruder in den
Kopf gesetzt. Bisher sind
wir noch freundlich
miteinander umgegangen,
aber von jetzt an
betrachtet er mich als

Feind. Das schützt dich nicht, sondern bringt dich eher in Gefahr, Mort.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich dir folgen kann«, entgegnete ich.

»Er kann mich nicht direkt angreifen, also knöpft er sich meine Verbündeten vor. Am liebsten natürlich diejenigen, denen nur beschränkte Mittel zur

Verfügung stehen.« Marc starrte mich an, während ich endlich begriff, was er mir die ganze Zeit hatte sagen wollen.

»Aber ich kenne ihn doch überhaupt nicht und wollte ihn mir ganz gewiss nicht zum Feind machen.« Wie konnte etwas nur so schrecklich schiefgehen?

»In diesen Kreisen

spielen die Absichten keine Rolle«, antwortete Marc mürrisch.

»Was kann ich jetzt tun?« Inzwischen war ich einigermaßen beunruhigt.

»Mach einen Bogen um ihn, so gut es möglich ist, und bete, dass er nicht so viel über dich und deine Freunde herausfindet. Wir gehen nun wieder

hinein. Wenn wir allein hier draußen schwatzen, wird er nur noch misstrauischer.« Marc trat wieder in das Zimmer. Ich folgte gleich darauf und erkundete auf eigene Faust die Schar der Gäste.

Nach einer Weile war ich mit Stephen Airedale in ein Gespräch verwickelt, der so sehr

von sich selbst
eingenommen sein
musste, dass er keine
einzige Frage über mich
stellte. Nur zu bald wurde
mir das langweilig, denn
ich interessierte mich
nicht im Mindesten für
den Gewürzhandel und
die großen Summen, die
er in diese Geschäfte
investiert hatte. Ich
wollte mich gerade

entschuldigen, um den
Abort aufzusuchen, als
Penny mit einem Tablett
Vorspeisen in den Salon
kam. Unsere Blicke
begegneten sich für einen
Moment, dann wandte sie
sich unsicher ab.

Mit einem flauen
Gefühl in der
Magengrube ging ich zum
Abtritt. Im Laufe eines

kurzen Tages hatte ich es geschafft, meinen besten Freund politisch in die Bredouille zu bringen und eine alte Freundin zu überzeugen, dass ich mit den Mächten der Finsternis verbündet war. Wenigstens hatte ich Dorian noch keine Schwierigkeiten gemacht, aber Marcs Bemerkungen ließen mich fürchten, er

könnte Devon als Ziel dienen, sobald dieser von unserer Freundschaft erfuhr.

Der Rest des Nachmittags verlief recht zäh, bis ich mich endlich auf mein Zimmer zurückziehen konnte, ohne weitere Probleme verursacht zu haben. Ich versuchte, ein Nickerchen zu machen, weil mich der

vornehme Umgang
ermüdet hatte, doch
zugleich war ich voller
Unruhe. So verbrachte ich
die Zeit damit, das
wenige zu üben, was ich
bisher gelernt hatte. Nach
einer Weile war ich recht
geschickt darin, die
Stärke des Lichts, das ich
hervorbrachte, zu steuern.
Ich entwickelte ein

Gefühl für den Fluss des Aythar, während ich die Lichtkugel erschuf. Wie ich inzwischen wusste, war »Aythar« die richtige Bezeichnung für jene Kräfte, die die Zauberer benutzten, um magische Wirkungen hervorzurufen.

Allerdings gab es keine geeigneten Objekte, um den Schlafzauber

auszuprobieren. Seit dem Erlebnis mit dem Falken war ich vorsichtig und hatte sogar Schuldgefühle. Ich beschloss, gleich nach dem Dinner das dritte Buch zu bergen. In Vestrius' Tagebuch kam ich nicht weiter, ohne zuvor die lycianische Sprache besser gelernt zu haben.

Schließlich suchte mich
Benchley auf, um mir
mitzuteilen, dass es Zeit
zum Essen sei.

Anscheinend hatte Penny
dafür gesorgt, dass nun er
mich bediente, um
weiteren Schwierigkeiten
aus dem Weg zu gehen.
So düster meine
Stimmung auch war, ich
konnte es ihr nicht einmal

übel nehmen. Da mir der Sinn nicht nach weiteren politischen Intrigen stand, bat ich ihn um Nachsicht und behauptete, plötzlich erkrankt zu sein. Benchley arbeitete schon seit vielen Jahren als Kammerdiener und begriff es sofort.

»Kein Wort mehr, Sir. Ich werde Euch auf angemessene Weise

entschuldigen.« Damit ging er auch schon hinaus.

Nach etwa einer Stunde unterbrach ein Klopfen meine Gedanken. Zuerst hoffte ich, Penny habe mir vergeben, dass ich sie so erschreckt hatte. Als ich die Tür jedoch öffnete, stand nur Dorian draußen, der ein Tablett mit Essen gebracht hatte.

»Ich dachte, du hast vielleicht Hunger«, sagte er.

Das frische Brot und der Käse erinnerten mich daran, dass ich das Frühstück übersprungen hatte. Mein Magen knurrte. »Dorian, komm herein. Ich kann jetzt einen Freund brauchen.« Ich schob die bedrückte

Stimmung beiseite und setzte ein strahlendes Lächeln auf.

Bald hatte ich alles aufgegessen, was er mir mitgebracht hatte, und tupfte sogar die Krümel vom Teller. Da mein Bauch einigermaßen zufrieden war, fiel es mir nun leichter, mich mitzuteilen. Es dauerte eine kleine Weile, bis ich

Dorian erklärt hatte, was mir Sorgen machte. Über das Ausmaß meiner Dummheit zeigte er sich gebührend beeindruckt. »Du machst gewiss keine halben Sachen, Mort«, sagte er.

Ich musste ihm beipflichten.

»Wenigstens hattest du das Glück, Lady Rose in den Salon zu begleiten.«

Wie immer war mein
Freund leicht zu
durchschauen.

»Na gut, lass hören. Ich
habe gesehen, wie du sie
beobachtet hast, als wir
hereinkamen. Kennst du
sie von früher?«

Er wirkte verlegen.
»Erinnerst du dich, dass
ich im letzten Jahr bei
Zieheln war?« Es war

üblich, dass die Söhne und Töchter der Adligen ein oder zwei Jahre auf dem Anwesen eines anderen Lords verbrachten. Auf diese Weise lernten sie einiges über die Führung des Königreichs, sammelten Erfahrungen in der Welt und knüpften Beziehungen zu anderen Angehörigen der

herrschenden Klasse.

»Bist du nicht irgendwo in Albamarl gewesen?«
Dann dämmerte es mir. Die Hightowers lebten in der Hauptstadt. »Oh ...«, schnaufte ich. Wenn ich mir Mühe gebe, verfüge ich über einen enormen Wortschatz. Endlich fiel mir ein zusammenhängender Satz ein: »Da hat es dich

erwischt, was?«

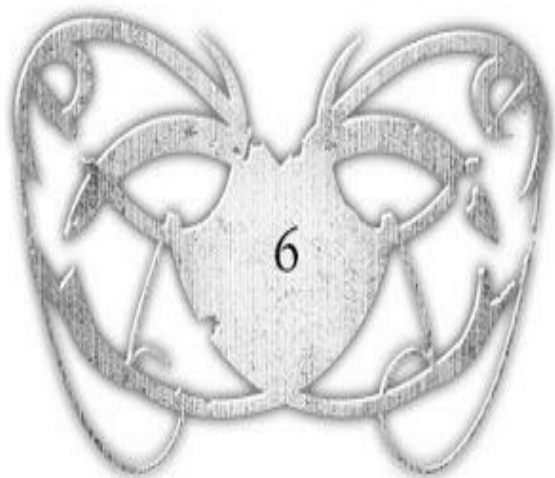
»Und ob«, erwiderte er.
»Wir haben leider kaum miteinander gesprochen, und ich weiß nicht einmal, ob sie sich überhaupt an mich erinnert.«

»In dieser Hinsicht irrst du dich vielleicht«, erklärte ich, ohne mich in Einzelheiten zu verlieren,

denn ich hatte den Blick bemerkt, den sie auf ihn geworfen hatte. Wir unterhielten uns noch eine Weile, bis er schließlich ging. Keiner von uns hatte brauchbare Ideen, wie ich mit Devon Tremont verfahren sollte.

Sobald er fort war, suchte ich die Bibliothek auf, um das dritte Buch zu holen, die *Lycianische*

Sprachlehre.



Die seltensten sind jene

Menschen, die mit einer starken Ausstrahlung und hoher Kapazität geboren werden. Wie viele es tatsächlich sind, ist unsicher. Wahrscheinlich wird es nicht mehr als einer unter Tausenden sein, und von diesen überleben nur wenige die Kindheit und Jugend. Ein Grund dafür ist, dass ihre Begabungen äußerst gefährlich sind, für sie selbst sogar noch mehr als für andere. Eine gute Entsprechung wäre es, wenn man einem Kind ein Rasiermesser oder ein anderes gefährliches Objekt gäbe, denn das Kind wird sich

selbst Schaden zufügen, ehe es überhaupt lernt, das Werkzeug richtig zu benutzen. Die wenigen, die überleben und erwachsen werden, sind einsam und finden kaum Anleitung, um ihre Gaben sinnvoll einzusetzen, sofern sie nicht das Glück haben, jemandem zu begegnen, der ausreichend Wissen besitzt. Aufgrund dieser unglücklichen Begleitumstände sind wahrhaft begabte Magier oder Zauberer, wie sie oft genannt werden, sehr selten und gewöhnlich auch einsam, soweit man von den größten Städten absieht.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Es war schon spät, als
Penelope durch den Flur
lief. Die Arbeit hatte sie
viel zu lange aufgehalten,
und nun war sie müde.
Sie dachte nur noch
daran, sich in ihre
Kammer zurückzuziehen
und in den
wohlverdienten Schlaf zu

sinken. Wie es der Zufall
aber wollte, musste sie
durch den Korridor
gehen, der zur Bibliothek
führte. Nur fünf Minuten
früher, und sie wäre
Mordecai begegnet. Dann
hätten sich die Dinge
ganz anders entwickelt.

Nun aber wanderte sie
allein und
gedankenverloren durch
den Flur, voller

Gewissensbisse wegen
ihres Verhaltens Mort
gegenüber. Auch wenn er
sie nicht hatte
erschrecken wollen, sie
war völlig überrumpelt
gewesen, als er diese
grelle Lichtkugel in
seinem Zimmer
erschaffen hatte. Auf so
etwas war sie gewiss
nicht gefasst gewesen, als
er die Vorhänge

zugezogen und sich neben ihr auf das Bett gesetzt hatte. Um ehrlich zu sein: Sie war andererseits keineswegs sicher, wie sie denn auf einen Annäherungsversuch reagiert hätte. Mit Männern hatte sie viel weniger Erfahrung, als er zu glauben schien.

Die plötzliche

Dunkelheit, als Marcus aufgetaucht war, hatte sie nervös gemacht, also war sie panisch weggelaufen. Im Nachhinein war es ihr peinlich, doch sie hatte nicht gewusst, wie sie sich verhalten sollte, als er sie im Sonnenzimmer angeblickt hatte. Danach hatte sie sich nur noch schlechter gefühlt.

Da öffnete plötzlich

jemand eine Tür und riss sie aus ihren Tagträumen.

»Miss, könntet Ihr so gut sein, mir kurz zu helfen?« Lord Devon stand aufgeregt und nervös in der Tür. *Wie schön!* Sie war ohnehin schon erschöpft, und jetzt schien es, als müsste sie den Schlaf sogar noch weiter aufschieben.

»Gewiss, Euer

Lordschaft. Wie kann ich Euch zu Diensten sein?«, antwortete sie äußerst freundlich. Sie war stolz auf ihre Arbeit und ließ sich auch durch die Müdigkeit nicht davon abhalten, den besten Eindruck zu machen.

»Habt Ihr mein Zimmer gereinigt, nachdem meine Sachen hergebracht

wurden?«, fragte er.

»Nein, Euer Lordschaft. Ich habe bereits heute Morgen, ehe die Gäste eingetroffen sind, alle Räume gereinigt und gelüftet.« Hoffentlich war er nicht so kleinlich, sie damit zu behelligen, dass die Kissen oder Bettdecken nicht frisch genug dufteten.

»Vielleicht wäret Ihr so

freundlich, mir behilflich zu sein? Ich habe anscheinend etwas verloren. Könntet Ihr mir suchen helfen?« Dem Ruf zum Trotz, den er unter dem Personal auf der Burg genoss, schien er außerordentlich höflich zu sein.

»Ich sollte um diese Nachtzeit wirklich nicht Eure Gemächer betreten,

Sir«, erwiderte sie. Die Bitte schien recht harmlos, aber die Gerüchte konnten den Ruf eines Mädchens in ihrem Alter rasch zunichtemachen.

»Verstehe. Ich lasse die Tür offen, wenn es Euch lieber ist. Es ist nur so, dass ich ganz außer mir bin, weil ich eine

Halskette verloren habe.
Ein altes Erbstück
obendrein.« Er kehrte ihr
den Rücken, ging hinein
und ließ die Tür offen
stehen.

Seufzend folgte sie ihm.
Er durchsuchte bereits die
Schubladen der
Kommode. »Könntet Ihr
für mich im Schrank
nachsehen? Dort drinnen
ist es dunkel, und meine

Augen sind nicht sehr gut.« Kaum dass sie den Schrank geöffnet und sich vorgebeugt hatte, um hineinzublicken, hörte sie, wie die Tür geschlossen und der Schlüssel im Schloss herumgedreht wurde.

Sie fuhr herum. Devon steckte den Schlüssel in die Hosentasche. Ein kalter Schauer lief ihr

über den Rücken, als sie
seine Miene bemerkte.
Sie hatte schon
Geschichten über
Zimmermädchen gehört,
die von jungen Lords
geschändet worden
waren, aber in den
Mauern der Burg von
Lancaster war so etwas
noch nie geschehen.
Niemand hatte es bisher

gewagt, die
Gastfreundschaft des
Herzogs zu missbrauchen
und seinen Ruf zu
schädigen.

»Sir, wenn Ihr mich
entehren wollt, werde ich
schreien. Der gute Herzog
wird nicht zulassen, dass
seine Diener so behandelt
werden.« Sie bemühte
sich, ruhig zu sprechen,
obwohl sie in Panik

geriet. Devon war mindestens fünfzig Pfund schwerer als sie, und auch wenn sie kein armes kleines Veilchen sein mochte, gab es doch keinen Zweifel daran, dass er sie leicht überwältigen konnte. Hektisch ließ sie den Blick durch das Zimmer wandern, ob sich nicht irgendetwas fände, das ihr

als Waffe dienen konnte, um ihn in Schach zu halten. Dann fiel ihr ein, dass sie schlimmstenfalls sogar mit der Todesstrafe rechnen und im besten Falle geschlagen und entlassen werden würde, wenn sie einen Edelmann des Königreichs angriff.

Er kicherte. »Nur zu, schrei nur, wenn du

magst. Wer wird dir schon glauben, wenn mein Wort gegen deines steht? Als ich in mein Zimmer zurückgekehrt bin, warst du gerade dabei, meine Sachen zu durchwühlen.« Während er sprach, streckte er lässig den Arm aus und warf ein Kästchen mit Schmuck von der Kommode. Ringe und

Edelsteine, die mehr wert waren, als sie je verdient hatte, verteilten sich auf dem Boden. »Offenbar bist du erschrocken, als ich dich entdeckt habe.«

Die Verzweiflung überflutete Penny wie eine dunkle Woge. Ihr stand keine Fluchtmöglichkeit mehr offen, und gleich wäre ihr altes Leben vorüber, nur

weil dieser selbstgefällige verdorbene Lord all ihre Träume zerstörte. Wenn sie aber schon in den Dreck getreten werden sollte, dann würde sie wenigstens dafür sorgen, dass dieser Hundsfoth, der dafür verantwortlich war, so viel abbekam wie nur irgend möglich. Sie holte tief Luft.

»Reg dich nicht auf, ich habe gar nicht die Absicht, dir etwas zu tun oder dich zu deflorieren, falls du das befürchtest. Ich benötige lediglich die Antworten auf einige Fragen.« Beruhigend lächelte er sie an.

»Was für Fragen?«, erwiderte sie. Eine neue Hoffnung keimte in ihr auf, und sie schämte sich

zugleich, weil er sie
derart hatte täuschen
können.

»Erzähl mir etwas über
deinen Freund Master
Eldridge.« Das verwirrte
sie sehr. *Warum
interessiert er sich für
Mort?*, dachte sie bei
sich. Soweit sie Mordecai
kannte, musste er für
jemanden wie Devon

Name, Mädchen?«

»Penelope, Sir. Die Leute hier nennen mich Penny.« Sie hasste sich selbst, weil sie so unterwürfig antwortete.

»Nun, Penelope, die Penny genannt wird, ich will dir etwas erklären. Hörst du mir auch gut zu?« Er klang immer noch ruhig, aber zugleich ein wenig heiser. Sie

wagte nicht, mit Worten zu antworten, und beschränkte sich darauf, stumm zu nicken. Wer schon einmal als Kind vor einem großen wilden Tier gestanden hat, wird verstehen, wie sie sich fühlte. Wie eine starke Brandung ging die Drohung von ihm aus.

»Ich verabscheue es,

wenn man mich anlügt,
Penny. Ich hasse es. Und
ich glaube, du lügst mich
jetzt an. Ich weiß es
sogar, weil ich gesehen
habe, wie du ihn
beobachtet hast.« Pennys
Herz schlug so schnell,
dass sie fürchtete, es
werde gleich aus ihrer
Brust herausplatzen.
»Hältst du mich für einen
Dummkopf, Penny?« Sie

hielt den Kopf gesenkt,
um seinem Blick
auszuweichen, doch er
wollte nichts davon
wissen. »Sieh mich an,
Penny.« Er hob ihr Kinn.
Große Tränen rollten ihr
über die Wangen und
verrieten ihre Angst.

»Kennst du Master
Eldridge?«

»Wie ich schon sagte,
Sir, ich kenne ihn nicht.

Ich habe ihn nur beobachtet, weil er ein hübscher junger Mann ...« Seine Ohrfeige ließ ihren Kopf zur Seite fliegen, und nun brannte ihre Wange. Kräftig genug, um sehr wehzutun, aber schwach genug, um keine Spuren zu hinterlassen. Auf einmal fiel alle Angst von ihr ab

und wich dem Zorn. Sie hob die Hand, um auch ihn zu schlagen. Sie war so aufgebracht, dass ihr Schlag, hätte er denn getroffen, gewiss eine Spur in seinem Gesicht hinterlassen hätte. Doch er schien darauf vorbereitet. Er war stark und schnell, fing ihre Hand ab und drehte ihr abrupt den Arm auf den

Rücken. Sie hatte das Gefühl, ihr Arm werde gleich brechen, als er den Druck verstärkte, und war völlig hilflos. Er schleuderte sie mit dem Gesicht voran auf das Bett.

»Jetzt werde ich wirklich wütend, und das ist nicht gut für dich, Penny. Ich wollte es bei einer freundlichen

Unterhaltung belassen,
aber du willst dich
anscheinend nicht fügen.«
Er warf sich über sie und
hielt sie mit seinem
Gewicht fest. Sie spürte
eine mehr als
beunruhigende Wölbung
im Rücken. Heiser, mit
belegter Stimme, flüsterte
er ihr ins Ohr: »Nichts
erregt mich mehr als ein

Mädchen mit einem
feurigen Gemüt. Ich habe
gelernt, wie man
Gespielinnen wie dich
bricht. Genau wie eine
junge Stute muss man
euch manchmal hart
zureiten, um euch an
Trense und Zaumzeug zu
gewöhnen. Ich bin sicher,
dein Mann wird mir eines
Tages dankbar sein.«
Seine Hand fuhr unter

ihren Rock und wanderte am Bein entlang weiter – erbarmungslos nach oben.

Die Verzweiflung fegte jede Vernunft beiseite. »Nein, wartet, wartet, ich sag es Euch. Bitte hört auf! Er ist der Sohn des Schmieds. Er ist nicht wichtig, bitte, tut mir dies nicht an!« Sie weinte und konnte vor Furcht kaum sprechen. Seine Hand

hatte längst den
Oberschenkel erreicht,
und als seine Finger ihre
Scham berührten, verlor
sie endgültig die
Beherrschung. Ein Schrei
voller Wut und Angst
entfloh ihrer Kehle, als
sie sich gegen das
Unrecht, das er ihr antat,
aufbäumte.

So laut war der Schrei,

dass er sich einen Augenblick zurückzog, offenbar erschrocken, weil eine so junge Frau so laut werden konnte. »*Grethak*«, rief er im Befehlston, und sofort brach ihr Schrei ab. Alle Muskeln im ganzen Körper erstarrten in dem Zustand, in dem sie gerade waren. Devon ließ ihren Arm los und drehte

sie auf den Rücken, um ihr Gesicht zu betrachten.

»Du bist wirklich etwas ganz Besonderes, meine Liebe. Ich kann gar nicht glauben, dass ich je ein Mädchen so wie dich habe schreien hören.« Er lächelte sie an. »Aber andererseits wirst du ja nicht mehr lange ein Mädchen sein.« Verzückt vor Freude starrte er auf

sie herab, streckte die Hand aus und schnürte gelassen ihr Mieder auf, was sich jedoch schon bald als schwierig erwies. Schließlich packte er den Kragen, riss die Kleidung weit auf und entblößte ihre Brüste.

Penny konnte nicht mehr atmen, ihre Lungen waren ebenso gelähmt

wie alle anderen Muskeln. Nur die Augen gehorchten ihr noch. Wild blickte sie hin und her und suchte nach einem Ausweg. Ihr Kopf pochte im Takt des Herzens, als sie verzweifelt um Atem rang. Devon beugte sich vor, leckte langsam ihr Gesicht ab und hinterließ eine feuchte Spur vom Hals bis zu den Lippen.

»Ich glaube nicht, dass ich schon jemals einen so hübschen purpurnen Farbton gesehen habe«, spottete er. »*Keltis*«, sprach er und berührte sie an der Kehle, ehe er die Hand nach unten gleiten ließ und sie grob in die Brustwarze kniff. Sie öffnete den Mund und konnte auf einmal wieder atmen. Tief schöpfte sie

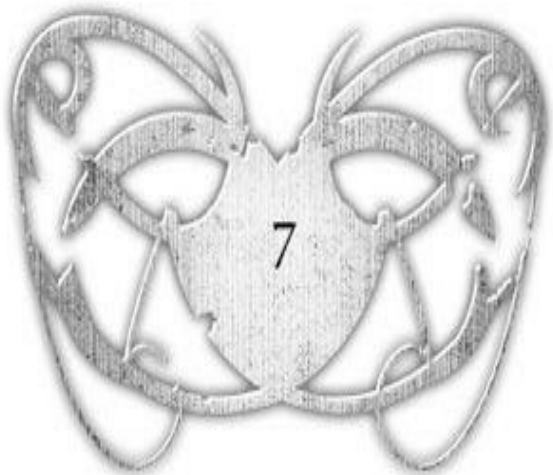
Luft und atmete sie schluchzend wieder aus. Sie wollte wieder schreien, doch er legte den Finger an die Lippen und warnte sie. Die Angst war zu groß, also schwieg sie.

»Und jetzt bist du ein braves Mädchen. Wenn du noch einmal schreist, lasse ich dich vielleicht

nicht wieder atmen.
Außerdem ist es doch viel
schöner, wenn du ein
wenig mitmachst. Das
Wissen, dass du stumm
bleibst, obwohl du
schreien könntest —
manchmal braucht es ein
solches Erlebnis, damit
man erkennt, wie wichtig
das Leben ist. Sicherlich
doch wichtiger als deine
Jungfräulichkeit.« Mit

lüsternem Grinsen schob er ihren Rock hoch, bis sie entblößt im Licht lag.

Penny konnte die schreckliche Wirklichkeit nicht länger betrachten und schloss die Augen. Endlich umfing sie die gnädige Ohnmacht, und sie wusste nicht mehr, was weiter geschah.



Wenn ein Zauberer das Aythar

geschickt nutzen will, benötigt er schließlich die letzte der drei wichtigen Fähigkeiten, die man ganz einfach »Kontrolle« nennt. Unter den drei Fähigkeiten ist diese die einzige, die durch Übung und Ausbildung nachhaltig verändert werden kann. Diejenigen Magier, welche die Stürme der Jugendzeit überleben, lernen im Allgemeinen, ihr Aythar mithilfe von Symbolen und Ritualen zu steuern. Gewöhnlich benutzen sie dazu eine oder mehrere tote Sprachen. Grundsätzlich kann das Aythar aber auch ohne

Sprache und Symbole verwendet werden, wie es junge Menschen oft tun. Doch dies ist gefährlich. Die Magier erlernen besondere Begriffe oder ein System von Ritualen, um zu kontrollieren, wie und wann sie ihre Kräfte freisetzen. Ein unausgebildeter Magier, dessen Macht allein seinen Gedanken unterworfen bleibt, mag in der Tat sehr gefährlich werden, denn seine Kräfte können in jedem Augenblick hervorbrechen und auch unerwünschten Gedanken eine tödliche Macht verleihen.

Marcus der Ketzer,

Über das Wesen von Glaube
und Magie

Zu meiner
Erleichterung begegnete
mir niemand, als ich
durch die Korridore zur
Bibliothek lief. Nach dem
Tag, den ich hinter mir
hatte, brannte ich ganz
gewiss nicht darauf,
andere Menschen zu
treffen. In der Bibliothek
nahm ich das dritte Buch

an mich und wog es einen Augenblick in der Hand. Das war ein beeindruckender Wälzer, mehrere Pfund schwer und mit geheimnisvollen Wörtern und Symbolen bedeckt, die schwach glühten, sobald ich sie betrachtete. Nachdem ich schon einen großen Teil von Vestrius' Tagebuch gelesen hatte, war ich

sicher, mithilfe dieses Buches den Rest viel besser zu verstehen. Die Beherrschung der lycianischen Sprache war sicherlich die wichtigste Fähigkeit, die es zu erlernen galt, bot sie mir doch eine Methode, meine wachsenden Fähigkeiten in geordnete Bahnen zu lenken.

Mit einiger Zuversicht

klemmte ich mir das Buch unter den Arm und kehrte in mein Zimmer zurück. Auch wenn mein Leben in mehr als einer Hinsicht in Scherben lag, dies war wenigstens ein Problem, das ich durch ehrliches Bemühen zu lösen vermochte. Gedankenverloren, wie ich war, bemerkte ich

kaum die Stimmen, die
aus einem Zimmer auf
dem Flur herausdrangen.
Ich ging weiter und fragte
mich, wie lange ich wohl
wach bleiben und
studieren konnte, um am
folgenden Morgen
dennoch zur rechten Zeit
aufzustehen und zu
frühstücken, als mich ein
schriller Schrei aus
meinen Überlegungen

riss. Es war ein Laut von unbändiger Angst und entsetzlichem Schrecken, wie man ihn sich vielleicht vorzustellen vermag, aber nie zu hören hofft. Ein Laut, den jemand ausstoßen mochte, der gerade in den Tod stürzte. Sofort blieb ich stehen. Der Schrei war ebenso abrupt wieder abgebrochen.

Nervös sah ich mich um, da ich nicht sicher war, aus welcher Richtung er gekommen war. Weil mich das Buch ablenkte, legte ich es an der Wand ab, um mit freien Händen ein Stück zurückzulaufen. Da! Hinter einer Tür hörte ich jemanden reden. Ich überprüfte die anderen

Türen auf beiden Seiten,
bis ich ganz sicher war,
die richtige gefunden zu
haben, und beugte mich
vor. Devon sprach leise
mit jemandem. An
diesem Punkt wäre ich
beinahe schon
weitergegangen, denn der
Mensch, der diesen
grauenvollen Schrei
ausgestoßen hatte, konnte
ganz gewiss nicht in

diesem Zimmer sein, wo
Devon derart gefasst
sprach.

Gerade als ich den Kopf
vom Türrahmen
zurückzog, spürte ich ein
Aufwallen der Kraft.
Nach den Übungen der
letzten Tage war mir
dieses Gefühl durchaus
vertraut und erregte
meine Aufmerksamkeit.
Ich presste das Ohr fest

an die Tür und strengte mich an, um durch das dicke Holz die Worte zu verstehen. »*Manchmal braucht es ein solches Erlebnis, damit man erkennt, wie wichtig das Leben ist. Sicherlich doch wichtiger als deine Jungfräulichkeit.*« Ich war nicht sicher, mit wem Devon sprach, begriff

aber sofort, dass die
Betreffende in
fürchterlicher Not sein
musste.

Freilich war ich
zunächst unsicher, was
ich tun sollte. Nach
kurzem Zögern holte ich
tief Luft und benutzte den
einzigsten Zauberspruch,
den ich kannte und der
vielleicht etwas
auszurichten vermochte.

»*Shibal*«, sagte ich leise und mit so viel Kraft, wie ich nur aufbieten konnte. Dabei richtete ich meinen Willen auf den Raum hinter der Tür. Ich lauschte wieder, war aber nicht sicher, ob dort wirklich jemand zu Boden sank. Jedenfalls redete Devon nicht mehr. Zufrieden packte ich den Türgriff.

Es war abgesperrt.
Natürlich. Eine Magie,
die mir bei
verschlossenen Türen
half, kannte ich nicht, und
die Türen in der Burg von
Lancaster waren so stabil
gebaut, dass man zwei
Männer und einen
Rammbock brauchte, um
sie aufzubrechen. Wütend
über meine eigene

Ohnmacht starrte ich die Tür an. Wäre ich besser ausgebildet gewesen, so hätte ich sicherlich einen Weg gefunden, das Schloss zu knacken. Der Gedanke an das Schicksal des armen Mädchens beflügelte meinen Zorn. So legte ich die Hand an die Tür, schloss die Augen und senkte den Kopf. Ich holte tief Luft,

sammelte meine Kräfte, während sich die Lungen füllten, bis fast ein Wettstreit entstand, wo wohl zuerst etwas platzen mochte, in meinem Kopf oder in der Brust. Ähnliches hatte ich noch nie versucht, und ich wusste wohl, dass es ohne das richtige Wort eine Menge Kraft erforderte. Dann atmete ich langsam

aus, baute den Druck in
meiner Hand auf und
presste sie gegen die Tür.
Sobald ich beim
Ausatmen spürte, wie die
Tür nachgab, entließ ich
den restlichen Atem mit
einem stoßartigen
Schnaufen aus den
Lungen. Das Resultat war
eine Explosion von Holz
und Splittern, während

sich die Tür geradezu auflöste. Die Späne flogen in alle Richtungen.

Wenn ich daran denke, was ich daraufhin dort drinnen entdeckte, ereilen mich noch heute die Albträume. Devon lag zusammengesunken in der Ecke, doch auf ihn verschwendete ich keinen Gedanken. Der Anblick des Mädchens auf dem

Bett ließ mich wie angewurzelt verharren. Es war Penny. Das lange Haar hatte sich aus dem Knoten gelöst, den sie bei der Arbeit gewöhnlich trug, und jetzt umringten die dunklen Locken den ganzen Kopf. Ihre Uniform war vom Hals bis zum Bauch aufgerissen, und ich sah die Haut, die jemals zu

sehen ich mir vielleicht
einmal vorgestellt, aber
niemals zu hoffen gewagt
hätte. Der Rock war bis
zu den Hüften
hochgeschoben, die Beine
waren geöffnet, eines lag
angewinkelt unter dem
anderen, ein Fuß berührte
den Boden. Sie wirkte
ganz und gar leblos. Im
rechten Oberschenkel

steckte ein großer
Splitter, das Blut tropfte
auf das Bett. Gern würde
ich beschreiben, welche
Gefühle mich
übermannten, aber ich
finde keine Worte dafür.
Die Welt erbleichte, als
wäre sämtliche Farbe aus
ihr gewichen, und
hinterließ eine Szene mit
grelle weißen und
tiefschwarzen Kontrasten.

Ich war taub vor Entsetzen und Schreck und zugleich von einer kalten Wut erfüllt. Schon war ich zu Devon Tremont geeilt und zog ihm den Dolch aus dem Gürtel, den er zum Teil gelöst hatte. Allem Anschein nach war er nicht dazu gekommen, sein Verbrechen zu vollenden. Freilich spielte

dies auch keine Rolle
mehr. Ob sie nun die
Jungfräulichkeit verloren
hatte oder nicht, sie war
tot und würde mir
niemals mehr ein Lächeln
schenken. Ich kniete
neben dem Bett nieder,
und obwohl ich außer
einer kalten Taubheit
nichts empfand, rannen
mir die Tränen über das

Gesicht.

Vorsichtig hob ich den Dolch, bis er direkt über dem schlagenden Herzen des Mistkerls schwebte. Ich achtete darauf, den Schurken nicht mit der Spitze der Klinge zu berühren, damit er nicht erwachte, ehe ich zustieß. So verharrte ich einen zeitlosen Augenblick lang. Meine einzige Sorge

war, dass dieser Tod viel zu sauber sein könnte, viel zu glatt – gemessen an dem, was er verdient hätte.

Dieser vorübergehende Zwiespalt rettete Devon das Leben.

Auf einmal unterbrach ein Geräusch meinen Gedankengang. Es war ein ganz und gar unpassendes Geräusch,

das nicht hierher gehörte.
Penny schnarchte. Hätte
sie nur leise geschnarcht,
dann hätte ich es
überhört, aber dies war
keineswegs ein
damenhafter Laut,
sondern ein tiefes,
dumpfes Grollen.
Ungefähr das, was ein
dicker Bauer von sich
geben mochte, wenn er zu

viel Ale getrunken hatte und ohnmächtig ins Bett gesunken war. Es riss mich aus dem dunklen Ort heraus, in den mein Herz gestürzt war, und so seltsam es klingen mag, jetzt musste ich lachen.

Gewiss, es war ein schreckliches Lachen, ein furchtbares Geräusch, ein elender, brabbelnder Laut. Die Art Lachen, bei

dem die ängstlichen
Städter die Läden
zuwerfen und die Türen
verriegeln. Es schüttelte
mich und lockerte mir
den verkrampften Bauch,
bis ich endlich freier
lachen konnte, tief, aus
vollem Herzen und von
einem Keuchen
unterbrochen, wann
immer ich nach Luft
schnappte. Irgendwann

wich das Lachen den Tränen, und ich weinte still, bis ich mich wieder unter Kontrolle hatte.

Langsam stand ich auf und dachte nach. Zuerst zog ich den Splitter behutsam aus Pennys Bein, das daraufhin stärker zu bluten begann. Ich beobachtete ihr Gesicht, ob sie etwa

aufwachte, doch ich hatte viel Kraft in den Zauberspruch gelegt, und sie regte sich kaum. So riss ich einen langen Streifen aus dem Bettlaken und verband ihre Wunde. Dann richtete ich mich auf und sah mich um.

In dem Raum herrschte, vorsichtig ausgedrückt, ein heilloses

Durcheinander. Auf dem
Boden lagen
Schmuckgegenstände und
die Splitter der Eichentür
bunt durcheinander. Das
Bettzeug war von Pennys
Wunde blutig, zwei
Menschen lagen mehr
oder weniger ...
unordentlich da, in tiefer
Ohnmacht. Es war zu
viel, um alles auf einmal
aufzuräumen, also begann

ich mit dem Wichtigsten.
Ich bückte mich und
schob die Arme unter
Penelope, bis ich mit dem
einen die Schultern und
mit dem anderen die Knie
zu stützen vermochte. Es
war kein günstiger
Winkel, um mich
aufzurichten, und ich
taumelte einen Moment
und wäre fast auf Devons

Kopf getreten. *Ach, welch eine Schande wäre es doch gewesen, dieses hübsche Gesicht zu zertrampeln,* dachte ich sarkastisch. Allerdings durfte er keinesfalls aufwachen. Penny war kräftig, fast so groß wie ich, und besaß dank der schweren Arbeit auch einige Muskeln. Trotzdem lag sie

federleicht auf meinen Armen. Es musste wohl die Aufregung sein, aber ich dachte nicht weiter darüber nach.

So schnell ich konnte, ging ich auf den Flur hinaus und zu meinem Zimmer. Ihr eigenes wäre vielleicht besser geeignet gewesen, aber ich hatte keine Ahnung, wo sich ihr Quartier überhaupt

befand. Sachte legte ich sie auf mein Bett und nahm mir einen Augenblick Zeit, die Bettdecke über sie zu ziehen. Dann kehrte ich in den Flur zurück und holte das Buch, das dort noch immer an der Wand lehnte, um es sicher bei den anderen in meinem Zimmer zu verstauen.

Jeder dieser Wege dauerte mehrere Minuten, und ich war ständig in Sorge, auf dem Flur jemandem zu begegnen. Es war jedoch schon nach Mitternacht, und ich hatte Glück, denn alles war verlassen. Nun galt es, ein paar andere Probleme zu lösen.

Ich brauchte Hilfe. Um diese Stunde gab es

jedoch nur einen, dem ich wirklich trauen konnte. Fünfzehn Minuten später stand ich vor der Tür der Thornbears. Lord Thornbear diente auf der Burg von Lancaster als Seneschall, daher lebte seine Familie in dem großen Zwinger direkt am Haupttor. Die Nachtluft war feucht, inzwischen hatte ein leichter Regen

eingesetzt. Es entsprach
durchaus meiner
Stimmung, dass ich nass
war, als ich ihre Tür
erreichte. Ein schläfriger
Diener öffnete mir. Ich
kannte den Mann bereits
von meinen früheren
Besuchen bei den
Thornbears. Ob er einen
Vornamen hatte, weiß ich
nicht. Er wurde immer

nur »Remy« genannt.

»Mort, im Namen der Götter, was tut Ihr um diese Stunde da draußen?« Er sprach leise, um niemanden zu wecken.

»Remy, es wird dir seltsam vorkommen, aber du musst Dorian für mich wecken. Sei dabei so leise wie möglich! Ich muss dringend mit ihm

sprechen«, erklärte ich ihm ernst und aufrichtig.

»Gut, gut, mal sehen ...« Er drehte sich um und prallte prompt gegen den Türrahmen.

»Verdammt!«, fluchte er leise.

»Niemanden kümmert es, ob Remy genug Schlaf bekommt oder nicht, was? Nein, natürlich kümmert es niemanden. Remy braucht

keinen Schlaf, was?« Er murmelte unablässig mit sich selbst, während er ins Haus stolperte.

Mehrere Minuten musste ich ängstlich warten, bis Dorian in der Türe erschien. »Mort, ich will nicht unhöflich sein, aber es ist wirklich spät ...«, begann er. Dann bemerkte er meine Miene

und begriff sofort, wie verzweifelt ich war. »Warte, ich hole meinen Mantel.«

Gleich darauf eilten wir über den Hof zum Hauptgebäude der Burg zurück. Ich sollte noch erwähnen, dass Dorian einer jener seltenen Menschen war, die mit einer gestrickten Zipfelmütze schliefen. In

der Aufregung hatte er vergessen, sie abzunehmen, und ich brachte es nicht über mich, ihn darauf aufmerksam zu machen. Manches lässt man besser unausgesprochen, und in dieser dunklen Nacht brauchte ich seine Hilfe wie noch nie zuvor in meinem Leben.

Unterwegs versuchte

ich ihm zu erklären, was
geschehen war, aber ich
glaube, er begriff es erst
richtig, als er Penny
ohnmächtig in meinem
Bett sehen musste. Unter
den hochgezogenen
Decken lag sie da wie ein
Engel.

»Weißt du, wo ihre
Kammer ist? Ich muss sie
in ihr eigenes Zimmer

zurückbringen, ehe sie aufwacht«, drängte ich.

»Klar, aber ich glaube nicht, dass wir sie dort hinbringen können, ohne die anderen Dienstmädchen zu wecken«, erwiderte er.

»Überlass das nur mir.«
Ich trat neben das Bett, um sie wieder aufzuheben.

»Soll ich sie tragen?«,

bot er an. Ich überlegte, doch irgendetwas knurrte in mir, als ich mir vorstellte, dass jemand anders sie berühren sollte. In mir war etwas zerbrochen, als ich sie in Devons Zimmer entdeckt hatte, und bisher hatte ich noch nicht die Zeit gefunden, gründlich über die ganze Sache nachzudenken.

»Nein, nein, es geht schon. Aber du könntest mir mit den Türen helfen und den Weg zeigen.« Ich schlug die Decken zurück und hob sie hoch. Dieses Mal spürte ich die Anstrengung im Rücken. Allmählich forderten die Erschöpfung und der Schlafmangel ihren Tribut.

Dorian atmete ein und stieß ein leises Zischen aus, als er ihre Verfassung bemerkte – das zerfetzte Kleid, all das Blut. Ich konnte es ihm nicht vorwerfen, mir ging es ja selbst nicht anders. Ich barg sie in den Armen und suchte seinen Blick. Heiße Wut kochte in ihm hoch, und ich fragte mich, was er wohl

täte, sobald wir sie in ihr Bett gesteckt hatten. »Wer hat das getan, Mordecai?«, fragte er mit finsterer Miene.

»Noch nicht, Dorian. Zuerst müssen wir uns um Penny kümmern.« Ich betete, dass er einstweilen ruhig blieb.

»Ich will wissen, wer das getan hat, Mordecai!«

Er war keinesfalls in der Stimmung zu warten.

»Hör zu, Dorian«, setzte ich an, doch er wollte nichts davon wissen.

»Nein, du hörst jetzt mir zu! Ich will wissen, wer das getan hat, und zwar sofort!« Er schrie es mir fast entgegen.

»Verdammt!«, schrie ich zurück. »Nun halt doch mal den Mund und

denk nach!« Ich glaube, es war das erste Mal, dass ich ihm gegenüber die Stimme hob. Erschrocken schloss er den Mund, dann fuhr ich fort: »Was meinst du denn, was passiert, wenn jemand Penny so sieht? Ihr Vater ist gebrechlich, sie erhält keine Mitgift und wird niemals einen Ehemann finden. Niemand wird sie

nehmen wollen. Ob sie nun geschändet wurde oder nicht, das spielt keine Rolle mehr, sobald die Gerüchte die Runde machen.« Ich holte tief Luft und beruhigte mich wieder. Dorian hörte aufmerksam zu.

»Wirst du mir jetzt helfen, sie in ihr Zimmer zu bringen, oder muss ich

das ganz allein tun?« Ich ging zur Tür. Dorian war schon vor mir dort und öffnete sie.

Er führte mich mehrere Treppenfluchten hinunter bis ins unterste Stockwerk des Burgfrieds. Dabei blieb er die ganze Zeit vor mir und überprüfte jeden Durchgang darauf hin, ob dort jemand herumliefe.

Ohne Zwischenfälle
erreichten wir das
Quartier der
Dienstmädchen, doch als
er die Tür öffnete, regte
sich jemand. Im Dunkeln
hörte ich eine ängstliche
Frau rufen: »Wer ist da?«
Dorian zog sich sofort aus
der Tür zurück, und ich
verschwendete keine Zeit.

»*Shibal*.« Ich legte so
viel Kraft, wie ich noch

aufbieten konnte, in den
Zauberspruch, ohne
jedoch in eine bestimmte
Richtung zu zielen.
Wieder bemerkte ich,
dass Dorian völlig
unbeeindruckt blieb. Das
musste ich unbedingt
noch näher untersuchen,
aber dieser Zeitpunkt war
nicht der rechte
Augenblick dafür. Ich trat

ein und sah mich im
Zwielicht um.

Dorian entzündete eine
Lampe, nachdem ich ihm
versichert hatte, dass die
Bewohnerinnen vorläufig
nicht aufwachen würden.
In dem Raum gab es fünf
schmale Betten, in denen
schlafende Frauen lagen.
Nur eines war frei. Dorian
zog die Laken weg,
während ich Penny

vorsichtig ablegte. Dann begann ich mit dem schwierigen Unterfangen, sie von der zerfetzten Kleidung zu befreien.

»Was tust du da?«, zischte Dorian.

»Dreh dich um, wenn es dich stört, aber ich muss die Beweise loswerden. Ja, dreh dich bitte um. Es stört vor allem *mich*.«
Wann hatte sich nur diese

Eifersucht bei mir
entwickelt?

Mit dem Rock hatte ich
nicht viel Glück, daher
zog ich mein Messer und
schnitt ihn auf. Er war
ohnehin schon blutig, also
spielte es keine Rolle
mehr. Sobald ich ihn
entfernt hatte, konnte ich
nicht anders, als sie einen
Augenblick anzusehen.

Man kann ja alles
Mögliche behaupten, aber
ich möchte den Mann
sehen, der keinen Blick
riskiert, wenn die
schönste Frau der Welt
nackt vor ihm liegt. Wer
da behaupten will, er
hätte nicht gestarrt, und
sei es nur für einen
Moment, den nenne ich
einen verdamnten
Lügner.

Trotzdem war mir vor allem daran gelegen, dass Penny in Sicherheit war. Ich bedeckte sie und richtete mich wieder auf. Als ich mich weiter umsah, erblickte ich unter ihrem Nachttisch ein ordentlich gefaltetes Nachthemd. Den Gedanken, es ihr anzuziehen, verwarf ich sofort wieder. Ich hatte

keine Ahnung, wie ich das fertigbringen konnte, also musste sie sich am Morgen selbst den Kopf darüber zerbrechen. Anschließend nahm ich mir einen Augenblick Zeit, um mich zu vergewissern, dass sie noch eine zweite Uniform besaß. Wie sich herausstellte, hatte sie

sogar drei besessen, jetzt also noch zwei. Immerhin war dies ein Punkt, über den ich mir keine Sorgen mehr machen musste.

Ich knüllte die unbrauchbaren Sachen zusammen und suchte kurz, bis ich einen Fetzen Pergament und einen Holzkohlestift gefunden hatte. Hastig schrieb ich ihr eine Nachricht:

*Sag nichts. Wir reden
später.*

Mort

Ich steckte den Zettel
unter ihr Nachthemd und
hoffte, sie werde ihn am
Morgen finden. Dann
brachen wir auf und
hinterließen den Raum
mehr oder weniger so,
wie wir ihn vorgefunden
hatten. Inzwischen war es
beinahe drei Uhr

morgens, und ich machte mir Sorgen, dass Devon mittlerweile aufgewacht sein könnte, während wir unsere Angelegenheiten erledigt hatten. Allerdings waren meine Befürchtungen unbegründet, denn der Dreckskerl schlief so tief wie ein Baby, als wir sein Zimmer betraten.

Ich drehte mich zu Dorian um, der die Szene betrachtete. »Wo ist die Tür, Mort?« Er hatte die Holzsplitter bemerkt, dann wurde ihm der Ausdruck in meinen Augen bewusst. Ich hatte noch nie gesehen, dass mein wackerer Freund Angst gezeigt hatte, aber jetzt flackerte sein Blick. Unterdessen fühlte ich

mich alt und müde, was
für einen
sechzehnjährigen
Burschen ein seltsames
Gefühl ist. »Warst du
das?« Er nickte in die
Richtung der
Holztrümmer.

»Ja«, antwortete ich.
Was sollte ich auch sonst
sagen? Dann hörte ich,
wie Devon sich rührte, als

könnte er gleich
erwachen. »*Shibal.*«

Wieder bot ich alle meine
noch verbliebenen Kräfte
auf. Dabei wurde mir
jedoch schwindlig, und
ich verlor beinahe das
Bewusstsein. Dorian hielt
mich an den Schultern
fest, als ich schwankte,
und half mir, mich auf
das Bett zu setzen.

Ich heftete den Blick

auf den Boden, um mich zu sammeln. Auf einmal hörte ich das Geräusch, das eine Klinge macht, wenn sie aus der Scheide gezogen wird. Dorian näherte sich mit mordlüsterner Miene Devon. »Warte!«, sagte ich.

»Warum?«, gab er zurück.

»Ehrlich, ich weiß auch

nicht, aber wenn wir ihn
jetzt töten, werden wir
beide hingerichtet, und
ich glaube, das würde
Penny nicht sehr
glücklich machen.
Wollen wir diesem
Bastard aber geben, was
er verdient hat, müssen
wir einen anderen Weg
finden. Doch es wird
nicht hier und heute

Nacht geschehen. Wir
sind zu müde, um
vernünftig
nachzudenken.« Es klang
viel zu logisch, als dass
es hätte aus meinem
Mund gekommen sein
können. Anscheinend
hatte irgendjemand
anders das Reden
übernommen, während
ich nicht aufgepasst hatte.
Dorian rang einen

Augenblick mit sich und steckte endlich das Schwert in die Scheide.

»Na gut«, sagte er. »Was machen wir mit der Tür?«

»Reparieren lässt sie sich nicht mehr«, antwortete ich. »Ob vielleicht eine andere Tür passt?«

»Warte hier.« Dorian sah aus wie jemand, der wusste, was er tat, also

legte ich mich auf das
Bett und wartete.
Anscheinend war ich ein
wenig eingenickt, denn
mir schien, dass nur ein
Augenblick vergangen
war, als er eine neue Tür
anschleppte. Er hatte sich
sogar einen Hammer und
ein paar andere
Werkzeuge hinter den
Gürtel gesteckt.

Bald hatte er die neue Tür ins Scharnier gehängt, und ich musste zugeben, dass sie der Vorgängerin erstaunlich ähnlich sah. Zwar war ich nicht völlig sicher, dass niemand den Unterschied bemerken würde, aber ich war zu müde, um mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Dorian verschwand wieder und

kehrte mit einem Besen zurück. Ich schwöre, er hätte eine recht gute Hausfrau abgegeben. Ganz ohne meine Hilfe säuberte er das Zimmer, aber vielleicht könnte ich wenigstens behaupten, ich hätte dabei die Aufsicht geführt. Er sammelte alle Splitter ein, die er entdecken konnte, und

ließ den Schmuck liegen,
wo er war. Dann hatte er
einen genialen Einfall
und nahm eine Flasche
Rotwein von der
Anrichte.

»Was wird das denn?«,
fragte ich nicht besonders
intelligent, als er die
Flasche neben Devons
Kopf auf dem Boden
zerschmetterte.

»Vielleicht denkt der

Idiot, sie hätte ihn damit
bewusstlos geschlagen.
Nun sind zwar seine
Sachen schmutzig, sonst
aber kann er sich einen
Glückspilz nennen.« Er
half mir beim Aufstehen
und trug mich beinahe in
mein eigenes Zimmer.
Von solchen Freunden
wie Dorian kann man gar
nicht genug haben, und
ich war unendlich

dankbar.

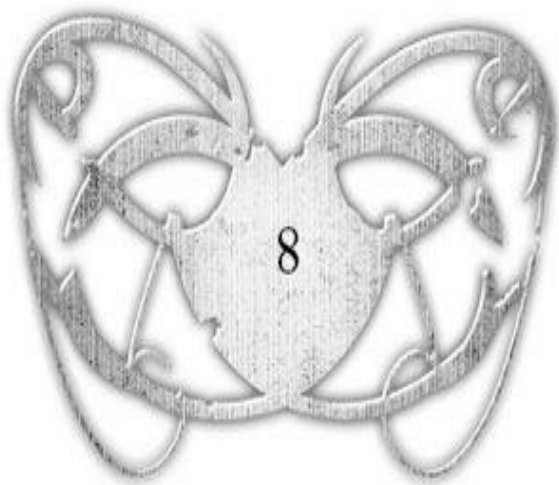
Die

Täuschungsmanöver

dieser Nacht hätte ich
ohne ihn nie zuwege
gebracht.

Langsam sank ich in
mein weiches Federbett
und fragte mich beim
Einschlafen, was Devon
wohl denken würde, wenn
er bemerkte, dass sein
Schlüssel nicht mehr zum

Türschloss passte. Ich
kicherte einen Moment
lang, dann schlummerte
ich ein.



Aus dem gleichen Grund,

warum Magier rein geistige Methoden zur Kanalisierung ihrer Fähigkeiten meiden, setzen sie auch die gewöhnliche Sprache nicht für ihre Zwecke ein. Als das beste Werkzeug für diesen Zweck gilt eine tote Sprache, die man nach der stürmischen Jugendzeit eigens zu diesem Zweck erlernt. Es heißt auch, gewisse Sprachen, die schon seit Generationen für die Magie benutzt werden, seien besonders gut geeignet, da die Wörter selbst bereits ein gewisses Maß an Macht in sich tragen. Aus diesem Grund können sogar

Personen mit niedriger bis mäßiger Ausstrahlung manchmal kleinere Sprüche wirken, sofern sie die Ausdrücke und Symbole verwenden, denen nach langer Benutzung durch die Zauberer der Vergangenheit eine gewisse eigene Kraft innewohnt.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Früh am nächsten
Morgen, nur zwei
Stunden nachdem
Mordecai endlich in den

Schlaf gefallen war,
wachte Devon auf.
Zunächst rührte er sich
vorsichtshalber nicht,
weil er nicht genau
wusste, was sich
zugetragen hatte. Er lag
auf dem Boden,
ringsherum waren
Glassplitter verteilt.
Einige Minuten lang
lauschte er, bis er
festgestellt hatte, dass er

allein war. Dann aber richtete er sich auf und machte eine Bestandsaufnahme.

Es sah nicht gut aus. Die Kleidung war nicht mehr zu retten, sie war durchnässt und voller dunkler Flecken. Einen Augenblick lang dachte er, jemand habe ihn abgestochen, dann erkannte er, dass Wein

und nicht etwa sein eigenes Blut die Kleidung verschmutzt hatte. Die Tür war geschlossen, das Mädchen verschwunden. Er war recht sicher, dass er sein Vorhaben mit ihr nicht zum Abschluss gebracht hatte ... es sei denn, er litt an Gedächtnisverlust. Hatte ihn jemand mit der

Weinflasche
niedergeschlagen? Etwa
sie selbst? Oder jemand
anders? Beide
Möglichkeiten erschienen
ihm gleichermaßen
beunruhigend.

Er zog sich aus und
nahm das Wasser im
Krug, um sich zu
reinigen, ehe er frische
Sachen anzog. Wenn
jemand anders ihn

niedergeschlagen hatte,
dann bedeutete dies, dass
ein unbekannter Feind
unbemerkt in sein
Zimmer eingedrungen
war. Sollte es aber das
Mädchen selbst gewesen
sein, dann litt er an einer
Erinnerungslücke, da sie
zuletzt vollständig
handlungsunfähig
gewesen war. Also wohl
doch eher jemand anders.

So unfähig, dass er ein Mädchen derart leicht entkommen ließ, war er nun wirklich nicht.

Die Tür ... er sah in der Hosentasche nach. Der Schlüssel war immer noch an Ort und Stelle. Wenn sie den Schlüssel benutzt hatte, dann hatte sie ihn danach zurückgesteckt.

Unwahrscheinlich, sagte er sich. Sie hatte viel zu große Angst gehabt, wäre also weggelaufen und hätte den Schlüssel behalten. Devon Tremont wusste eine Menge über Angst und deren Wirkung auf die Menschen. Er überprüfte die Tür, die er wie erwartet unverschlossen vorfand.

»Hier hat sich jemand

eingemischt«, sagte er zu sich selbst. Die wichtige Frage war nun, wer es gewesen war. Und was würde der Betreffende mit dem Wissen tun, das er jetzt besaß? *Nichts*. Hätte der Unbekannte die Absicht gehabt, die Ereignisse der vergangenen Nacht gegen ihn zu verwenden, dann hätte er es längst schon

getan und die Wachen
und Zeugen
herbeigerufen, solange
Devon bewusstlos am
Boden gelegen hatte.
Wenn jetzt noch jemand
Vorwürfe gegen ihn
erhob, konnte er leicht
alles bestreiten. Warum
war der Betreffende auf
diese Weise
vorgegangen? Er selbst

hätte es anders begonnen.
Doch — wer es auch sein
mochte — er hatte einen
gewaltigen Vorteil
verschenkt. Außerdem
fehlte nichts, sein Geld
und sein Eigentum waren
unberührt geblieben. Nur
das Mädchen war
verschwunden.

Das Mädchen, richtig.
Der einzige Grund, das
Verbrechen der

vergangenen Nacht zu
vertuschen, war der
Schutz ihres guten Rufs.
*Aber sie ist ein
gewöhnliches
Dienstmädchen,* dachte
er. *Um so eine schert sich
doch niemand.* Fast allen
auf der Burg käme es
zunächst auf
Gerechtigkeit an. Nur
wenige, sehr wenige,
würden auf den Ruf des

Mädchens mehr Wert legen als darauf, ihn zu vernichten. Was hatte sie in der letzten Nacht gesagt? *Er ist der Sohn des Schmieds.* »Außerdem ist er ein Magier«, murmelte Devon. Die starke goldene Aura des jungen Mannes hatte er gleich bemerkt. Dieses Merkmal hatte schon am

Anfang sein Interesse geweckt.

Penny hatte der Angst bemerkenswert lange widerstanden und ihm auch dann nicht viel verraten. Sie musste gewichtige Gründe haben, den Burschen zu beschützen.

Wahrscheinlich war sie in ihn verliebt. »Und sein Zimmer ist nicht weit von

meinem hier entfernt ...
dort drüben, den Flur
hinunter«, überlegte er
bei sich.

Devon Tremont neigte
zu impulsiven
Entschlüssen, und auch
jetzt zauderte er nicht. Er
richtete sich auf, gürtete
das Schwert und verließ
den Raum. Als er hinter
sich abschließen wollte,
stutzte er. Der Schlüssel

ließ sich nicht
herumdrehen. *Schon*
wieder ein Rätsel, dachte
er. Kopfschüttelnd beließ
er es dabei und schritt
gemächlich zu Mordecais
Zimmer hinüber.

Zu seinem Entsetzen
bewachte ein großer
Bewaffneter den Raum.
In welcher Verbindung
steht der Kerl zu den

Lancasters? Das passte alles nicht zusammen, und die Gastgeber waren offenbar an dem Ränkespiel beteiligt. Der Bursche war ein Gemeiner, und doch hatten sie ihm ein Gemach zugewiesen, das für einen König gut genug gewesen wäre. Marcus stand ihm offenbar sehr nahe. *Und er ist ein*

Magier, dachte er noch einmal. Dies war der entscheidende Punkt, der Schlüssel zum Verständnis der Ereignisse. Die Lancasters hatten einen *Magier* gedungen. Ging daraus denn hervor, dass sie von seinen Plänen erfahren hatten? Womöglich hielten sie es für nötig, mithilfe

magischer Kräfte ihre Stellung zu stärken.

Er nickte dem Wächter zu und ging weiter, um gründlich nachzudenken und die nächsten Schritte sorgfältig zu planen.

In der Tiefe der Burg erwachte Penny. Sie hatte am Tag zuvor lange gearbeitet, deshalb hatte Sarah, das Erste

Zimmermädchen, sie
ausschlafen lassen.
Normalerweise mussten
die Bediensteten schon
vor dem Morgengrauen
aufstehen. Penny riss die
Augen auf. Irgendetwas
stimmte nicht. Sie hatte
tief geschlafen und war
schlagartig aufgewacht.
Als sie sich in dem Raum
umsah, wurde die
Verwirrung nur noch

größer.

*Wie bin ich
hierhergekommen?*,

dachte sie. »Was ist
geschehen?«, sagte sie
laut. Auf einmal erinnerte
sie sich, und es schnürte
ihr die Kehle zu. Furcht,
Scham und Zorn
kämpften in ihr um die
Vorherrschaft. Ein heißer
Sturm erwachte in ihr,
und die Angst, die

Ohnmacht und der
Schrecken der
vergangenen Nacht
überfluteten sie, bis sie
fast von Sinnen war.
*Mutter, was soll ich jetzt
nur tun?* Bei diesem
Gedanken brach sie fast
in Tränen aus. Es war die
hilflose Sorge eines
Kindes, das nicht
zurückkann, das nie mehr

nach Hause darf. Ihre Mutter war tot, der Vater fast ein Invalide, der nicht mehr arbeiten konnte. Ihre Lebensaufgabe bestand darin, für ihn zu sorgen. Er allein war der Grund dafür, dass sie diese Stelle angetreten hatte.

Doch jetzt war alles verloren, alle Hoffnungen auf die Zukunft waren

dahin. Sie glaubte nicht mehr daran, dass sie die Stelle behalten durfte, sobald ihre Schande öffentlich bekannt wurde. Da sie allein im Zimmer war, warf sie einfach die Bettdecke zurück und fürchtete sich vor dem, was sie erblicken mochte.

Sie war nackt, all ihre Kleidung war spurlos verschwunden. Auf den

Schenkeln klebte Blut,
am rechten Bein trug sie
einen Verband. Das
musste er wohl getan
haben, nachdem sie
ohnmächtig geworden
war. Ein lebhaftes Bild
erschien vor ihrem
inneren Auge. Ein
hässliches Bild von dem,
was er ihr angetan hatte.
Ein Glück nur, dass sie

ohnmächtig geworden war, sodass sie sich nicht an alle Einzelheiten erinnern musste. *Außer in meinen Albträumen*, fügte sie hinzu.

Sie stand auf und zog abwesend eine ihrer verbliebenen Uniformen an. Das Bein war von der Verletzung steif geworden, sonst fühlte sie sich aber recht gut. Keine

wunden Stellen, keine
Schmerzen da unten ...
was ihr etwas
ungewöhnlich vorkam.
Sie wusste, dass manche
Mädchen kaum
Schmerzen empfanden,
hatte aber allen Grund zu
der Annahme, dass Devon
nicht eben sanft mit ihr
umgesprungen war. »Man
muss es nehmen, wie es
ist«, sagte sie sich. Aber

es war zu viel für sie, und so begann sie zu weinen. Die Tränen strömten, sie bebte am ganzen Körper, während sie schluchzte. So heftig hatte sie seit ihrer Kindheit nicht mehr geweint.

Ihre Mutter hatte sie damals getröstet, aber jetzt war niemand da. Endlich – es schien ihr,

als wären bereits Stunden
vergangen — versiegten
die Tränen. Sie war
erschöpft, zu müde, um
sich noch weiter zu
sorgen, und zu betäubt,
um überhaupt etwas zu
fühlen. Sobald sie sich
ganz angekleidet hatte,
war sie bereit, sich zum
Dienst zu melden. Ehe sie
ging, machte sie ihr Bett
und räumte ihre Sachen

auf. Als sie das
Nachthemd aufhob,
rutschte ein kleiner
Streifen Pergament
unbemerkt hinter den
Nachttisch.

Sie suchte Sarah,
erklärte ihr, sie sei nun
fertig für die Arbeit, und
gab ihrer Hoffnung
Ausdruck, das Erste
Dienstmädchen sei nicht
böse, weil sie so lange

geschlafen hatte.

»Kein Problem, Mädchen. Du hast dich gestern ordentlich ins Zeug gelegt, und wir haben dich noch lange schuften lassen, als die anderen schon längst im Bett waren.« Die ältere Frau war ihr sogar dankbar. »Es wäre schön, wenn du in die Wäscherei

hinuntergehen und dort ein wenig helfen könntest.« Sarah trug ihre Anweisungen immer wie Bitten vor. Sie war eine viel angenehmere Vorgesetzte als die meisten anderen.

Penny war froh, etwas zu tun zu haben, mit dem sie sich ablenken konnte. Sie blieb immer in Bewegung und arbeitete

den Tag über fast wie im Rausch, nur um den Erinnerungen zu entgehen. Doch so sehr sie sich auch abrackerte, in jeder freien Sekunde kehrten ihre Gedanken zu dem vergangenen Abend zurück. Der schlimmste Augenblick kam am Nachmittag, als sie die frische Wäsche in die Gästezimmer bringen

musste. Bei jedem Schritt war sie voller Angst und betete, ein ganz bestimmter Bewohner möge nicht auf seinem Zimmer sein.

Das Glück war ihr hold, denn er war tatsächlich nicht anwesend. So rasch sie konnte, wechselte sie das Bettzeug. Dabei bemerkte sie natürlich

das Blut und das
Bettlaken mit dem
herausgerissenen Stück
Stoff, das genau ihrem
Verband entsprach. In
weniger als fünf Minuten
hatte sie das Zimmer
verlassen, und ihr Herz
pochte immer noch
heftig, als sie die Treppe
erreichte. Gerade als sie
sich endlich sicher fühlte,
kam ihr Devon von unten

entgegen.

Ein anderes Mädchen hätte alles fallen lassen und wäre weggerannt, doch Penny war aus härterem Holz geschnitzt. Sie ballte die Hände zu Fäusten, packte das Bündel Bettwäsche und setzte eine gleichgültige Miene auf. Sie war schon an ihm vorbei, als sie über sich auf der Treppe

seine Stimme hörte.

»Penny.« Sie blieb stehen, weigerte sich aber, sich zu ihm umzudrehen.

»Glaube ja nicht, dass die Angelegenheit zwischen uns schon vorüber ist.« Kalt wie Eis war seine Stimme. »Die letzte Nacht war erst der Anfang. Ich werde dafür

sorgen, dass dein kleiner Schmied kalt und tot am Boden liegt, ehe dies hier vorbei ist. Das verspreche ich dir.« Sie spürte seinen Blick im Rücken, und die Furcht hielt ihr Herz mit eisernem Griff gepackt. Vor dem inneren Auge sah sie Mordecai mit zerschundenem Leib, aus Mund und Nase blutend und schwer um Atem

ringend, auf einem Acker
liegen. Devon stand
lächelnd vor ihm, in den
Augen glitzerte die
Mordlust. Sie keuchte, als
die starke Vision über sie
kam, und wusste
instinktiv, dass dies eines
Tages wirklich geschehen
werde. Die Wut wallte in
ihr auf, eine wilde,
unbändige Wut, und ohne
nachzudenken, fuhr sie

herum und warf das Wäschebündel vor sich auf den Boden. Vielleicht lenkte ihn das einen Moment lang ab. Mehr brauchte sie gar nicht, um ihn zu packen und hinabzuziehen. Wenn der Sturz ihn nicht tötete, würde sie ihm eigenhändig den Garaus machen.

»He, langsam! Immer mit der Ruhe!« Devon war verschwunden, und an seiner Stelle stand jetzt Marcus auf der Treppe und sah sie überrascht an. Die Wut, die sie mit Kraft erfüllt hatte, wich so schnell von ihr, wie sie entstanden war, und hinterließ nur Leere. Beinahe hätte sie das Gleichgewicht

verloren. Marcus hielt sie an der Schulter fest, bis sie nicht mehr schwankte. »Alles in Ordnung, Penny?«, fragte er besorgt.

»Ja, schon gut. Ich stehe heute etwas neben mir.« Worte reichten nicht aus, um zu schildern, wie sehr sie außer sich war.

»Ich frage gar nicht erst

nach der Wäsche. Ich kann mir schon vorstellen, wer dich so gereizt hat.« Er nickte in die Richtung, in die Devon verschwunden war. »Ich wollte ohnehin mit dir reden, Penny. Es gibt einige Dinge, die du wissen musst.«

Überrascht, weil er so ernst mit ihr sprach, sah sie ihn an. Marc war

normalerweise so
gelassen wie kaum ein
anderer ihrer Freunde.
»Was ist denn?«

Marc beschrieb ihr, was
sich am Vortag während
des Empfangs zugetragen
hatte, und welche
Schwierigkeiten
Mordecai seiner Ansicht
nach drohten. Sie nickte
betäubt – auf einmal
fügte sich alles

zusammen. Er fuhr fort:
»Penny, du musst
begreifen, wie gefährlich
dieser Mann ist ... er
versteht keinen Spaß und
duldet keinen
Widerspruch. Hätte er
dort gestanden, wohin die
Wäsche geflogen ist, so
hätte es für dich einen
üblen Ausgang
genommen. Noch

schlimmer wird es, wenn er herausfindet, dass du mit mir und Mordecai befreundet bist. Dann wird er dich benutzen, um uns anzugreifen. Verstehst du das?«

Er hat mich schon benutzt, Marcus. Er hat mich benutzt und weggeworfen, dachte sie. »Was kann ich tun, um zu helfen?«, fragte sie

stattdessen.

»Nichts, Penny. Ich könnte es nicht ertragen, wenn dir etwas zustieße. Bewahre einen kühlen Kopf und lass ihn ja nichts über unsere Freundschaft herausfinden. Solang er nicht weiß, dass du mit mir und Mort in Verbindung stehst, müsstest du sicher sein.«

Als er so eindringlich mit ihr sprach, begann sie fast wieder zu weinen.

»Ja. Ich gehe dir und Mort vorläufig aus dem Weg«, antwortete sie.

Marc versuchte, sie zu beruhigen. »Es sind nur noch ein paar Tage, bis er abreist.« Er konnte durchaus erkennen, dass starke Gefühle in ihr

aufwallten.

Wahrscheinlich hatte er sie vor den Kopf gestoßen, aber das musste erst einmal warten. Später, wenn Devon Tremont weit genug von Lancaster entfernt war, konnte er sich immer noch entschuldigen. Dann durften sie alle aufatmen.

Ich erwachte früh ...
nun ja, am frühen

Nachmittag. Ich war erst
im Morgengrauen
eingeschlafen und hatte –
geistig wie körperlich –
sämtliche Reserven
verbraucht. Dankbar, dass
mich niemand geweckt
hatte, setzte ich mich auf
und reckte mich. Der
Schlaf hatte mich
weitgehend
wiederhergestellt, nur im
Kreuz spürte ich noch

einen dumpfen Schmerz.
Es hätte schlimmer sein
können.

Ein Klopfen an der Tür
verschaffte mir eine
Vorstellung von dem, was
mich aus dem Schlaf
gerissen hatte. Als ich zur
Tür ging, malte ich mir
aus, der Flur sei voller
Wächter und hinter ihnen
stünde Lord Devon. Doch

es war nur Benchley, der geduldig wartete.

»Darf ich eintreten, Sir?«, fragte er mit einem Tonfall, der allzu deutlich verkündete: »Ich mag ein Diener sein, aber ich bin immer noch etwas Besseres als du.«
Erstaunlich, wie viel manche Menschen mit leisen Betonungen zu übermitteln vermögen.

Vielleicht konnte ich ihn einmal bitten, mich in dieser Kunst zu unterrichten. Zunächst aber wich ich aus, damit er eintreten konnte.

»Ich nehme nicht an, dass du mir etwas zu essen mitgebracht hast?«, fragte ich mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Das Mittagessen ist

vorüber, Sir, aber wenn
Ihr Euch jetzt gleich
ankleidet, könnt Ihr den
Koch vielleicht noch
überreden, Euch ein paar
Reste aufzuwärmen«,
erwiderte er mit einem
kleinen Lächeln. Der
Bastard wusste ganz
genau, was der Koch von
Leuten hielt, die die
Essenszeit verpassten.

Darauf fiel ich nicht herein.

»Da du gerade das Ankleiden erwähnst – könntest du mir behilflich sein?« Mein Geist kam allmählich in Fahrt.

»Ich glaube, genau dies hatte der junge Herr Marcus im Sinn, als er mich zu Euch schickte«, erwiderte er. Fünfzehn Minuten später war ich

angekleidet. Benchley war geschickter als Penny, wenn es darum ging, ein Wams zu verschnüren, aber vermutlich hatte er mit dem Ankleiden von Männern auch mehr Erfahrung. Ich bemerkte außerdem, dass er sich gar nicht hinter mich stellte, um herumzugreifen und die

Bänder zu verschnüren.
Das hätte mir etwas sagen
sollen, aber ich war im
Augenblick zu sehr mit
anderen Dingen
beschäftigt und dachte
nicht weiter darüber nach.

Als er fertig war, ging
Benchley hinaus, und ich
war froh, wieder allein zu
sein. Jetzt musste ich
genau überlegen. Der

Diener hatte sich
verhalten wie gewohnt,
also mochte es am
Morgen wohl kein großes
Aufsehen gegeben haben.
Höchstwahrscheinlich
hielt sich der vornehme
Lord Devon bedeckt und
fragte sich, wer ihn
buchstäblich mit
heruntergelassenen Hosen
erwischt hatte und ob er
mit Vergeltung rechnen

musste. Es war zwar naiv, so etwas anzunehmen, aber ich wusste nicht viel über Aristokraten.

Da ich dachte, draußen sei die Luft rein, wagte ich mich hinaus, um nach Penny zu suchen und vielleicht irgendwo ein wenig Essen zu ergattern, falls etwas herumlag. Leider konnte ich weder Penny noch Marcus oder

Dorian entdecken.
Anscheinend hatten sie
alle Wichtigeres zu tun,
als darauf zu warten, dass
ich endlich aufstand. In
Bezug auf das Essen war
mir Fortuna jedoch hold,
denn ich stieß auf den
jungen Timothy, der im
großen Saal gerade die
Tische abräumte. Er
überließ mir ein gutes

Stück gebratenen Fasan,
das jemand liegen
gelassen hatte. Ich
wickelte das Fleisch in
ein Mundtuch und nahm
mir noch ein ordentliches
Stück Brot von einem
anderen Teller. Timothy
zeigte mir grinsend seine
Zahnlücken. Ich
zwinkerte ihm zu und zog
mich mit meiner Beute in
mein Zimmer zurück, um

das weitere Vorgehen zu planen.

Nachdem ich gegessen hatte, beschloss ich, die freie Zeit zu nutzen und etwas zu lernen. Ich vertiefte mich in die *Lycianische Sprachlehre*. Zwei Stunden später schwirrte mir der Kopf. Ich habe zwar eine Begabung für Sprachen, aber beim Lycianischen

bekam ich fast einen Knoten in der Zunge. Die grammatischen Zeiten waren verwirrend. Wozu brauchte man eine »Verlaufsform des Präteritum« oder »die vollendete Zukunft«? Ich entschied mich, mir lieber die Vokabeln einzuprägen, die ich gerade für besonders

nützlich hielt. Nach einer weiteren Stunde hatte ich auch davon genug und wechselte wieder zu Vestrius' Tagebuch. Dank meiner kleinen Fortschritte in der lycianischen Sprache verstand ich nun auch etwas besser, was er in den ersten Wochen seiner Ausbildung gelernt hatte.

Das meiste davon war

für die Beseitigung böser
rivalisierender
Herzogssöhne nicht
geeignet, aber ein Detail
stach mir doch ins Auge.
Nachdem ich Devon in
der vergangenen Nacht
mit dem Schlafspruch
außer Gefecht gesetzt
hatte, war mir sehr
bewusst, wie leicht man
andere Menschen hilflos
machen konnte. Daher

war ich nun in großer
Sorge, er könnte mir bei
passender Gelegenheit
seinerseits etwas
Derartiges antun, denn
ich war schon fast
überzeugt, dass auch er
ein Magier sein musste.
Offenbar war ich aber
nicht der erste
Zauberkundige, der auf
solche Gedanken kam.

Die Methoden, um Geist und Körper eines Magiers gegen schädliche Einflüsse oder mitunter auch gegen die Folgen seiner eigenen Fehler abzuschildern, nahmen viel Raum ein.

Die einfachste Methode bestand darin, den Geist zu verschließen. Manche Menschen, so erfuhr ich, waren von Geburt an

einfach nicht fähig, das
Aythar zu steuern. Sie
wurden »Stoiker«
genannt, und als einen
solchen erkannte ich nun
meinen Freund Dorian.
Mit etwas Übung konnte
ein Magier ihre Fähigkeit
oder besser ihren Mangel
an Fähigkeiten
nachahmen, um in den
Genuss einer ähnlichen
Sicherheit zu kommen.

Dies würde mir zwar vorübergehend den »Magierblick« rauben, mich aber zugleich gegenüber äußeren Einflüssen abschirmen. Aufgrund der Nachteile – und da sie keine aktiven Bemühungen erforderte – wurde diese Technik vor allem in der Nacht eingesetzt, um sich im

Schlaf zu schützen. Der schwierigste Teil war die Überprüfung, ob es mir tatsächlich gelungen war, meinen Geist zu verschließen. Dann kam mir die Idee, das lycianische Lehrbuch anzusehen. Da gewöhnliche Menschen das Glühen nicht wahrnahmen, konnte ich auf diese Weise

feststellen, ob ich mich
genügend abgeschirmt
hatte. Danach brauchte
ich nicht mehr lange, um
mit dem Zauberspruch
zurechtzukommen. Es
war ein ähnliches Gefühl
wie beim Schließen der
Augen, nur dass es mich
stärker beunruhigte, als
ich es für möglich
gehalten hätte. Ohne dass
es mir wirklich bewusst

geworden war, verließ ich mich längst auf die vielen kleinen Hinweise, die mir mein Magierblick zutrug. Diese Wahrnehmung auszublenden, wirkte so ähnlich, als wäre ich erblindet. Ich stimmte mit den alten Zauberkundigen überein. Der Schlaf war die beste Zeit dafür.

Die zweite Methode bestand darin, einen Aythar-Schild zu erzeugen. Diese Technik konnte, je nachdem, wie viel und welche Art von Schutz man benötigte, auf unterschiedliche Weise eingesetzt werden. Am wenigsten ermüdend war es, einen inneren Schild zu bilden, der nur den Geist schützte. Der

Unterschied zur
vorherigen Methode
bestand darin, dass man
nach wie vor ohne jede
Behinderung den Blick
und all die anderen
Fähigkeiten einsetzen
konnte. Etwas
schwieriger war es
jedoch, einen Schild
aufzubauen, der den
ganzen Körper bedeckte

und vor körperlichen wie magischen Angriffen schützte. Nach den Überlieferungen, die in Vestrius' Journal erläutert wurden, waren einige große Magier fähig gewesen, während ihrer gesamten wachen Zeit einen solchen Schutz aufrechtzuerhalten. Aus den Legenden ging nämlich hervor, dass

diese großen Magier nicht nur paranoid gewesen waren, sondern für ihren Verfolgungswahn auch gute Gründe gehabt hatten. Manchmal hatte jedoch nicht einmal dieser Schutz ausgereicht, um sie zu retten.

Schließlich und endlich waren einige Zauberer sogar dazu fähig gewesen, im Notfall Schilde zu

erzeugen, die weitaus größer waren als ihre Körper, damit auch Freunde und manchmal sogar Gebäude gedeckt werden konnten. Das galt als gefährlich, da die Anstrengung den Zauberkundigen auslaugen konnte. Zudem war es möglich, dass er bei einem besonders

starken Angriff – wenn dabei mehr Kraft verbraucht wurde, als er überhaupt besaß – zu Tode kam.

Ich trainierte beide Arten. Zuerst versuchte ich, nur meinen Geist zu beschützen. Ohne die Möglichkeit, den Erfolg zu überprüfen, war ich aber nicht sicher, es richtig gemacht zu haben.

Die Energie, die ich dafür aufwenden musste, war jedoch zu vernachlässigen. Einen großen Schild zu errichten, der meinen ganzen Körper umhüllte, war zwar einfacher, erforderte aber auch eine größere Anstrengung. Da er knapp außerhalb meines Körpers existierte, konnte ich

tatsächlich beobachten,
wie mich die auch für
meinen Magierblick
kaum wahrnehmbare
Energiehülle umschloss.
Wenn ich den Spruch
leicht veränderte, konnte
ich die Abschirmung
allerdings wie sichtbares
Licht färben, bis sie
deutlicher zu erkennen
war.

Diese Übungen fand ich zwar ermüdend, aber ich fühlte mich deutlich besser, sobald klar war, dass ich mich schützen konnte. Dennoch, es war eine Erleichterung, als mich ein Klopfen an der Tür unterbrach. Ich hatte gerade den Diwan abgeschirmt, da mir kein lebendes Objekt zur Verfügung stand, und

versuchte, ihn mit dem Stuhl zu verprügeln. Ich konnte nicht mehr rechtzeitig innehalten, und Marc öffnete genau in dem Moment die Tür, als ich zum letzten Mal zuschlug. Dies war der dritte Hieb, und jetzt prallte der Stuhl nicht einfach ab, sondern zerbrach mit einem lauten

Krachen.

»Wenn du mit der Einrichtung des Zimmers derart unzufrieden bist, kann ich vielleicht dafür sorgen, dass du mit jemandem tauschen darfst«, erklärte er amüsiert.

»Ah, dies ist ... nicht ganz das, wonach es aussieht.« Verlegen blickte ich ihn an.

»Wäre es das erste Mal, dass du so etwas zu mir sagst, dann hätte ich vielleicht meine Zweifel, doch da ich dich kenne, glaube ich dir natürlich.« Er lachte. »Aber mal ehrlich, warum verlegst du dich jetzt ausgerechnet darauf, die Möbel zu zertrümmern?«

Ich dachte kurz nach, schließlich lächelte ich.

»Das zweite Gesetz der Magie.«

Schon seit unserer Kindheit kabbelten wir uns auf diese Weise, und er machte bereitwillig mit. »Wie lautet es?«

»Probiere neue Sprüche an den Möbeln aus, ehe du andere Menschen oder Tiere in Gefahr bringst«, verkündete ich.

Wieder lachte er. »Und das erste Gesetz?«

Ich baute mich wie ein Lehrer auf und hob gebieterisch die Hand. »Probiere neue Sprüche an anderen Menschen oder Tieren aus, ehe du dich selbst in Gefahr bringst.«

Nun lachten wir gemeinsam. In der letzten Zeit hatte so viel

Spannung geherrscht,
dass es guttat, wenn
wenigstens
vorübergehend alles so
war wie in früheren
Zeiten. »Warum suchst
du mich nun auf, junger
Bittsteller? Brauchst du
einen Liebestrank? Eine
Heilung für die
Hämorrhoiden? Dem
großen Mordecai ist

nichts unmöglich.«

»Ich dachte, du möchtest dir vielleicht heute Abend das Feuerwerk ansehen. Vater hat die Illuminatoren-gilde beauftragt, eine schöne Vorstellung für unsere Gäste zu inszenieren.«

Ich war beeindruckt, denn ein Feuerwerk galt als teuer. Bisher hatte ich nur ein einziges gesehen,

als wir noch viel jünger
gewesen waren. Die
Illuminatoren Gilde war
ein Geheimbund, der die
Geheimnisse der
Pyrotechnik eifersüchtig
hütete. Oft hielt man sie
für Magier, weil sie so
beeindruckende Effekte
bewirken konnten, doch
ihre Vorrichtungen
beruhten ausschließlich
auf Wissenschaft und

Chemie. In einem
Umkreis von zehn Meilen
um Lancaster herum
würden alle kommen, um
das Schauspiel zu sehen.

Wir redeten eine kleine
Weile über die
bevorstehende
Darbietung, ehe ich
wieder auf ernstere
Themen zu sprechen kam.
»Hast du Dorian und

Penny heute schon
gesehen?«

Seine Meine veränderte
sich. »Dorian bin ich
noch nicht begegnet, aber
vorhin ist mir Penny über
den Weg gelaufen.«

Sofort drängte ich ihn,
mir alles zu erzählen.
Nachdem er mir von
ihrem Wortwechsel
berichtet hatte, war ich
verwirrter denn je. »Was

ist los?«, fragte er. »Du scheinst zornig zu sein.«

So schwer es mir fiel, stockend weihte ich ihn nun in die Ereignisse der vergangenen Nacht ein. Sein Gesichtsausdruck verdüsterte sich, und schließlich fluchte er halblaut. »Das erklärt einiges«, meinte er.

»Was denn?«

»Warum Dorian seinen

Vater genötigt hat, heute Morgen eine Wache vor deiner Tür zu postieren. Offenbar hat er Thornbear überredet, dich bewachen zu lassen, bis du aufwachst«, erklärte er. Ich war überrascht. Dorian war offenbar stärker um meine Sicherheit besorgt, als ich vermutet hätte.

»Ob er es seinem Vater erzählt hat?«, fragte ich.

»Nein, denn sonst hätte der alte Thornbear bei meinem Vater ein höllisches Theater angefangen.«

»Glaubst du das wirklich?«

»Ziemlich sicher. Und wenn Lord Thornbear so etwas vorträgt, bleibt meinem Vater nichts

anderes übrig, als etwas zu unternehmen.

Wahrscheinlich hätte er Devon aus seinem Gebiet verweisen müssen.« Er schnitt eine Grimasse.

»Was würde dann passieren?«, fragte ich nach.

»Damit würde ein großer Ärger seinen Anfang nehmen. Der alte

Tremont wäre bei seiner
Ehre verpflichtet, sich
beim König zu
beschweren. Die
Lancasters müssten dann
am Königshof Beweise
vorlegen, um die
Anschuldigungen gegen
den Sprössling zu
stützen.« Er sah mich an.

»Und?«

»Wir könnten nichts
beweisen. Am Ende

müssten wir eine Strafe bezahlen, um Tremonts Ehre Genüge zu tun, schlimmstenfalls könnte es sogar einen Krieg geben.« Marc setzte sich auf den Diwan und barg das Gesicht in den Händen, um eine Weile nachzudenken. »Warum hast du den Schurken nicht einfach bloßgestellt, als du ihn auf frischer Tat

ertapptest? In diesem Fall hätten alle Beweise für uns gesprochen.«

»Penny«, sagte ich nur und gab ihm mit einem bösen Blick zu verstehen, was ich davon hielt, dass er auch nur daran gedacht hatte.

Er sah es sofort ein. »Tut mir leid. Du hast recht, Mort, es war

selbstsüchtig, so zu denken.«

Am Ende hatten wir zwar keine guten Ideen, fühlten uns aber besser, nachdem wir zahlreiche schlechte Ideen diskutiert hatten. Meistenteils ging es dabei um glühendes Eisen und stumpfe Instrumente. Eine Stunde später war es an der Zeit, uns in Bewegung zu

setzen, da das Feuerwerk bald beginnen sollte. Als wir auf den Korridor traten, winkte ich ihm, noch einen Moment zu warten. Ich murmelte eine kurze Beschwörung und errichtete einen Schild um meinen Körper. Gute Angewohnheiten sollte man so früh wie möglich pflegen.

»Was hast du getan?«
Neugierig beäugte er
mich.

»Mein neuester Trick.«
Da er nichts sehen
konnte, färbte ich meinen
Schild mit ein paar
Worten strahlend blau.

»Heilige ...«
Erschrocken wich er
einen Schritt zurück.
»Das sieht prächtig aus.«

Wieder sprach ich einige Worte, und der Schild wurde unsichtbar.

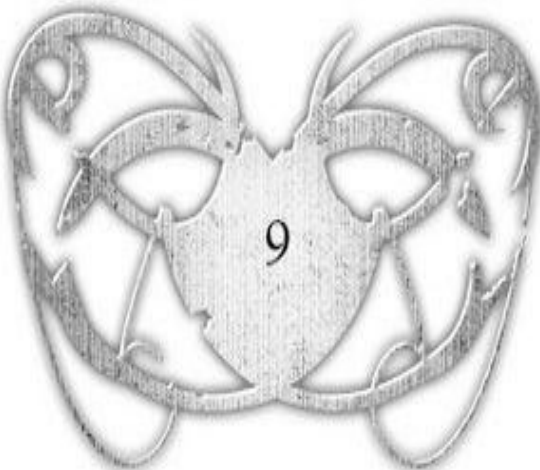
»Lass ihn doch blau«, schlug er vor.

»Warum?« Ich wollte lieber nicht so auffällig sein.

»Damit sich Devon vor Angst in die Hosen macht.«

Das gefiel mir zwar, doch schien es mir

klüger, mich in
Zurückhaltung zu üben.



9

Das größte Geheimnis liegt

wahrscheinlich im Wesen des Aythar selbst. Obwohl es in Lebewesen in viel größerem Maße gegenwärtig ist, kommt es in kleinen Mengen auch in allen unbelebten Objekten vor. Die Menge an vorhandenem Aythar scheint in einem direkten Verhältnis zum Bewusstsein des betreffenden Trägers zu stehen. Intelligente Wesen besitzen es in großen Mengen, vergleicht man sie mit unbelebten Objekten wie Steinen. Tiere besitzen unterschiedlich viel davon, was offenbar von ihrer jeweiligen Klugheit abhängt. Pflanzen

enthalten noch weniger, aber immer noch mehr als die unbelebte Materie. Soweit wir es sagen können, ist das Aythar allgegenwärtig und stellt möglicherweise eine fundamentale Eigenschaft oder gar eine Notwendigkeit der gesamten Existenz dar. Aus der Tatsache, dass das Bewusstsein in direktem Verhältnis zur Menge des vorhandenen Aythar steht, ziehen einige Gelehrte den Schluss, sogar die unbelebte Materie müsse ein geringes Maß an Bewusstsein besitzen.

Marcus der Ketzer,

Über das Wesen von Glaube
und Magie

Das Feuerwerk war so
spektakulär, wie ich es
erwartet hatte. Wir
standen an der östlichen
Brustwehr und blickten
über den See hinaus, der
auf dieser Seite den
größten Teil der
Landschaft einnahm.
Ursprünglich war das
Ufer ein Stück entfernt

gewesen, doch nach dem Bau der Burg hatte man die Wasserfläche erweitert, um den Graben vor den Burgmauern zu füllen. Wunderbar spiegelte sich das prachtvolle Feuerwerk auf der reglosen Oberfläche. Ich wünschte mir, Penny könnte es mit mir zusammen ansehen, doch in der Menge

entdeckte ich sie nicht.

Ich war sicher, dass sie irgendwo sein musste, denn sogar die Diener hatten die Erlaubnis bekommen, ihre Pflichten zu vernachlässigen und das Schauspiel zu bewundern. Allerdings war es keineswegs erstaunlich, dass ich sie in der großen Zuschauerschar nicht

finden konnte. Nach kurzer Zeit wurde ich auch von Marc getrennt, da Gregory Pern ihn in ein Gespräch verwickelte. Ich wollte mich nicht beteiligen, ging weiter und hielt unverwandt nach Penny Ausschau. Seit dem Vorfall am vergangenen Abend hatten wir nicht mehr

miteinander gesprochen,
und ich machte mir
Sorgen, weil ich nicht
wusste, was sie über die
Geschehnisse dachte.

Als ich mich durch die
Menge schob, bemerkte
ich Rose Hightower, die
in ein Gespräch mit
Stephen Airedale vertieft
war. Da er ihr gerade mit
großem Ernst irgendetwas
erklärte, blieb ich auf

Abstand, um sie nicht abzulenken. Kaum dass ich vorbeiging, rief sie jedoch meinen Namen. »Master Eldridge! Ich hatte längst gehofft, noch einmal mit Euch plaudern zu dürfen.« Sie sprach viel aufgeregter, als es der Anlass meiner Ansicht nach gerechtfertigt hätte.

»Verzeiht mir, Lady

Rose, hätte ich dies gewusst, so hätten mich keine zehn Pferde davon abhalten können, zu Euch zu eilen.« Ich war guter Laune und dachte, ich könnte es auch einmal mit solchen Redensarten versuchen. Stephen zeigte sich ob meiner Ankunft wenig begeistert, was mir sofort einleuchtete, da ich

seine Absichten durchschaute.

Wahrscheinlich hatte er versucht, die Dame zu umgarnen, und wie jeder weiß, lässt sich so ein Garn zu dritt schlecht spinnen. »Falls ich aber stören sollte, so will ich gern meines Weges gehen.« Ich warf Stephen einen mitfühlenden Blick zu.

Lady Rose wollte jedoch nichts davon wissen. Offensichtlich suchte sie einen Retter. »Unsinn, wir freuen uns, wenn Ihr uns Gesellschaft leistet.« Mit einer genau berechneten Geste legte sie Stephen eine Hand auf die Schulter.

»Aber natürlich«, versicherte er mir. »Leider muss ich mich

nun aber selbst
entschuldigen, wenn Ihr
erlaubt.« Natürlich
verstand ich dies und
verkniff mir ein Lächeln,
um ihm nicht noch Salz
auf die Wunde zu streuen.

Nachdem er sich höflich
verabschiedet hatte,
schenkte mir Rose einen
dankbaren Blick. »Danke.
Ich hatte Mühe, einen

höflichen Weg zu finden,
seinen Eifer zu zügeln.
Noch ein Augenblick, und
ich wäre auf ganz
unverzeihliche Weise
grob geworden.«

»Eure Schönheit treibt
auch noch dem
kultiviertesten Gentleman
jegliche Vernunft aus,
aber das solltet Ihr Euch
nicht als Eure Schuld
anrechnen. Indes zweifle

ich keineswegs daran,
dass Ihr schließlich doch
noch einen Weg gefunden
hättet, ihn abzuweisen,
ohne seinen Stolz zu
verletzen.« Ich deutete
eine Verbeugung an und
machte Anstalten, mich
auch selbst
zurückzuziehen, denn
offensichtlich hatte ich
meine Aufgabe doch
erfüllt.

»Wartet noch, ich würde wirklich gern mit Euch plaudern.« Sie legte mir eine Hand auf den Unterarm. Diese Frau drückte sich mit Haltung und Gesten ebenso beredt aus wie mit Worten und Blicken. Trotz der Beschränkungen und Hemmnisse, denen eine Dame ihres Standes

unterworfen war, verfügte Rose Hightower über ein höchst bemerkenswertes Ausdrucksvermögen.

»Gewiss habt Ihr doch kein Interesse an meinen dummen Bemerkungen«, antwortete ich.

»Vielleicht wollt Ihr aber die meinen hören.«
Der Ausdruck ihrer Augen gab mir zu verstehen, dass es höchst

ratsam wäre, sie beim Wort zu nehmen.

Unsicher hielt ich inne.
»Ich bin sicher, dass es mich bereichern wird, Euch anzuhören.«

»Dann müssen wir ein Abkommen miteinander schließen. Beantwortet mir erst eine Frage, dann teile ich mein Wissen mit Euch.« Sie zog es zwar auf wie ein Spiel, doch

ihre Miene verriet mir,
dass es hier um mehr
ging.

»Damit haben wir also
eine Abmachung. Was
möchtet Ihr von mir
erfahren?«, erwiderte ich.

»Wen habt Ihr gerade
gesucht?« Ihre Augen
blitzten belustigt.

»Einen Freund,
niemanden von

Wichtigkeit.«

»Das ist überhaupt keine Antwort.« Sie runzelte die Stirn und nahm die Hand von meinem Arm, um ihre Missbilligung zum Ausdruck zu bringen.

»Penelope Cooper, eine Freundin aus meiner Kindheit, die hier als Dienstmädchen beschäftigt ist. Stellt

Euch dies zufrieden?« Ich war ein wenig gereizt, es ihr offenbaren zu müssen, denn in der letzten Zeit war mir Penny immer wichtiger geworden, und jetzt brachte es mich in Verlegenheit, über sie zu sprechen.

»Also eine Freundin, wie interessant. Nun gut, Ihr sollt aber wissen, dass Ihr Euch neulich beim

Empfang einen gewissen Mann zu Eurem Feind gemacht habt.« Sie beobachtete meine Reaktion.

»Das ist mir bekannt, aber das Kind ist wohl unwiderruflich in den Brunnen gefallen.« Wenn ich in diesen wortreichen Dialogen noch etwas besser wurde, konnte ich

bald selbst Stunden in der
Kunst des
Drumherumredens geben.

»Ihr tut gut daran, dies
hinzunehmen, wie es ist.
Euer Freund Marcus darf
sich glücklich schätzen,
dass er Euch hat, aber
diese Freundschaft bringt
Euch in eine große
Gefahr.«

Auch das wusste ich
schon, aber ich wollte

ihre Meinung dazu hören.

»Wie das?«

»Die Kraft eines Bauwerks liegt im Grundstein. Euer Feind versucht, das Haus Lancaster niederzureißen. Er wird dies tun, indem er zuerst das Fundament untergräbt, und Ihr seid bei diesem Unterfangen sein wichtigstes Ziel.«
Das hatte ich zwar

ebenfalls schon einmal gehört, aber ich wollte sie nicht beleidigen.

»Lady Rose, ich fürchte, Ihr überschätzt meinen Wert bei Weitem.«
Vielleicht war sie doch nicht so klug, wie ich anfangs gedacht hatte.

»Das mag schon sein, aber für viel wahrscheinlicher halte

ich es, dass Ihr selbst
Euren Wert unterschätzt.«
Ich hätte jetzt Einwände
erheben können, sparte
mir jedoch die Mühe. Sie
hätte ohnehin das letzte
Wort behalten. Nach ein
paar weiteren
Belanglosigkeiten
entschuldigte ich mich
und setzte die Suche fort.
Dieses Mal ließ sie mich
kommentarlos ziehen.

Ich wanderte eine Weile umher und suchte eine Frau mit dunklem Haar und Augen, in denen der Mond ertrinken konnte. Die Glücksgöttin hielt es jedoch nicht für nötig, mich zu unterstützen – verdammt sollte sie sein! Penny war so flüchtig wie ein Traum, den man beim Aufwachen schon vergessen hat. Schließlich

gab ich es auf und genoss den Rest der Darbietung. Eine besonders prächtige rote Blüte erstrahlte am Himmel über dem See, und dann folgte ein lautes Donnern. Im gleichen Augenblick fiel mir etwas ein. Es war ein wahrer Geniestreich. Ich konnte gar nicht erwarten, es auszuprobieren.

Auf der Stelle vergaß ich das Schauspiel und eilte in mein Zimmer, um in der Sprachlehre die Wörter zu suchen, die ich brauchte. Wenn ich Penny schon nicht finden konnte, dann wollte ich mich wenigstens auf das vorbereiten, was kommen mochte.

Penny stand in einer Schießscharte im

Schatten einer hohen Zinne. Dort war sie fast unsichtbar, was ihr sehr gelegen kam, und beobachtete die bunten Lichter, die über ihr zerplatzten. Doch sie konnte sich daran nicht erfreuen. Als Mordecai vorbeikam, wäre sie fast aus dem Schatten getreten. Er schien sehr

konzentriert und ging zielstrebig vorbei. Diese Miene kannte sie, und sie liebte ihn dafür. Sein Geist war ständig in Bewegung, und sie konnte erkennen, dass ihn gerade irgendetwas beflügelte. Der Wind zauste sein Haar und warf es zurück, bis er einem Falken ähnelte, der sich auf die Beute stürzt. Sie wollte

ihn schon aufhalten, doch ihr Herz verzagte, denn in diesem Moment konnte sie ihm nicht unter die Augen treten. Es war noch zu früh.

So blieb sie still dort stehen, bis er vorbei war. Dann drehte sie sich um und betrachtete den Rest der Darbietung. Eine einsame Träne rann langsam auf ihrer Wange

hinab. Zwar waren überall Menschen, doch so verloren hatte sie sich noch nie gefühlt. Als jemand sie an der Schulter berührte, zuckte sie zusammen und hätte beinahe geschrien, weil sie dachte, Devon hätte sie entdeckt.

»Oh, du meine Güte!
Das tut mir aber leid. Ich

wollte Euch nicht erschrecken, meine Liebe.« Es war Rose Hightower, die mit besorgter Miene vor ihr stand.

»Verzeiht mir, Mylady, ich bin gerade tief in Gedanken gewesen.« Verstohlen wischte sich Penny die Tränen von den Wangen. »Kann ich etwas für Euch tun?«

»Ihr müsst Euch nicht entschuldigen. Nicht alle Edelleute sind so hartherzig wie Lord Devon.« Dabei grinste Rose ein wenig, weil sie hoffte, dem bekümmerten Dienstmädchen ein Lächeln zu entlocken. Zu ihrem Entsetzen begann Penny nun jedoch erst recht zu weinen, die Schultern bebten unter

lautlosem Schluchzen.

Rose Hightower war eine Lady durch und durch und gehörte von Geburt an dem Hochadel des Königreichs an. Sie hatte mit Königen geplaudert und war schon von allen infrage kommenden Junggesellen des Königreichs umworben worden. Doch

in ihr steckte weitaus
mehr als dies. Vor allem
war sie eine
charaktervolle und
mitfühlende Frau. Ohne
Zögern trat sie vor und
umarmte Penny. »Schon
gut, schon gut.«

Zuerst wollte Penny
sich entziehen, da sie
davon überzeugt war,
dass ihr diese Schwäche
nur noch mehr

Schwierigkeiten bereiten werde. »Nein, nein, keine Sorge, ich bin eine Freundin«, beschwichtigte Rose sie und meinte es damit völlig ernst. Sie hielt Penny so lange fest, bis sich das Mädchen beruhigte, streichelte ihr über die Haare und redete leise auf sie ein.

Seit dem Tod ihrer

Mutter hatte Penny
niemanden mehr gehabt,
der sie ... gehalten hatte.
Obwohl Rose annähernd
in ihrem Alter war, fühlte
sie sich ein wenig an jene
Zeit erinnert. An die
Tage, an denen sie sich
sicher gefühlt hatte.
Schließlich fasste sie sich
wieder und löste sich aus
der Umarmung. »Es tut

mir so leid, bitte verrätet es niemandem. Ich weiß gar nicht, was ...«

»Still, Mädchen. So grausam bin ich nicht. Was hier geschehen ist, bleibt unter uns, und wenn Ihr mich lasst, will ich Euch helfen, so gut ich kann.« Rose beobachtete Penny voller Mitgefühl. »Nun sagt mir, warum Ihr hier oben

weint, während Mordecai Euch überall sucht.«

»Ich habe mich nicht vor Mort versteckt. Ehrlich. Ich wollte nur vermeiden, dass Lord Dev...« Penny unterbrach sich. »Er stellt so viele Anforderungen an das Personal. Ich wollte nicht respektlos sein, Mylady.«

Rose kniff die Augen zusammen. »So habe ich

es auch nicht aufgefasst.
Ich weiß ganz genau, wie
unangenehm dieser
Stinkstiefel sein kann.«
Rose betrachtete Penny
noch einen Augenblick
und dachte angestrengt
nach. Sie hatte
gerüchteweise von Devon
Tremonts Schandtaten
gehört und konnte sich
gut vorstellen, wozu er

fähig war. »Penelope, vertraut Ihr mir?«

»Ich kenne Euch doch kaum, Mylady.« Diese Bemerkung hätte durchaus als Beleidigung aufgefasst werden können, doch allmählich fühlte sie sich in Lady Rose' Gegenwart sehr wohl.

»Nun gut. Hört zu, ich weiß, dass Ihr mit Dorian

Thornbear eng befreundet seid. Vertraut Ihr ihm?« Penny nickte. Dorian war einer der ehrenwertesten Männer, die sie kannte, ganz zu schweigen von der langjährigen Freundschaft in ihrer Kindheit.

»Ihm vertraue ich in jeder Hinsicht, Mylady. Er ist ein echter Gentleman«, erwiderte

sie.

»Dann akzeptiert mich an seiner Stelle. Ich würde Dorian mein Leben anvertrauen. Wenn ich ihm helfen kann, indem ich Euch helfe, dann würde ich mich glücklich schätzen.« Rose suchte Pennys Blick.

»Warum sagt Ihr mir das?« Penny spürte, dass

die andere Frau es ehrlich meinte, aber die Gründe konnte sie nicht einmal ahnen.

»Weil ich Euch helfen möchte, und bevor ich das tun kann, müsst Ihr mir von Frau zu Frau eine Frage ehrlich beantworten.« Rose hielt inne.

»Ich verstehe es nicht, aber wenn Ihr eine wahre

Freundin von Dorian seid, dann will ich Euch antworten ... so gut ich kann.« Penelope kam sich albern vor, als sie dies aussprach, obwohl Lady Rose es doch todernst zu meinen schien.

»Ihr habt gesagt, Devon Tremont setze dem Personal sehr zu, aber ich nehme an, Ihr meintet etwas Persönliches.« Es

war nicht leicht für Rose, dieses Thema zur Sprache zu bringen, aber Pennys Miene antwortete ihr viel schneller, als es Worte vermocht hätten. »Hat er Euch missbraucht, Penny? Bitte sagt mir die Wahrheit, denn wenn er dies getan haben sollte, werde ich alles in meiner Macht Stehende tun,

damit dieser Tyrann für
sein Verbrechen büßen
muss.«

»Nein, bitte, Ihr dürft es
niemandem verraten.
Wenn das jemand
herausfindet, wird er ...«
Nun hatte sie es auch mit
Worten bestätigt.

»Nur die Ruhe, ich
werde es nicht gerade
vom Dach
herunterbrüllen. Ich weiß

noch nicht, was ich tun kann, aber ich werde dafür sorgen, dass er Euch nicht mehr wehtut. Und eines Tages werde ich darauf achten, dass dieser Mann dreimal für das bezahlt, was er getan hat, oder ich will keine Hightower mehr sein.«
Kalter Stahl lag in ihrer Stimme. Penny erschauerte und schöpfte

doch neue Hoffnung.

»Er ist der Sohn eines Herzogs ... was können denn Frauen gegen einen solchen Mann schon tun?« Penny war nun doch stärker daran interessiert, ihre Hoffnung zu nähren, als Rose zu widersprechen.

»Er ist der jüngere Sohn eines Herzogs, und sein

verstorbenen Bruder Eric war mein Freund.« Rose fasste Penny bei der Hand und ging zu der Treppe, die zum Hof führte. »Und Ihr würdet Euch wundern, was Frauen alles ausrichten können.« Der Ausdruck in ihren Augen hätte selbst einen König innehalten lassen.

Im Grunde sind die Götter, die

wir heute kennen, lediglich bewusste und unglaublich dichte Konzentrationen von Aythar. Man glaubt, viele seien ursprünglich infolge des dringenden menschlichen Bedürfnisses entstanden, eine höhere Macht anzubeten, aber diese Theorie ist nach wie vor unbewiesen, da einige heute bekannte Götter gewiss älter als die Menschheit sind. Ungewiss bleibt auch, ob sie sich durch eine früher existierende intelligente Rasse gebildet haben, welche den Menschen ähnlich war. Ebenso gut können sie aber auch durch

rein natürliche Phänomene und ganz unabhängig von etwaigen Gläubigen entstanden sein. Die wirklich wichtige Frage ist die, welche Ziele sie letztlich in Bezug auf die sterblichen Wesen verfolgen. Einige haben sich als eindeutig böse erwiesen, während andere eher wohlwollend erscheinen.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Das Feuerwerk war
nicht nur für die
Zuschauer angenehm,

sondern bot zugleich auch
Devon Tremont eine
willkommene Ablenkung,
um gewisse
Nachforschungen
anzustellen. Die
verwirrenden Ereignisse,
die sich in der
vergangenen Nacht in
seinem Zimmer
zugetragen hatten,
beunruhigten ihn.
Irgendjemand hatte ihn

zum Narren gehalten, und
angesichts der
Begleitumstände kam nur
ein einziger Widersacher
infrage, der es getan
haben konnte.

Er hatte die Möbel zur
Seite gerückt und die
Mitte des Zimmers
freigeräumt. Mit einem
Stück Holzkohle hatte er
zwei konzentrische
schwarze Kreise auf den

Boden gemalt. Im Raum zwischen diesen Linien brachte er einige fremdartige Symbole an, die leicht schimmerten, sobald er mit der Anrufung begann. Die Beschwörung dauerte mehrere Minuten, und während des Singsangs wiederholte er in regelmäßigen Abständen

einen bestimmten Namen. Als er fertig war, wurde das Licht im Raum trüb, und im Kreis regten sich seltsame Schatten.

Schließlich bildete sich im Zentrum eine dunkle Gestalt heraus, die sich wand und wie Rauch, der in einem Krug gefangen war, aufwallte. »Was willst du von mir, kleiner Zauberer? Du hast deine

Schuld bei mir noch nicht beglichen.« Die Stimme war tief und heiser wie grollender Donner in einem Wintersturm.

Devon blieb gelassen, denn Angst zu zeigen, wäre ein schwerer Fehler gewesen. »Du wirst deine Entlohnung bekommen, sobald ich König bin. Die Lancasters sind nur die ersten von vielen

Beutestücken, die du erhalten sollst.«

»Du tätest gut daran, mich in Ruhe zu lassen, wenn du mir kein Blut als Geschenk mitbringst. Schließlich bin ich kein kleiner Dämon, mit dem man seine Scherze treiben kann.« Ein schwarzes Maul voller Zähne erschien im Rauch und

verschwand sofort
wieder.

»Vielleicht könnte ich
dir solche Geschenke viel
leichter bringen, wenn
deine Mitteilungen
genauer wären,
Mal'goroath.« Eine
Schweißperle rann über
Devons Stirn, denn er
ging gerade ein großes
Risiko ein.

»Willst du damit

andeuten, ich hätte
unseren Pakt
gebrochen?«, fragte das
Wesen neugierig.

»Du sagtest mir, es gebe
keinen lebenden Zauberer
mehr«, erwiderte er.

»All die alten
Geschlechter sind
ausgerottet, und das
Wissen, das sie besaßen,
bleibt verschollen und
verstreut. Niemand ist

mehr übrig. Willst du das
bestreiten?« Aus
Mal'goroths Worten
sprach eine deutliche
Drohung.

»Hier im Haus
Lancaster gibt es einen
Zauberer. Ich denke nicht,
dass etwas Derartiges
deiner Aufmerksamkeit
entgehen kann«, gab
Devon zurück.

Mal'goth sprach:
»Hin und wieder zeigt
sich die Gabe unerwartet.
Du selbst bist der Beweis
dafür. Dieser Magier
stellt keine Gefahr dar,
denn ohne Wissen ist er
hilflos. Es gibt keine
Zauberkundigen mehr.«

»Sein Name ist
Mordecai. Wie erklärst
du das? Auf einmal
erscheint hier bei den

Lancasters ein Magier,
der einen Namen aus dem
Geschlecht Illeniels
trägt.« Inzwischen war
Devon seiner Sache recht
sicher.

»Lügen! Das Geschlecht
von Illeniel ist
ausgelöscht. Die Letzten
sind vor sechzehn Jahren
durch die Hände der
Shaddoth Krys

gestorben.« Mal'goth war in seinem Kreis recht kleinlaut geworden.

»Dann haben die Schattenklingen versagt. Anscheinend können selbst die Shaddoth Krys Fehler begehen. Deine Nachrichten waren falsch, du bist zu nichts nütze.« Devon forderte Mal'goth heraus, weil er hoffte, dadurch noch

mehr aus ihrem Handel
herauszuschlagen.

Nach langem
Schweigen antwortete
Mal'goth: »Ja.«

»Dann musst du diesen
Fehler wiedergutmachen.
Ich brauche mehr
Unterstützung.« Es
verlief besser, als Devon
gehofft hatte.

»Die Shaddoth Krys
sind zu weit entfernt.

Besser wäre, du erlaubtest mir, dir direkt zu helfen«, schlug Mal'goth begierig vor.

»Ich bin kein Narr, für dich werde ich doch keine Brücke über den Abgrund schlagen«, fauchte Devon.

»Das wollte ich auch nicht vorschlagen. Aber wenn ich mich zu dir

gesellen könnte, würde dir meine Macht deine Aufgabe erleichtern.« Die Stimme des Nachtgottes klang jetzt beinahe freundlich. Er schlug Devon vor, seinen Geist zu öffnen und die bösen Kräfte weiterzuleiten. Die Idee war verlockend, doch Devon schauderte bei dem Gedanken, dieses Wesen in sein

Bewusstsein eindringen
zu lassen. Es war
keineswegs sicher, ob er
es jemals wieder
loswerden würde.

»Das scheint mir
unannehmbar. Was ist
mit deinen Anhängern?«
Damit meinte er den Kult
des Mal'goroeth, eine
Geheimgesellschaft, die
ihre Anbetungen im
Zwielicht sprach, gut

verborgen vor den
Blicken der vernünftigen
Menschen.

»Sie können nicht
schnell genug hierher
reisen, Zauberer, solange
du ihnen nicht den Weg
eröffnest. Bist du dazu
fähig?« Mal'goroeth
schnaubte vernehmlich.

»Das vermag ich sogar
zu tun, ohne auf deine

Kräfte zurückzugreifen«,
entgegnete Devon.
»Wann können sie hier
eintreffen?«

Die dunkle Gestalt regte
sich in dem Kreis. »In
vier Nächten – von heute
an gezählt – sollen sie dir
zur Verfügung stehen.«

Devon lächelte. Zwar
war es schwierig, einen
Weg zu erschaffen, um
sie zu befördern, aber das

Ergebnis wäre der Mühe
wert. Ursprünglich hatte
er behutsamer vorgehen
wollen, manchmal jedoch
erschuf man auch mit
einem kühnen Streich ein
Meisterwerk. Die
Lancasters mussten
fallen, sie und ihre
Anhänger würden den
Nachtgott speisen, und ihr
Untergang würde das
Königreich ins Wanken

bringen. Das war der notwendige erste Schritt. Er beendete die Erörterung mit Mal'goth und löste den Beschwörungsspruch auf. Sobald er sicher war, dass das Wesen verschwunden war, zerstörte er auch den Kreis und stellte einige Überlegungen an.

Zuerst musste er den

Sohn des Schmieds
beseitigen. Der Bursche
stellte ein beträchtliches
Risiko für die Vollendung
seiner Pläne dar.
Anschließend musste er
dafür sorgen, dass das
Haus Lancaster
ausgelöscht wurde und
dessen Anhänger
untergingen. Kurzfristig
würde das Haus Tremont
zwar nicht davon

profitieren, aber wenn die königliche Familie in den kommenden Jahren eine große Tragödie erlitt, würde es keinen Rivalen mehr geben, der den Thron beanspruchen konnte. Tremont selbst wäre dann der einzige überhaupt denkbare Kandidat.

Es gab noch viel zu tun. Devon verließ sein

Zimmer und ging nach unten. Er brauchte einen stillen, abgelegenen Ort im Burgfried. Eine Stelle, wo das Transportsymbol trotz seiner Größe nicht auffiel. Heute Abend war der geeignetste Zeitpunkt, den richtigen Ort zu finden, denn die Diener beobachteten das Feuerwerk, und niemand

würde ihn stören, wenn er
die Keller und Tunnel
unter dem Burgfried
erkundete.

Es gibt Unterschiede zwischen

den Magiern und den Mittlern, die man sonst auch als »Heilige« bezeichnet. Ein Zauberkundiger ist in den meisten Fällen ein freihandelndes Wesen, dessen Kräfte aus dem Inneren kommen, während ein Mittler der Quelle seiner Kraft verpflichtet ist. Beide wirken mithilfe des Aythar, doch ein Magier greift ausschließlich auf seine eigene Kontrolle und die eigenen Kraftreserven zurück. Ein Heiliger wird dagegen teilweise von seiner Gottheit kontrolliert, daher sind seine Reserven in weitaus geringerem Maße beschränkt. Der Mittler

wird vor allem von zwei ganz anderen Faktoren behindert: durch seine Glaubenssätze, denn er darf nicht gegen die Gebote seines Gottes verstoßen, und durch seine menschliche Zerbrechlichkeit, da ihm etwas geschehen kann, das die Gelehrten als »Ausbrennen« bezeichnen. Wenn er zu viel Kraft kanalisiert, gefährdet er seine eigene Gesundheit und verliert zudem die Fähigkeit, die Energie durch sich hindurchzuleiten. Die einem Magier innewohnende Kraft ist dagegen nur selten so stark, dass er ausbrennen kann,

*selbst wenn dies in einigen
seltenen Fällen geschehen sein
mag.*

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Zur Abwechslung stand
ich früh auf. Zum ersten
Mal seit Tagen hatte ich
das Gefühl, dass sich
mein Geist und mein
Körper in Harmonie
befanden. Der größte Teil
meines Lebens hatte sich

bisher zwischen
Morgengrauen und
Abenddämmerung
abgespielt, so hatten mich
die nächtlichen
Aktivitäten aus der Bahn
geworfen. Außerdem
hatte ich einiges zu
erledigen. Das Gefühl, ein
Ziel vor Augen zu haben,
erfüllte mich mit neuer
Tatkraft.

Niemandem hatte ich

verraten, dass ich mich am Vorabend dazu entschlossen hatte, nach Hause zurückzukehren, da ich mittlerweile ein wenig an Heimweh litt. Immerhin war ich nur der Sohn eines einfachen Schmieds. Die Politik und die Intrigen des höfischen Lebens zehrten an meinen Nerven. So etwas hielt ich nicht lange aus. Natürlich

wollte ich nicht noch über
Nacht bleiben, sondern
vor Einbruch der
Dämmerung zurückreiten.
Für die Idee, die mir am
vergangenen Abend
gekommen war, brauchte
ich viel freien Raum und
einen Ort, an dem ich mit
meinem Experiment
keine Panik auslöste.

Meine

Heimat

entsprach diesen
Bedürfnissen in ganz
hervorragender Weise.
Draußen auf dem Land
hatten wir keine direkten
Nachbarn, und wenn
zufällig jemand in der
Nähe war, so wusste er
bereits, dass aus der
Schmiede häufig seltsame
Geräusche drangen.
Natürlich musste ich die
Sache vorher meinen

Eltern erklären. Dies allerdings hätte ich auch ohne die geplante Erprobung früher oder später tun müssen. Einige Tage zuvor war ich eilig zur Burg aufgebrochen und hatte meine Eltern zunächst im Dunkeln darüber gelassen.

Um neugierige Fragen zu vermeiden, ließ ich mir ein Pferd von Dorian

Vater und ritt heim. Es dauerte fast eine Stunde, aber das Wetter war schön, und der Zelter, den ich ritt, hatte einen angenehmen Gang. So traf ich in bester Stimmung zu Hause ein. Meine einzige Sorge galt der Ungewissheit, wie meine Eltern auf meine neuen Fähigkeiten

reagieren mochten.
Schließlich kam nicht
jeden Tag ein Sohn nach
Hause und erzählte ihnen,
er habe eine Begabung für
die Magie in sich
entdeckt. Vermutlich
würde vor allem meine
Mutter Schwierigkeiten
damit haben, weil sie
grundsätzlich keine
Überraschungen mochte.
Vater dagegen würde

wahrscheinlich nur
wissen wollen, ob dies
irgendwie bei der
Metallbearbeitung helfen
könne. Er war ein sehr
praktisch veranlagter
Mann.

Mein Vater arbeitete
schwer. Er sah mich
kommen, nickte mir zu
und verwies mich mit
einem Blick an den
Blasebalg. Also pumpte

ich. Eine halbe Stunde später legte er das Stück, an dem er gerade gearbeitet hatte, zur Seite, damit es langsam abkühlen konnte.

Ausglühen, so nannte man das. »Ich dachte, du kommst erst in ein paar Tagen zurück«, meinte er.

»Es ist viel passiert, und ich reite heute Abend

wieder hinüber, aber
vorher muss ich mit dir
und Mutter reden«,
antwortete ich.

»Sie ist wohl im Haus.
Ich will mich noch
waschen, dann gehen wir
hinein. Wahrscheinlich
wird sie dir gleich ein
paar Reste anbieten.«
Seine Miene regte sich
nicht, aber seine Stimme
klang nach einem

Lächeln.

Eine Weile später, nach etwas Speck mit Röstkartoffeln, saßen wir zusammen am Tisch, und ich erzählte ihnen nach und nach alles, was mit mir geschehen war. Ich fand, es stehe mir nicht zu, über Pennys Erlebnisse zu sprechen, doch obwohl ich alles ausließ, was sie betraf,

dauerte es immer noch länger als gedacht. Die ganze Zeit über saß mein Vater da und hörte schweigend zu, das ernste Gesicht in nachdenkliche Falten gelegt. Mutter machte einige Male Anstalten, mich zu unterbrechen, doch er hieß sie still sein, und so hielt sie den Mund. Als

ich fertig war, stand sie auf. »Ich muss die Wäsche aufhängen. Bin bald wieder da«, erklärte sie mit gepresster Stimme.

»Was ist nur los mit Mutter?«, fragte ich.

»Es fällt ihr schwer, der Zukunft ins Auge zu blicken. Sie wird bald wieder zu sich kommen«, antwortete er. »Geh nur

und mach deine Erprobung. Aber achte darauf, dass du weit genug von den Kühen entfernt bleibst, damit die Milch nicht sauer wird.«

»Das will ich gern tun.«

Er klopfte mir auf den Rücken. »Geh jetzt. Ich rede mit deiner Mutter. Wenn du zurückkommst, müssen wir auch noch etwas mit dir besprechen.

Wir brauchen nur ein wenig Zeit, all das zu verdauen.« Dafür liebte ich ihn. Er war ein ruhiger, schweigsamer Mann, und es war erheblich mehr nötig als die bloße Tatsache, dass sein Sohn auf einmal zu einem Magier geworden war, um ihn aus seiner Gelassenheit zu reißen.

Ich entfernte mich vom Haus, und als ich zurückblickte, sah ich, dass sie miteinander redeten. Anscheinend war es eine hitzige Diskussion, zumindest vonseiten meiner Mutter. Ich ging weiter. Wenn ich nachher zurückkehrte, würde ich schon erfahren, was dort nicht in Ordnung war. Sobald ich mich ein

ganzes Stück entfernt hatte, dachte ich noch einmal über das nach, was ich zu tun beabsichtigte.

Das Feuerwerk hatte mich auf die Idee gebracht. Ich wollte den Spruch für das Licht mit etwas anderem kombinieren, um ein lautes Geräusch zu erzeugen. Ich stellte es

mir als eine Art
»Blitzknall« vor.
Manchmal sagen mir die
Leute, dass ich nicht
besonders talentiert bin,
Namen zu erfinden.
Vorher überprüfte ich
mich selbst und
vergewisserte mich, dass
ich noch abgeschirmt
war. Dann begann ich.

Ich konzentrierte mich
auf eine etwa dreißig

Schritt entfernte Stelle
und sammelte meine
Willenskraft. »*Lyet ni
Bierek!*« Wie eine
Peitsche ließ ich meinen
Willen rasch zu dem
ausgewählten Punkt
fliegen. Das Ergebnis
überraschte mich dann
aber doch.

Ein Blitz blendete mich,
gleichzeitig hörte ich ein
Geräusch wie von einer

Kanone, so laut und so
abrupt, dass ich
unwillkürlich
rückwärtstaumelte. *Vater*
hatte völlig recht, sich um
die Kühe zu sorgen,
dachte ich. Was ich
erschaffen hatte,
entsprach weitgehend
einer Explosion, ohne
jedoch den
entsprechenden Schaden

anzurichten. Ich
wiederholte das
Experiment und richtete
die Energie dieses Mal
auf den Boden, um
herauszufinden, ob der
Spruch auch sichtbare
Spuren hinterließ. Das
war nicht der Fall. So
fuhr ich fort und zielte
jedes Mal ein Stück
ferner, da es mir schon in
den Ohren dröhnte.

Offenbar konnte ich den Spruch auch gut hundert Schritt oder sogar noch weiter entfernt auslösen, obwohl es mit zunehmender Distanz immer anstrengender wurde.

Nach einer Stunde hatte ich sämtliche wilden Tiere nachhaltig in ruhigere Gefilde verscheucht. Ich kehrte

ins Haus zurück und fragte mich, was Mutter zu meinem Krieg gegen die Stille der Landschaft sagen würde. Die beiden saßen am Tisch. Es sah nicht gut aus.

Das Gesicht meiner Mutter war gerötet und von Tränen verquollen. Sie hatte geweint. Vater wirkte müde und hatte

den Blick auf einen Kasten geheftet, der auf dem Küchentisch stand. »Alles in Ordnung?«, fragte ich.

Da ich Mutters Verfassung bemerkt hatte, rechnete ich damit, dass mein Vater antworten werde, doch nun war sie es, die zuerst das Wort ergriff. »Nein, nichts ist in Ordnung,

aber dein Vater hat mich überzeugt, dass es an der Zeit ist, dir dies hier zu zeigen.« Auch sie betrachtete jetzt die Kiste.

»Hat das etwas mit meinen neuen Fähigkeiten zu tun?« Ich machte mir Sorgen, denn was auch immer in dem Behältnis stecken mochte, es hatte meine Mutter in

einer Weise aufgeregt, wie ich es noch nie gesehen hatte. Was es auch war, es würde alles verändern.

»Na ja, in gewisser Weise«, erklärte mein Vater.

»Still, Royce! Sie hat es mir gegeben. Du hast vielleicht für uns alle entschieden, aber es liegt

noch immer in meiner Verantwortung!« Mutter war in Tränen aufgelöst, doch nun sah sie mich fest an. »Mordecai, dies stammt von deiner Mutter. Von deiner richtigen Mutter. Sie hat es mir anvertraut, damit ich es dir gebe, wenn du älter bist und davon erfahren musst. Sie und ich, wir hatten gehofft, du

würdest schon ganz erwachsen sein, ehe es so weit wäre.« Sie funkelte meinen Vater an, als wären ihm Hörner gewachsen.

»Was ist darin?«, fragte ich unsicher.

»Ein Brief, den sie dir geschrieben hat. Als du noch ein kleines Kind warst, hat sie ihn hier in diesem Raum aufgesetzt.

Es war das Letzte, was sie getan hat, bevor sie starb. Er gehört dir.« Es klang, als ginge gleich die Welt unter.

Ich griff nach der Kiste, doch Vater legte seine Hand auf die meine. »Mein Junge, was du da drinnen findest, ist die Liebe einer Mutter zu dem Kind, das sie nicht

selbst aufziehen konnte. Du wirst auch auf ihre Schmerzen treffen.« Er ließ meine Hand los und wandte den Blick ab. Ich hatte meinen Vater noch nie weinen sehen, aber nun waren seine Augen feucht geworden.

Ich hob den Holzdeckel, der an zwei zierlichen Scharnieren hing, die mein Vater offenbar

selbst angefertigt hatte.
Das Innere war mit Samt
ausgeschlagen, und
zuoberst lag ein
ordentlich gefalteter
Übermantel. Er war
dunkelbraun mit goldenen
Borten, und in der Mitte
hatte man einen goldenen
Falken eingearbeitet, der
die Flügel ausbreitete.
Später sollte ich lernen,
dass man diese Haltung

»auffliegend« nannte.

»Das ist der Wappenrock deiner Mutter«, erklärte Miri.
»Sie war eine Tochter des Hauses Cameron.«

Ich nickte benommen, zog den Wappenrock heraus und entfaltete ihn. Dabei versuchte ich, mir die Frau vorzustellen, die ihn getragen hatte.

»Sie war groß«, erklärte Vater. »Beinahe so groß wie ich, und sie war stark. Sie hatte blonde Haare und blaue Augen. Solche Augen wie du, mein Sohn, auch wenn du die Haare wohl eher von deinem Vater hast.«

Unter dem Mantel lag ein zusammengefaltetes Stück Pergament. Ich nahm es vorsichtig an

mich und öffnete den Brief. Dann las ich:

Mein Sohn,

es schmerzt mich, dass dies die einzigen Worte sind, die du je von mir empfangen wirst. Bitte glaube mir, wenn ich dir versichere, dass dein Vater und ich dich sehr geliebt und es dir oft gesagt haben, als du noch

ein Baby warst. Ich vertraue dich Meredith Eldridge an, denn ich werde höchstens noch ein paar Tage leben. Sie ist eine gute Frau, und ich habe sie schätzen gelernt, als sie hier für mich gesorgt hat. Ich hoffe, du wächst behütet auf und wirst sie lieben, wie ich dich geliebt habe und immer noch liebe.

*Ich bin Elena
di'Cameron und war mit
einem großen Mann
verheiratet, deinem Vater.
Er hieß Tyndal
Ardeth'Illeniel und ist der
letzte und beste Zauberer
seines Geschlechts
gewesen. Aufgrund deiner
Abstammung wirst du
möglicherweise seine
Kräfte erben, doch er
wird nicht da sein, um*

dich anzuleiten. Das Wissen, das er mit dir hätte teilen können, ist verloren, untergegangen in dem Brand, der die Burg Cameron, das Zuhause meiner Kindheit, vernichtet hat.

Das ganze Haus wurde vergiftet, die Mörder kamen in der Nacht. Wenn ich mich nicht irre,

waren es die Kinder des
Mal'goth. Dies ist ein
fanatischer Kult, der von
einem Nachtgott besessen
ist. Dein Vater und ich
haben gekämpft, um dich
in dieser Nacht zu
beschützen, doch uns
selbst konnten wir nicht
mehr retten. Ich habe
versagt. Durch einen
Schwur war ich
gebunden, deinen Vater

zu beschützen, denn ich bin eine Anath'Meridum, eine der besonderen Hüterinnen, die den alten Magiern schon seit Generationen gedient haben. So habe ich ihn kennengelernt. Aber für unsere Liebe war eine einfache Bindung nicht genug, daher haben wir geheiratet. Die Frucht dieser Ehe bist du.

*Auf Bitten deines Vaters
brach ich meine Gelübde
und verließ ihn in dieser
Nacht, um dich in
Sicherheit zu bringen.
Jedenfalls hoffe ich, dass
mir dies gelungen ist. Es
gäbe noch so viel zu
sagen, aber ich habe
nicht mehr die Kraft,
alles aufzuschreiben. In
der kurzen Zeit, die mir*

bleibt, erzähle ich Miri so viel wie möglich davon. Auch habe ich den Herzog von Lancaster unterrichtet, damit er aus der Ferne über dich wacht. Da du dies nun gelesen hast, solltest du ihn bald aufsuchen. Er wird noch mehr wissen, als ich hier aufschreiben kann.

Vor allem darfst du

nicht zornig auf Miri
sein. Ich bat sie, dir all
dies erst zu erzählen,
wenn du älter bist. Sie
trägt an alledem keine
Schuld. Sie und Royce
waren einfach nur so
freundlich, für eine
Fremde zu sorgen, und
haben keinen Gedanken
an die Gefahr
verschwendet, in die sie
sich damit selbst begeben

*haben. Sie sind das Salz
der Erde. Gute Menschen
von der Art, die dein
Vater immer zu schützen
suchte. Jetzt beschützen
sie dich, und dafür bin ich
ewig dankbar.*

Alles Liebe

Elena di 'Cameron

Ich starrte ins Leere.
Meine Welt war zerfallen
und auf eine Weise neu

gestaltet, die ich noch nicht fassen konnte. In Elenas Brief stand so viel mehr, als ich je hätte hoffen können, und doch auch viel weniger. Welche Gefühle in diesem Moment in mir aufbrachen, vermag ich nicht zu beschreiben. Ich konnte sie nicht einmal für mich selbst benennen. »Ist das alles?«, fragte ich

schließlich.

»Nein, Mordecai, da ist noch mehr«, erklärte Miri. »Deine Mutter hat nur wenig Zeit mit uns verbracht, erzählte uns aber immerhin von der Nacht, in der sie mit dir geflohen war.« Nun sollte ich also auch selbst erfahren, was sich damals ereignet hatte. Miri stockte einige Male, weil

es Dinge gab, die auszusprechen ihr schwerfiel. Es ist nicht leicht, jemandem vom Tod seiner Eltern zu erzählen, selbst wenn der Betreffende sie nie wirklich gekannt hat.

Sie fuhr fort, und zwischendurch stellte ich Fragen. Wir redeten bis spät in den Nachmittag

hinein, bis es nichts mehr gab, was sie mir zu berichten hatte. Am Ende sah mich Meredith Eldridge mit rot geränderten Augen an und war nicht sicher, wie ich sie jetzt betrachten würde.

Meine Gefühle konnte ich immer noch nicht richtig ausdrücken, aber einige Dinge hatten sich

keineswegs verändert.
Meredith und Royce
Eldridge waren immer
noch meine Eltern.
»Mutter, nun sieh mich
nicht so an. Ich liebe dich
noch immer. Du wirst
immer meine Mutter sein.
Ich habe jetzt nur noch
eine andere
dazubekommen.« Ich
wandte mich an meinen
Vater. »Und ich bin nach

wie vor der Sohn des Schmieds.« Danach umarmten wir uns innig. Mein Vater, der sonst sehr zurückhaltend ist, schloss uns beide in die Arme.

»Ich muss jetzt gehen«, erklärte ich schließlich.

»Was wirst du tun?«, fragte Vater.

»Zunächst einmal gar

nichts. Ich will erst mit dem Herzog sprechen und sehen, was er noch hinzuzufügen hat. Jedenfalls werde ich jetzt keinen wilden Rachefeldzug beginnen, falls es das ist, wovor du Angst hast. Ich wüsste ja nicht einmal, wo ich beginnen sollte.« *Und doch,* fügte ich in Gedanken hinzu. Ich

steckte den Brief wieder in die Kiste, und behielt nur den Wappenrock, mit dem ich gewisse Pläne hatte. Dann ging ich nach draußen und sattelte das geborgte Pferd. Mein Vater kam zu mir und legte mir die Hand auf die Schulter, als ich aufsitzen wollte.

»Warte, ich habe noch etwas für dich.« Er führte

mich in die Schmiede.

»Deine Mutter hatte ein Schwert bei sich, als ich sie fand. Sie sagte mir, es sei die Klinge eines der Männer, die deinen Vater getötet haben. Sie wollte nichts mehr damit zu tun haben, und ihr eigenes Schwert hatte sie verloren. Ich habe die Waffe des

Meuchelmörders
aufgehoben.« Er ging
nach hinten und kehrte
mit einer langen, mit
Eisen beschlagenen
Holzkiste zurück.

»Ich bin zwar kein
Waffenschmied, aber ich
konnte doch erkennen,
dass die Klinge von
minderwertiger Machart
war. Daher schmolz ich
sie ein.« Das überraschte

mich, denn
normalerweise kaufte er
sein Roheisen in den
Werkstätten von
Albamarl. Für eine kleine
Schmiede wie die unsere
war es schwierig und
teuer, das Metall selbst zu
schmelzen. Er musste
sich große Mühe damit
gemacht haben. »Ich hatte
nicht die richtige
Ausbildung, daher habe

ich Jahre gebraucht, aber ich dachte, eines Tages wirst du dies hier verwenden können.«

Er öffnete die Kiste und zeigte mir das Schwert, das darin lag. Es war eine einfache, gerade Waffe mit scharf geschliffenen Schneiden. Der Handschutz war schlicht, aber der stählerne Knauf

trug das Wappen der Camerons. Am unteren Ende der Klinge hatte mein Vater sein eigenes Zeichen angebracht. Soweit ich wusste, war dies, abgesehen von Messern und ähnlichem Werkzeug, die einzige Waffe, die er jemals hergestellt hatte. Er hielt nicht viel von Gewalt.

»Ich habe es nicht

geschmiedet, damit du dich rächst. Ich habe es getan, um dir zu zeigen, dass selbst aus der Asche von Verworfenheit und Verlust etwas Schönes entstehen kann. Ich habe es gefertigt, weil ich für dich das Gleiche erhoffe. Nutze es für dich und um die zu verteidigen, die sich nicht selbst schützen können, ebenso wie es

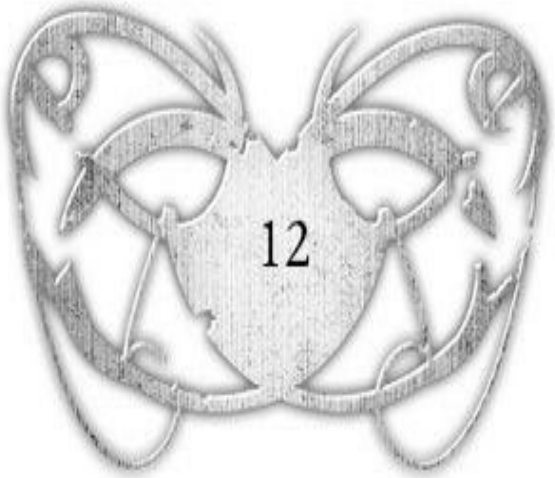
dein leiblicher Vater
getan hätte. Mach uns
allen keine Schande.«
Dann umarmte er mich
noch einmal. Zweimal an
einem Tag. Allmählich
wurde er wohl alt. Aber
ich beklagte mich nicht.

Er steckte das Schwert
in die Scheide, die
ebenfalls in der Kiste
gelegen hatte, und gab es

mir. Ich gürtete es und
fühlte mich seltsam, weil
ich noch nie zuvor ein
Schwert getragen – und
noch weniger eines
benutzt – hatte. Dann
konnte ich endlich
aufsteigen und ritt
langsam davon. Ehe ich
die Anhöhe erreichte, die
mir den Blick auf unser
Haus versperren würde,
blickte ich noch einmal

zurück. Er stand nach wie vor im Hof und sah mir nach. Royce Eldridge war ein Schmied, den seine Arbeit stark gemacht hatte, aber in diesem Augenblick kam er mir alt vor.

Im Zwielight, das ringsherum schon lange Schatten warf, kehrte ich nach Lancaster zurück.



12

Götter und Zauberkundige sind

seit jeher Gegenspieler, denn
gewöhnlich vertreten sie
gegensätzliche Standpunkte, die
einerseits Unterwerfung
verlangen, andererseits aber vom
freien Willen ausgehen. Zauberer
haben mit Gottheiten und
höheren Mächten nicht viel zu
schaffen und zeigen wenig
Neigung, ihre eigenen Ziele einer
Gottheit unterzuordnen.
Umgekehrt ist das Interesse
dagegen erheblich größer, denn
einem Gott käme es sehr gelegen,
Macht über einen Magier zu
erlangen, dessen Fähigkeiten
größer sind als die eines bloßen

Mittlers. Die Götter sehen sich grundsätzlich durch die Tatsache behindert, dass sie auf einer ganz anderen Existenzebene angesiedelt sind. Ein Mittler mag ihnen zwar eine Ausdrucksmöglichkeit in unserer materiellen Welt bieten, und doch kann er ihnen keinen Einlass gewähren. Um die Kluft zwischen den Welten zu überbrücken und ein Portal zu erschaffen, das die Ebenen verbindet, benötigt man auf beiden Seiten viel Kraft. Der einzige bekannte Fall, in dem sich ein Magier willig mit einem Gott zusammentat, um so etwas zu

bewerkstelligen, führte zu der Vernichtung, welche die Historiker als den »großen Sturz« bezeichnen. Der Nachtgott Balinthor erhielt die Möglichkeit herüberzukommen, und seine Taten auf dieser Seite hätten unsere Welt beinahe zerstört. Es ist nicht klar, wie die Alten ihn schließlich aufhielten und mit welchen Mitteln er auf seine eigene Ebene verbannt wurde.

Marcus der Ketzer,

Über das Wesen von Glaube
und Magie

Erst im letzten

Tageslicht erreichte ich Lancaster, und wie es der Zufall wollte, ritten Marc und einige Gäste zur gleichen Zeit zurück. Sie waren am Nachmittag, lange nach meinem eigenen Ausritt, auf die Beiz gegangen, was mir ganz recht war. Ich hatte, der feinen Gesellschaft überdrüssig, den Tag bei meinen Eltern als eine

willkommene Erholung
genossen. Tief in
Gedanken grübelte ich
allerdings immer noch
über das, was ich im
Hinblick auf meine
leiblichen Eltern erfahren
hatte. Deshalb winkte ich
auch nur höflich und
brachte Lord Thornbears
Pferd zurück.

Als ich die Stallungen
verließ, begegnete ich den

anderen noch einmal im Hof. Marc trug einen stolzen Falken auf dem Arm und war mit seiner ledernen Jägertracht von Kopf bis Fuß der junge Edelmann. Nur Stephen Airedale, Devon und Elizabeth Balistair waren bei ihm. Die anderen hatten die Pferde wohl bereits den Stallburschen

überlassen und sich
entfernt, um sich zu
waschen.

»Hallo, Mordecai!
Komm her und sieh dir
meine Beute an!« Wie
immer zeigte er den
Überschwang der Jugend,
und seine Begeisterung
steckte mich an. Ich ging
zu ihm und ließ mir den
Inhalt seines großen
Beutels vorführen. Er

hatte eine ganze Sammlung kleiner Vögel erlegt, und wenn ich die gefährliche Schönheit des Falken sah, den er trug, überraschte mich das nicht. Nun fühlte ich mich in Bezug auf den Artgenossen, den ich versehentlich zum Absturz gebracht hatte, etwas besser. In seinem Revier durften die

Singvögel jubilieren.
Mordecai der Falkentöter
wirft seinen Zauber zu
euren Gunsten in die
Waagschale.

»Wohin bist du denn
heute verschwunden,
Mordecai? Ich hab dich
nirgends finden können«,
fragte mein Freund.

»Ich muss mich
entschuldigen, aber ich

verspürte auf einmal das Bedürfnis, frische Luft zu schnappen, und habe mir ein Pferd von Lord Thornbear ausgeliehen«, erwiderte ich ganz unschuldig.

Devon hielt es für nötig, sich in diesem Augenblick einzumischen. »Ein Ausflug zum Schmied, Master Eldridge?«

Das traf mich
unvorbereitet. »In der Tat
bin ich in diese Richtung
geritten. Warum fragt
Ihr?«

»Aus keinem
besonderen Grund«,
antwortete er höhnisch.
»Wie geht es Eurem
Vater? Ich hoffe doch, er
ist wohlauf?«

Ich war viel zu verblüfft
und wusste keine

Antwort. Kunstvoll
gedrechselte Worte
reichten hier nicht. Ich
konnte nur lügen oder
meine Täuschung
einräumen. Marc dagegen
zögerte nicht. »Was soll
das auf einmal, Devon?
Spielst du nur wieder den
groben Trottel?«

Devon ging nicht auf
die Beleidigung ein. »Ich

war bloß neugierig. Mir kam zu Ohren, unser Master Eldridge sei tatsächlich der Sohn des Schmieds, und ich wollte herausfinden, ob dies der Wahrheit entspricht oder nicht.«

Marc's Wangen färbten sich rot. »Es behagt mir nicht, wie du meine Gäste behandelst, *Tremont*.« Er betonte den Namen stark,

um Devon daran zu
erinnern, welche
politischen Folgen
weitere Beleidigungen
haben konnten.

Elizabeth Balistair
schritt ein, um die Wogen
zu glätten. »Devon, du
darfst nicht alles glauben,
was die Diener tratschen.
Das ist unter deiner
Würde. Wo hast du das
überhaupt gehört?«

»Von einer Dienstmagd.
Ich glaube, sie sagte, ihr
Name sei Penelope.«
Dabei starrte er mich
unverwandt an.

»Warum sollte sie so
etwas verbreiten?«, fragte
Stephen.

»Meiner Erfahrung nach
sagt einem eine Frau, die
auf dem Rücken liegt,
alles, was man wissen

will«, erwiderte Devon
höhnisch. Der Mann
kannte einfach kein
Schamgefühl.

Blinde Wut überkam
mich. Die Welt färbte
sich rot, und ich sah nur
noch Devon Tremont
blutig und zerfetzt unter
mir zusammenbrechen.
Ich hob die Fäuste und
ging auf ihn los, um die
Vision wahr werden zu

lassen. Dann hörte ich
Stahl auf Leder schaben
und spürte eine
rasiermesserscharfe
Klinge am Hals. Wie
angewurzelt blieb ich
stehen.

»Wie ich sehe, trägst du
da ein Schwert, Schmied.
Versuch es doch mal
damit.« Devons Augen
funkelten triumphierend.
Der Mann hatte seit

seiner Kindheit mit dem Schwert geübt, während ich im ganzen Leben noch nie eine Klinge geführt hatte. Keine Frage, wie ein Kampf enden würde.

»Willst du die Liste deiner Sünden um einen Mord bereichern, Devon? Du weißt doch, dass er dich mit dem Schwert nicht besiegen kann«,

warf Marc ruhig und selbstsicher ein. »Nur ein Feigling provoziert einen Kampf, den er nicht verlieren kann. Warum versuchst du es nicht mit etwas Interessanterem?«

Devons Schwert bewegte sich zwar nicht, doch sein Selbstvertrauen geriet ins Schwanken. »Was schlägst du also vor?«

Marc lächelte. »Da du ihn herausgefordert hast, darf Mordecai die Art des Wettkampfs wählen.«

Devon dachte nach. »Was wählst du dann, Bursche?« Er funkelte mich an. Ich hatte das deutliche Gefühl, er werde einen Vorwand finden, das Schwert doch noch zu benutzen, selbst wenn ich eine Disziplin

wählte, in der er nicht gewinnen konnte.

»Schach«, entschied ich. Kalter Schweiß lief mir den Rücken hinunter, und doch blieb meine Miene trotzig.

»Glaubst du wirklich, du kannst mich in einem Spiel besiegen, in dem sich Gentlemen messen?«

»Ich glaube kaum, dass

du ein Gentleman bist«, erwiderte ich, während meine vernünftige Seite mich anschrie, ich solle den Mund halten. Es ist nicht ratsam, einen Mann zu sticheln, der einem scharfen Stahl an den Hals hält.

»Nun gut.« Mit einer fließenden Bewegung steckte er das Schwert in die Scheide. »Aber wenn

kein Blut fließt, ist der
Ehre nicht Genüge getan.
Wie wäre es, wenn wir
auf das Spiel eine Wette
abschließen?«

»Was willst du
setzen?«, fragte ich.

»Hundert Goldmark«,
erwiderte er grinsend,
»und wenn du die
Schulden nicht
begleichen kannst, werde
ich dich als Leibeigenen

nehmen.«

Jetzt saß ich hoffnungslos in der Patsche. Das war viel mehr Geld, als ich in zehn Leben verdienen konnte. Selbst ein Adliger würde sich davor fürchten, eine so große Summe zu verlieren.

»Nein«, ließ sich eine tiefere Stimme

vernehmen. »Wenn er verliert, werde ich für ihn bürgen.« James, der Herzog von Lancaster, war unbemerkt hinter uns getreten. »Und wenn er gewinnt, wirst du zahlen, dafür werde ich sorgen.«

Devon erinnerte sich an die guten Sitten und verneigte sich leicht. »Es soll geschehen, wie Ihr wünscht, Durchlaucht.«

Immerhin wagte er es nicht, den Gastgeber selbst zu beleidigen.

Danach zogen wir uns in das Sonnenzimmer zurück, wo viele Tische aufgestellt waren. Der Herzog ging neben mir. »Ich vertraue darauf, dass du diesem Hund eine Lektion erteilst«, sagte er so leise, dass nur ich es hören konnte. Ich sah ihn

an, und zum ersten Mal wurde mir wirklich bewusst, wie viel er schon für mich getan hatte. Als Knabe hatte ich nie länger darüber nachgedacht, warum Marcs Eltern Wert darauf legten, dass ich so viel Zeit mit ihrem Sohn verbrachte. Da ich nun um meine Herkunft wusste, verstand ich es

und war fest entschlossen zu gewinnen.

Devon konnte nicht wissen, dass ich vermutlich der beste Schachspieler in ganz Lancaster war. Genau deshalb hatte Marc auch durchgesetzt, dass ich die Art des Wettkampfs bestimmen sollte. Die große Frage war nun, wie gut Devon selbst spielte,

und ich nahm an, dass er
zumindest kein Anfänger
war. »Ich werde mich
bemühen, Durchlaucht«,
antwortete ich.
»Außerdem möchte ich
Euch bitten, mir im
Anschluss eine
Privataudienz
zu
gewähren.«

»Du musst nicht so
förmlich sein, Mordecai.
Du bist für mich fast wie

ein Sohn, ganz gleich,
woher du kommst«,
antwortete er höflich.

»Ich möchte mit Euch
über meine Geburt
sprechen«, erklärte ich,
worauf er mich mit
hochgezogenen
Augenbrauen ansah. Dann
nickte er.

»Mir war klar, das
dieser Tag einmal käme«,

erwiderte er. »Aber jetzt wollen wir uns um das Naheliegende kümmern.« Marc hatte sich uns genähert und warf mir einen fragenden Blick zu. Ich schüttelte den Kopf, um ihm zu verstehen zu geben, dass dies nicht der richtige Augenblick sei.

Einige Minuten später saß ich Devon Tremont an einem kleinen Tisch

gegenüber. »Stell doch schon mal die Figuren auf, Schmied«, höhnte er, als wollte er andeuten, ich wüsste nicht einmal, wohin sie gehörten. Kommentarlos kam ich der Aufforderung nach.

»Anscheinend fehlt dir da eine Figur. Oder weißt du nicht, wohin mit ihr?«, sagte er, als ich fertig war.

»Ich dachte, wir machen es etwas spannender«, erwiderte ich. Ehrlich gesagt, ich weiß selbst nicht, was über mich gekommen war. Seine herablassende Art hatte mir wohl zugesetzt. »Ich gebe dir einen Bauern vor.«

»Du beleidigst mich. Dadurch bist du im

Nachteil. Ich würde dich lieber in einer ausgeglichenen Partie schlagen, damit niemand behaupten kann, nur deine Dummheit hätte mir den Sieg ermöglicht.« Er höhnte nicht mehr, sondern überlegte fieberhaft, ob ich nun besonders gerissen oder ein Dummkopf war.

»Dann wollen wir die

Wette noch etwas würzen,
wenn dir meine Vorgabe
den Sieg zu leicht
macht.« Eine kalte Wut
hatte von mir Besitz
ergriffen, und ich wollte
diesen erbärmlichen
kleinen Lord schwitzen
sehen. »Sagen wir
zweihundert Goldmark?
Und ich werde dir als
Leibeigener dienen, selbst
wenn der Herzog meine

Schulden begleicht.«

Devon zuckte beinahe zusammen, als er die Summe hörte. »Du wettest mit Geld, das dir nicht gehört. Vielleicht denkt der gute Herzog ganz anders darüber, wenn du so waghalsig mit seiner Geldbörse umgehst.« Er blickte zu James hinüber.

»Durchlaucht?«

»Mein Geld ist so
sicher, als läge es in der
Schatzkammer des
Königs. Ich habe keine
Einwände.« Seine

Antwort war genau
bemessen, um Devon zu
verunsichern. Sorge
zeigte er nicht.

»Nun gut, dann nehme
ich das Angebot an«,
erwiderte Devon

äußerlich ruhig. Ich konnte jedoch erkennen, wie seine purpurne Aura vor Unsicherheit waberte. In den letzten Tagen war meine Fähigkeit, solche Dinge wahrzunehmen, um einiges stärker geworden. Er eröffnete mit dem Damenbauern.

In den nächsten Minuten spielten wir ohne ein weiteres Wort,

und mir wurde bewusst, dass mein Gegner doch recht geschickt war. Dieses Wissen drohte meine Konzentration zu stören, doch die Wut fegte meine Zweifel beiseite. Er versuchte es mit einem raffinierten Gambit und bot ein Bauernopfer an, das ihn jedoch wenig kostete, da

ich bereits mit einer Figur im Rückstand war. Wenn ich annahm, würde ich auf der Seite des Bretts, auf der ich ohnehin schon schwach war, stark unter Druck geraten.

Ich lehnte also ab und nutzte die nächsten Züge, um meinen Aufbau im mittleren Bereich zu verstärken. Dann spielte ich selbst ein Gambit und

schob einen Bauern auf eine scheinbar nicht zu verteidigende Position. Er ließ sich Zeit, die Stellung zu studieren, und während ich wartete, bemerkte ich, dass sich der Raum mit Menschen gefüllt hatte. Alle vornehmen Leute, die bei den Lancasters wohnten, waren hier, daneben auch die Thornbears sowie Ihre

Durchlaucht, die Frau des Herzogs.

Schließlich beschloss Devon, das Gambit abzulehnen. Ich lächelte ihn an. Seine Unsicherheit hatte ihn dazu verleitet, eine Falle zu vermuten. Genau das ist ein Bauernopfer gewöhnlich auch, aber ich hatte auf seine Angst

gesetzt, und mein Gambit
war ein
Täuschungsmanöver
gewesen. Hätte er
angenommen, so wäre ich
sogar noch weiter
zurückgefallen und hätte
ganz und gar verlieren
können. Nun aber brachte
mein Bauer seine Position
ins Ungleichgewicht und
erlaubte es mir, seine
Verteidigung zu zerlegen.

Er hatte es nicht kommen sehen, und mehrere Züge später war klar, dass seine Stellung rasch unhaltbar wurde. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, während er das Brett anstarrte und einen Ausweg suchte, um die Situation doch noch zu retten. Ich hatte den Königsspringer in die Zange genommen, und

ihm blieb allein noch,
sich zu entscheiden,
welche Figur er opfern
wollte. Seine Reaktion
bestand darin, den Läufer
zu ziehen, um mich in
Schach zu setzen, doch
dies öffnete seine
Stellung nur noch weiter.
Ich konterte gelassen und
zog einen Bauern vor, um
meinen König zu decken.

Dies zwang ihn zu einem Abtausch, an dessen Ende ich den Springer schlagen konnte. Ich hatte nach wie vor weniger Figuren als er, doch seine Position war aufgebrochen und nicht mehr zu halten.

Eine Viertelstunde später war es vorbei. Ich schob meinen noch vorhandenen Turm an die richtige Stelle und setzte

Devon schachmatt. Dann lächelte ich ihn freundlich an. Und ich hätte schwören können, dass er Gift und Galle speien wollte, doch er beherrschte sich. »Ich gebe mich geschlagen«, sagte er.

»Dann ist es Zeit, die Rechnung zu begleichen«, meinte Herzog James.

Devon stand auf. »Ich

stelle einen Kreditbrief für meine Konten in Albamarl aus.«

»Du wirst in harter Münze bezahlen. Von Papieren und Schreibern hast du nichts gesagt, als du eingeschlagen hast!« James war zornig, doch der Zorn war genau kalkuliert. Ihm war von vornherein klar gewesen,

dass nicht einmal Lord Devon so viel Gold bei sich trug.

»So viel habe ich nicht bei mir! Wer schleppt schon eine Schatztruhe mit sich herum, wenn er eine Reise unternimmt?« Devon Tremont war äußerst aufgeregt.

»Dann bezahlst du, was du hast, und stellst mir für den Rest einen

Kreditbrief aus. Deine Banken und Schreiber könnten leicht einen anderen Mann betrügen, aber wenn ich deine Schuld eintreibe, werden sie zahlen!« Dann wandte er sich an mich. »Mordecai, du bekommst deine Belohnung. Ich werde nicht tatenlos zusehen, wie ein Mann beleidigt und dann auch

noch betrogen wird.«

Devon war rot
angelaufen. »Wollt Ihr
etwa andeuten, ein
Schuldschein von mir sei
nichts wert?«

James Lancaster starrte
ihn lange an. Ich dachte
an zwei Mastiffs, die sich
auf einen Kampf
vorbereiteten. »Ich
empfinde keine Liebe für

Bankiers. Wenn du noch einmal nach Lancaster kommst und Streit suchst, dann bringst du besser deine Schatzkiste mit. Du wirst sie brauchen.« Dann lachte er. Es war ein tiefes Lachen, das im Bauch ansetzte und sich energisch nach oben hin Bahn brach. Ich weiß nicht, wie er das fertigbrachte, da die

Situation doch so
angespannt war. Aber es
wirkte.

Gleich darauf stimmten
alle anderen im Raum in
das Lachen ein. Nur
Devon lachte zuerst nicht.
Man hatte ihn ordentlich
gedemütigt. Doch er war
klug genug, einen
Ausweg zu erkennen,
wenn ihm einer geboten
wurde, und stimmte

endlich doch noch ein,
wenngleich das Lachen
bei ihm verbittert klang.
Seinen verletzten Stolz
konnte er nicht so schnell
vergessen. Danach zog
sich Devon eilig zurück,
und ich fragte mich, wer
nun unter seinem Zorn zu
leiden haben würde.

Ich dagegen sah mich
von Menschen umringt,

die mir auf die Schultern
klopfen wollten. Das
taten sie ausgiebig und
kräftig, bis mir eine halbe
Stunde später der ganze
Rücken wehtat. Devon
war, wie es schien, nicht
sonderlich beliebt.
Schließlich rettete mich
Marcs Vater. »Lasst den
Jungen in Ruhe! Er hat
genug für heute.« Er
bahnte uns einen Weg

durch die Menge und
bugsierte mich in den
Flur. »Wir treffen uns in
einer Stunde in meinen
Gemächern, Mordecai.
Versuch aber, dieses Mal
nicht zu spät zu
kommen«, scherzte er.

Ich zuckte zusammen,
da er mich an meine
Versäumnisse erinnerte
hatte. »Ja, Durchlaucht.«
Als er den Flur

hinunterschritt, dachte ich, es sei das Beste, wenn ich auf mein Zimmer ginge und meine Gedanken ordnete. Seit dem Aufbruch am Morgen hatte ich eine Überraschung nach der anderen erlebt. Ich hörte sie noch in dem Raum lachen und rufen, als ich mich schon längst

entfernte: »Hast du
Devons Gesicht
gesehen?« —

»Zweihundert
Goldmark!«

Auf dem Rückweg lief
mir Timothy über den
Weg. »N'abend, Sir!«,
begrüßte er mich mit dem
gewohnten Überschwang.
»Wie ich hörte, habt Ihr
Lord Devon eine hübsche
Abreibung verpasst!« Die

Gerüchte verbreiteten sich schnell. Zweifellos hatte während des Spiels eine Traube von Dienern vor dem Sonnenzimmer gelauert.

»Sie ist nicht so kräftig ausgefallen, wie er es verdient hätte«, antwortete ich, »aber das behalten wir besser für uns.« Ich grinste verschwörerisch.

»Keine Sorge, Sir, der gute Tim reißt doch seine Freunde nicht rein!« Mit dem Daumen deutete er auf sich selbst.

»Es ist mir eine Ehre, zu Euren Freunden zu zählen, Master Timothy«, verkündete ich übertrieben förmlich. Das gefiel ihm wohl, obschon er natürlich wusste, dass

ich ihn nur neckte. Für
einen so jungen Burschen
machte er einen
bemerkenswert hellen
Eindruck. »Timothy,
könntest du mir einen
Gefallen tun?«

»Gewiss, Sir!«,
antwortete er.

»Behalt die Augen
offen, und wenn
irgendjemand
Andeutungen macht, dass

sich Devon Tremont seltsam oder verdächtig benimmt, dann sag mir Bescheid. Kannst du das tun?« Unter den Adligen hatte ich kaum Freunde, doch vielleicht halfen mir die Bediensteten.

»Aber gern, Sir. Es ist gut zu sehen, dass einer von denen endlich seine wohlverdiente Lektion erhält. Was aber natürlich

nicht Euch und unseren
guten Herzog
einschließen soll!«,
beeilte er sich zu sagen.

»Und wenn du Penny
begegnest, dann richte ihr
doch aus, dass ich sie
sprechen muss. In den
letzten zwei Tagen hab
ich sie überhaupt nicht
mehr zu Gesicht
bekommen«, fügte ich

hinzu. Er versprach mir,
sich darum zu kümmern,
und dann standen wir
schon vor meiner Tür. Ich
sagte Lebewohl und trat
hinein. Der kühle dunkle
Raum bot mir eine
willkommene Zuflucht.
Anscheinend hatte ich
mich schon recht gut an
die Vorzüge eines
eigenen Zimmers und
eines Federbettes

gewöhnt.

Der Gedanke ließ mich innehalten. Die Gemächer, die man mir zugewiesen hatte, waren so weitläufig wie das ganze Haus meiner Eltern. Dort schätzte ich mich glücklich, dass ich ein winziges Zimmer mit einem Bett besaß. Was würde wohl nach meinem Gespräch mit dem Herzog

geschehen? Würde ich in Zukunft ständig so leben? Was sollte aus meinen Eltern werden? Einmal ganz abgesehen von dem Vermögen, das ich womöglich als Erbschaft erhielt, war ich jetzt schon reich. Zweihundert Goldmark waren genug, um meinen Eltern alles zu kaufen, was sie sich nur

vorstellen konnten.

Was mochte ein solches Vermögen aus mir machen? Oder aus ihnen? Ich wollte nicht so werden wie Devon Tremont, so überheblich und rücksichtslos. Die Lancasters waren allerdings freundlich. Vielleicht verwandelte mich der Adelsstand doch nicht unweigerlich in

einen aufgeblasenen
Schweinehund.

Schließlich wurde mir
bewusst, dass ich unruhig
durch das Zimmer
marschierte und in
Kreisen um den Sessel
und den Diwan herum lief.

Im Dunkeln. Ich blieb
wie angewurzelt stehen.
Es war stockfinster in
dem Raum. Ich konnte
kaum die eigene Hand vor

Augen sehen. Dennoch war ich gerade noch mühelos den Möbeln ausgewichen. Mir wurde klar, dass ich zu spüren vermochte, wo sich die Gegenstände in dem Raum befanden. Das Gefühl ähnelte zwar dem Sehen, kam aber mehr aus dem Bauch, als hätte ich die ganze Umgebung mit

federleichten Fingern
abgetastet. Neugierig
blockierte ich innerlich
den Zugang zu meiner
Kraft, wie ich es beim
Schlafengehen seit kurzer
Zeit immer tat. Das
Gefühl verschwand, und
ich stand hilflos in der
Finsternis. Mir war, als
rückten die Wände
schlagartig näher, und ich
fühlte mich eingesperrt.

Hastig öffnete ich
meinen Geist, bis ich
wieder sehen konnte,
wenngleich eben nicht
mit den Augen. Es war
eine sehr feine
Wahrnehmung, die bei
gewöhnlichem Licht
völlig nachließ. Ich
entzündete eine Lampe
und setzte mich auf das
Bett. Offensichtlich
musste ich noch viel

lernen und hatte ohne
einen richtigen Lehrer
keine Ahnung, was mich
erwartete. Ich wünschte
mir, Penny wäre da, und
ich könnte mit ihr
sprechen. Andererseits
aber war sie gerade von
meinen neuen Kräften bei
unserer letzten
Begegnung furchtbar
verängstigt worden.

Es war an der Zeit, den Herzog aufzusuchen. Ich zog den Mantel meiner Mutter hervor, der das Wappen der Camerons trug. Das Kleidungsstück hing locker herab und war an den Seiten offen, sodass ich es mir leicht überwerfen konnte, auch wenn ich offenbar ein Stück größer war als Elena. Sie musste

dennoch eine große Frau gewesen sein, denn mir war der Wappenrock höchstens eine Handbreit zu kurz. Zuletzt legte ich einen Gürtel an und ging hinaus, um mit James Lancaster zu sprechen.

Er befand sich in seinem Zimmer, Genevieve leistete ihm Gesellschaft. Sie kamen

mir wie zwei Leute vor,
die gerade ein Geheimnis
miteinander geteilt
hatten. James winkte mir,
die Tür zu schließen.
Dann blieb ich vor ihm
stehen.

»Ich bin auf Bitten
meiner Mutter hier«,
sagte ich.

Genevieve brach in
Tränen aus. Es kam so
plötzlich und unerwartet,

dass ich nicht wusste, wie ich darauf reagieren sollte. Sie sprang auf und nahm mich sofort in die Arme. In den sechzehn Jahren, die ich lebte, und in den elf Jahren, an die ich mich tatsächlich erinnern konnte, hatte ich noch nie gesehen, dass Marcs Mutter auf diese Weise die Fassung verloren hätte. Ja, sie

hatte gelacht und war
manchmal wütend
geworden, hatte sich
mitunter auch Sorgen
gemacht ... aber so
leidenschaftlich hatte sie
noch nie geweint. Noch
schlimmer, sie hielt mich
fest, wie sie es eigentlich
nur bei ihren Kindern
oder ihrem Gemahl hätte
tun sollen.

Nervös schlang ich die
Arme um sie und klopfte
ihr leicht auf den Rücken.
Gleichzeitig sah ich den
Herzog fragend an, der
jedoch nur nickte, um mir
zu bedeuten, dass alles in
Ordnung sei. Nach einem
Moment gab mich
Genevieve wieder frei
und kehrte zu ihrem
Sitzplatz zurück. Sie
schniefte allerdings

immer noch, und ihr Gesicht war rot und verweint.

»Als du mit diesem Kleidungsstück eingetreten bist, war ich vollkommen sicher«, erklärte James. »Ich habe sie vor mehr als sechzehn Jahren das letzte Mal gesehen, aber du bist deiner Mutter sehr

ähnlich, auch wenn du den Farbton von deinem Vater hast.«

»Dann kanntet Ihr sie also?«, fragte ich.

»Allerdings. Deinem Vater bin ich mehrmals in Albamarl begegnet, wo er dem König diente. Deine Mutter kannte ich sogar noch besser, denn sie wuchs auf der Burg Cameron auf, die keine

zwanzig Meilen entfernt liegt. Dort habe ich Ginny kennengelernt.« Liebevoll blickte er zu Genevieve hinüber.

Das verwirrte mich, und ich glaube, er sah es mir an.

Genevieve beantwortete meine unausgesprochene Frage.

»Ich bin dort gewesen, um meine Schwester Sarah zu besuchen. Deine

Großmutter.« Ihre Augen waren noch immer feucht. Ich brauchte einen Augenblick, um das Gehörte zu verdauen. Wenn Genevieve die Schwester meiner Großmutter war, dann war sie die Tante meiner Mutter und also ... meine Großtante. Wir waren miteinander *verwandt*!

»Aber das bedeutet ja ...«

»Deine Mutter war meine Nichte, ja, und du bist mein Großneffe.«
Dann war die feste Umarmung also doch kein so grober Verstoß gegen die guten Sitten gewesen. Mir fiel aber noch etwas anderes ein.

»Demnach ist Marc doch mein ...« Was das

Berechnen der
verschiedenen
Verwandtschaftsgrade
betraf, war ich noch nie
sehr gut gewesen.
Glücklicherweise befand
ich mich aber in der
Gesellschaft zweier
Amateur-Genealogen.
Adlige lernten so etwas,
sobald sie alt genug
waren, um sprechen zu

können.

»Dein Vetter zweiten Grades«, beendete sie den Satz für mich. Ich hätte wohl noch einige Zeit gebraucht, es mir selbst zusammenzureimen.

Zuerst fragte ich mich, ob ich dadurch auch mit den Lancasters verwandt sein müsse, aber das traf nicht zu. Mit Marcus war ich lediglich über seine

Mutter verwandt, die vor der Heirat mit James eine Drake gewesen war.

»Wie gut kanntet Ihr meine Mutter?«, fragte ich, sobald wir wieder bei diesem Thema waren.

»Sehr gut«, antwortete Genevieve. »Sie war meine einzige Nichte. Als sie mir mitteilte, sie wolle das alte Zuhause ihrer Familie besuchen,

wäre ich gern ebenfalls dorthin gereist, doch James und ich mussten in jener Woche in Albamarl anwesend sein. Ich hätte mich gefreut, dich ... und sie zugleich zu sehen.« Beinahe wäre sie wieder zusammengebrochen, doch nun schöpfte sie tief Luft und fasste sich. »Sie war so jung und voller

Leben. Als sie beschloss, sich dem Geschlecht von Illeniel zu widmen und die Gelübde abzulegen, war ihr Vater so wütend, dass ich schon dachte, er werde gewiss den Verstand verlieren.«

»Demnach wollte er nicht, dass sie einen Zauberer heiratet?« Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutete, in der feinen

Gesellschaft ein
Zauberkundiger zu sein.

»Nein, mein Lieber, das
kam erst später. Ich
meine ihre Entscheidung,
eine Anath'Meridum zu
werden«, erklärte sie.

»Deine Mutter war
verrückt nach Märchen
und

Abenteuergeschichten,
und da sie körperlich so
gewandt war, wählte sie

schließlich deinen Vater aus.«

Meine Verwirrung war sogar noch größer geworden. »Was bedeutet ›Anath'Meridum‹?«

Genevieve beschrieb es mir, so gut sie konnte, und gelegentlich kam ihr James dabei zu Hilfe. Keiner der beiden verstand es wirklich, aber

anscheinend waren gewisse Zauberer an einen Hüter gebunden, an einen Krieger, der sie beschützte, bei ihnen blieb und schließlich auch mit ihnen starb. So berichteten es jedenfalls die Legenden. Aber James glaubte offenbar nicht, dass die Verbindung zwangsläufig so tief reichen musste.

»Warum sollte sich ein Zauberer auf diese Weise binden, sodass er selbst ebenfalls zu sterben hätte, wenn sein Hüter den Tod fände? Das verstehe ich einfach nicht. Nicht, dass ich es nicht für möglich halte, aber ich glaube einfach nicht, dass sich jemand darauf einlassen würde«, erklärte der Herzog.

Genevieve nickte.

»Jedenfalls war ihr Vater nicht sehr erbaut davon. Sie war seine Erbin, doch das Gelübde schloss sie als Erbin aus. Ich glaube nicht, dass er besonders versessen darauf war, das Anwesen an ihre jüngere Schwester abzugeben.«

»Wann hat sie meinen Vater Tyndal geheiratet?«

Genevieves Gedächtnis
verfügte offenbar über
unendlich viele
Einzelheiten, und nun
erwachte die
Vergangenheit vor
meinen Augen zum
Leben.

»Etwa ein Jahr nachdem
sie sich für Tyndal
entschieden hatte.
Angeblich geschieht es
nur selten, dass eine Frau

eine Anath'Meridum wird, aber diejenigen, die es tun, verlieben sich häufig. Ich glaube, das lässt sich fast nicht vermeiden, wenn eine Frau und ein Mann gezwungen sind, jeden Tag miteinander zu verbringen«, erklärte sie.

»Wie viele Anath'Meridum gibt es überhaupt?«, fragte ich.

»Ich nehme an, heute gibt es gar keine mehr. Es gab nur eine für jeden Magier, und die Illeniels waren das letzte Magiergeschlecht. Du musst verstehen, dass ich nicht viel über die Überlieferungen weiß. Ich kann nur berichten, was Elena uns damals erzählt hat.« Sie schien beinahe

verlegen.

»Dann heiße ich in
Wirklichkeit also
Mordecai
Ardeth'Illel? Oder
sollte ich mich
di'Cameron nennen?«

James übernahm nun
das Erklären. »Genau
genommen heißt du
Mordecai Illel, aber du
kannst dich entscheiden,
auch den Namen der

mütterlichen Seite zu
führen. Dann bist du
Mordecai di'Cameron
Illeniel. Ardeth lautet nur
der Beiname für einen
Magier, der gebunden
ist.«

Ich hatte keine
Vorstellung, ob ich eines
Tages genauso gebunden
sein wollte oder konnte
wie Tyndal. Es kam mir
äußerst unbequem vor.

Damals hatte ich natürlich keinerlei Verständnis für die wahren Grundlagen dieser Abmachungen. So redeten wir noch eine Weile weiter und kamen schließlich auf die Zukunft zu sprechen. Naturgemäß machte mich dieses Thema besonders nervös.

James erwähnte es als Erster. »Mordecai, dir ist doch klar, dass sich die Ländereien der Camerons derzeit in meiner Obhut befinden?«

Das hatte ich nicht gewusst. Das Leben der Oberschicht war mir so fremd, dass ich nicht einmal begriff, was er überhaupt damit meinte. »Nein, Sir«, antwortete

ich unsicher.

»Nach dem Brand und den Morden war das Haus Cameron ausgelöscht. Es gab nur noch einige entfernte Vettern dritten Grades. Ich hätte den Besitz zwar einem von ihnen übergeben können, aber die Botschaft deiner Mutter verriet mir, dass du überlebt hattest. Daher

habe ich das Gut lediglich
treuhänderisch
verwaltet.« Er machte
eine dramatische Pause.
»Für dich.«

Das musste er mir
genauer erklären.
Anscheinend waren die
Lancasters die
Lehnsherren der
Camerons, und über den
Lancasters stand
wiederum der König.

Andersherum

ausgedrückt, war der Graf Cameron der Vasall der Lancasters, und der Herzog von Lancaster hatte das Recht zu entscheiden, wem er Titel und Ländereien gab, sofern er nicht beschloss, alles selbst zu behalten. Kurz und gut, nun bot er mir also das Land an.

»Wenn Ihr aber ohnehin

die Absicht hattet, mir das Land zu übergeben, warum habt Ihr dann bis jetzt damit gewartet?« Seit ich hereingekommen war, hatte ich nichts als Fragen.

»Deine Mutter war — ebenso wie ich — der Meinung, dies hätte dich nur unnötig in Gefahr gebracht«, erklärte er.

»Aber ich hätte doch Wächter und eine Burg gehabt.«

»All das hatte doch auch nicht ausgereicht, um deine Eltern zu schützen. In jener Nacht sind fast alle Menschen auf der Burg Cameron gestorben. Ich hätte nicht verhindern können, dass sich etwas Derartiges wiederholt. Selbst jetzt

machte ich mir noch
Sorgen, dich könnte ein
ähnliches Schicksal
ereilen, aber du kannst
von nun an nicht mehr so
versteckt bleiben wie
bisher.« Einen
Augenblick lang
wünschte ich mir, ich
wäre wieder der einfache
Sohn eines Schmieds,
denn die Welt, die er

beschrieb, schien mir viel zu groß und gefährlich. Mort Eldridge gehörte nicht an einen solchen Ort.

»Warum denn nicht?«, fragte ich wehmütig.

James erklärte es mir. »Bisher war dein einziger Schutz die Anonymität, aber dies reicht seit dem heutigen Tag nicht mehr. Du hast jetzt einen Feind,

der eines Tages einer der mächtigsten Adligen des Königreichs sein wird. Ihm ebenbürtig bin nur ich, und über uns beiden steht allein der König. Dein einziger Schutz können von nun an nur noch dein Rang und deine Stellung sein.«

Ich musste zugeben, dass mir seine Worte einleuchteten, doch dann

fiel mir noch etwas
anderes ein. »Ihr sagtet,
auf der Burg seien fast
alle gestorben. Wer hat
überlebt?«

»Die Einzigen, die
überlebt haben, waren
diejenigen, die nicht
anwesend waren oder an
jenem Abend nicht an der
Mahlzeit teilgenommen
hatten. Allerdings wurden

auch sie von den Mördern
niedergemacht. Eine
Handvoll Diener hat in
den Kellern versteckt
überlebt, und auch Vater
Tonnsdale, der sich zum
Fasten in der Kapelle
eingeschlossen hatte,
überstand den Angriff«,
antwortete er.

»Wer hat das Gift
gelegt?«

»Das haben wir nie

herausgefunden. Es gab nichts mehr zu entdecken. Das Feuer hat das Innere der Burg völlig verzehrt, und die wenigen Überlebenden hatten nichts mit der Küche zu tun.« Der Mangel an Beweisen störte ihn offenbar ebenso wie mich.

»Was ist mit den Mördern? Über sie muss

doch irgendetwas bekannt sein. Wer hat sie geschickt?«, fragte ich.

»Wir glauben, sie waren die Kinder des Mal'goth. Das ist der Kult eines Nachtgottes. Viele Jahre vor deiner Geburt haben sie das Königreich Gododdin überrannt. Wir dachten, eines Tages würden sie

auch uns überfallen, aber
seit jener Nacht haben sie
sich in Lothion kaum
noch blicken lassen. Die
paar, die wir gefunden
haben, waren schon tot.«
Er seufzte. »Es wird uns
heute Abend nicht
gelingen, sechzehn Jahre
alte Geheimnisse
aufzudecken, und wir
müssen uns auch noch um
einige andere Dinge

kümmern.«

»Um was geht es denn, Durchlaucht?« Ich war sehr neugierig.

»Soweit ich weiß, bist du im letzten Jahr volljährig geworden ...«
Fragend wandte er sich an seine Frau.

»Mordecai ist sechzehn Jahre alt und wird in knapp zwei Wochen siebzehn«, antwortete sie.

Genevieve besaß
anscheinend, was
Geburtstage anging, ein
ausgezeichnetes
Gedächtnis. In Lothion
wurde man mit sechzehn
volljährig.

»Sehr gut. Mordecai,
ich werde dir morgen
Abend unmittelbar nach
deiner
Einführungszeremonie

den Titel und das Land offiziell übertragen.« Er lächelte mich an.

»Ich bin überwältigt, Durchlaucht«, antwortete ich benommen. Wer hätte auch ahnen können, dass er ein solches Tempo vorlegen würde?

»Bitte nenn mich James, wenn wir unter uns sind. Geh jetzt und ruh dich aus. Marcus

plant für morgen früh eine Eberhatz, und dazu brauchst du deine ganze Gewitztheit.« Er klopfte mir auf die Schultern und führte mich zur Tür, durch die er sich hinausbeugte. »Benchley! Ruf mir die Schreiber, ich habe heute Abend noch viel zu arbeiten!«

»Danke, Durchl..., Sir James«, stotterte ich. Er

nickte mir zu, und schon kehrte ich aufgewühlt in meine Gemächer zurück. Da ich die Umgebung kaum bemerkte, wäre ich beinahe gegen Penny geprallt, als ich um eine Ecke bog. Sie befand sich in Gesellschaft von Rose Hightower.

Penny stieß einen eher undamenhaften Schrei

aus, als sie mich sah.
Zuerst schien es mir, als
wollte sie sogar meinen
Blicken ausweichen. So
schüchtern hatte ich sie
noch nie erlebt, aber sie
hatte in der letzten Zeit
viel durchgemacht, und
deshalb konnte ich es
halbwegs verstehen.
»Penny! Den Göttern sei
Dank! Ich habe dich
schon überall gesucht!«

Erleichtert fasste ich sie bei den Händen. »Ich muss unbedingt mit dir sprechen.« Dabei sah ich sie ernst an.

Ein leises Hüsteln erinnerte mich an mein Versäumnis. »Verzeiht mir, Lady Rose, ich vergesse meine Manieren. Ich hoffe, Euch geht es an diesem Abend gut.«

»Ihr müsst Euch nicht

entschuldigen. Ich kann es keinem Gentleman vorwerfen, wenn er beim Anblick seiner Liebsten ganz hingerissen ist.« Sie schenkte mir ein wissendes Lächeln und fuhr fort, ehe ich protestieren konnte: »Aber was ist das?« Sie betrachtete meinen Übermantel. Auch Penny

hatte ihn bemerkt.

»Mort?«, fragte sie.

»Das ist eine komplizierte Geschichte und ein Grund mehr, warum ich mit dir reden muss. Aber es ist nicht der wichtigste.« Sie achtete jedoch kaum auf mich, sondern wandte sich mit einem fragenden Blick an Rose.

»Wenn ich mich nicht

sehr irre«, antwortete die Adlige, »dann ist dies der Wappenrock der Familie Cameron, die man bislang für ausgestorben hielt. Offenbar kann Master Eldridge mit einer Überraschung aufwarten. Ihr kommt gerade vom Herzog, nicht wahr?« Wundervoll. Lady Rose war auch eine Expertin für Heraldik. Dieser Frau

entging rein gar nichts.

»Lady, bitte, ich flehe Euch an, behaltet es vorerst für Euch.«

Natürlich sah sie meine Verzweiflung, aber ich glaube, manchmal machte sie sich einen Spaß daraus, Männer zu foltern.

»Bis zum Tag der öffentlichen Verkündung,

nehme ich an?« Sie schürzte die Lippen und tat so, als schmolte sie. Die Frau war mir entschieden zu listig.

»Genau«, antwortete ich. »Wenn Ihr erlaubt, ich würde gern einen Augenblick unter vier Augen mit Penny sprechen.« Dabei zog ich Penelope an den Händen. Lady Rose nickte

zustimmend. Wir
entfernten uns ein
Stückchen auf dem Flur.
»Penny, ich suche dich
schon seit zwei Tagen. Es
geht um jene Nacht ...«

Sie zuckte zusammen,
als ich es aussprach.
»Was immer du gehört
hast, wahrscheinlich
entspricht es der
Wahrheit, Mort. Ich
werde aber nicht gern

daran erinnert.«

»Nein, das meinte ich nicht«, antwortete ich verwirrt. »Hast du meine Nachricht bekommen?«

»Diejenige, in der du mir mitteilst, dass du insgeheim ein Edelmann bist, der nur darauf wartet, das Zuhause seiner Vorfahren zu beanspruchen? Oder

diejenige, in der du mir sagst, dass du ein Zauberer bist und über Licht und Dunkelheit gebietest?« Ihre Stimmung war ziemlich schnell von neugierig zu erbost umgeschlagen.

»Neulich wollte ich es dir ja erklären, aber du bist weggelaufen, ehe ich etwas sagen konnte!« Jetzt kam auch meine

eigene Frustration durch.

»Und wie lange weißt du schon von deinem erhabenen Erbe?«, gab sie zurück.

»Das habe ich erst heute Nachmittag erfahren, als ich meine Eltern besucht habe. Dort habe ich auch den Wappenrock bekommen.« Ich zupfte am Stoff, als könnte er meine Darstellung

bestätigen.

»Und nur Stunden
nachdem du es
herausgefunden hast,
forderst du einen der
mächtigsten Männer im
Königreich zu einem
Schachspiel heraus und
schlägst ihn vernichtend.«
Ihr Tonfall sollte mir
wohl sagen, sie sei nicht
ganz so verrückt, wie ich

glaubte.

»Ja. Er hat etwas über dich gesagt, das ich ihm nicht verzeihen konnte, und dann gab ein Wort das andere«, erwiderte ich.

Penelope erbleichte, und wieder änderte sich ihr Verhalten. »Danke, dass du meine Ehre verteidigt hast, Mort, aber du verstehst es nicht.«

»Eigentlich ging es gar nicht so sehr um deine Ehre ... er sagte etwas über meine Eltern, und dann erwähnte er, wie er es erfahren hatte. Deshalb wollte ich mit dir über jene Nacht sprechen, als du in seinem Zimmer warst. Ich weiß, was dort geschehen ist, und ich wollte ...« Eigentlich wollte ich sagen: *Ich*

*wollte dir erklären, was
geschehen ist, nachdem
du eingeschlafen bist,
aber dazu kam ich nicht
mehr.*

Sie versetzte mir eine
so deftige Ohrfeige, dass
mir die Ohren klingelten.
»Dann hast du dich also
darüber aufgeregt, dass er
deine Eltern beleidigt hat!
Es spielt ja keine Rolle,

dass du mich für eine
Hure hältst, das ist völlig
verständlich. Du bist der
zweitgrößte Ochse auf der
Welt! Was wolltest du
noch? Mich fragen, ob du
mich auch mal für einen
Abend kaufen kannst?
Jetzt, da du so ein edler
und mächtiger Lord bist?
Fahr zur Hölle,
Mordecai!«

Sie schritt davon, und

ich stand da und fragte mich, was eigentlich gerade geschehen war. »Warte, Penny ... du hast das ganz falsch verstanden, und ich hab dir immer noch nicht erzählt, was sich wirklich ereignet hat!«, rief ich ihr hinterher.

Sie blieb allerdings nicht stehen, und dann lief ich ihr auch nicht

weiter nach. Kurze Zeit
später kam Rose zu mir.
»Das habt Ihr gewiss
hervorragend
gehandhabt.«

»Sagt Ihr auch mal
etwas Hilfreiches? Etwas
Aufrichtiges, um
jemandem wirklich zu
helfen? Oder sitzt Ihr nur
auf Eurem hohen Ross
und spielt Eure

vornehmen Spielchen?«
Ich war einfach wütend,
und Rose war es nun
einmal, die eben gerade
zur Stelle war.

»Das tut weh. Auch
wenn Ihr es nicht glauben
werdet, aber ich habe viel
Mitgefühl. Euer Mädchen
hat eine Menge
durchgemacht, und wenn
Ihr sie liebt, dann müsst
Ihr geduldig sein.«

Tatsächlich sah sie mich dabei ganz aufrichtig an, und das gewohnte etwas verschlagene Lächeln war verschwunden.

»Sie ist nicht mein Mädchen«, erwiderte ich.

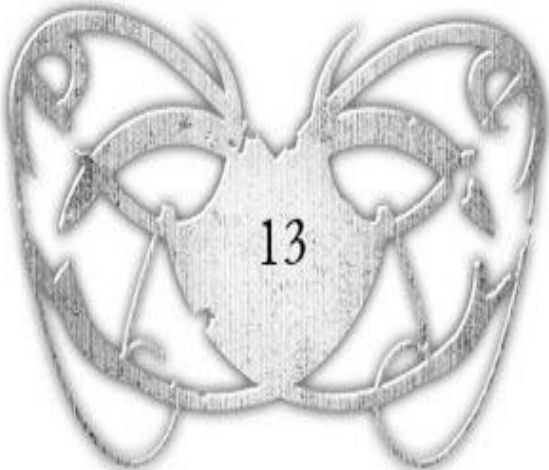
»Und sie hat eine Menge mehr durchgemacht, als Ihr wisst. Ich könnte ihr helfen, wenn sie nur mit mir reden würde.«

»Ich weiß mehr, als

Euch klar ist, und ich rate
Euch, geduldig zu sein.
Einfach gesagt, Ihr glaubt
vielleicht zu wissen, was
sie durchgemacht hat,
aber Ihr habt nicht die
geringste Ahnung davon.
Wenn Ihr weiter so
herumtrampelt, werdet
Ihr sie nur vertreiben.«
Rose Hightower hatte
sich zu ihrer vollen Größe

aufgerichtet und strahlte eine warnende Aura aus. Jetzt hatte ich sie tatsächlich verärgert. »Guten Abend«, schloss sie, drehte sich um und verschwand in die gleiche Richtung wie Penny. Ich hätte auch sagen können, sie rauschte davon, wenn dies bei einer so edlen und wohlerzogenen Dame wie Rose Hightower nicht

völlig ausgeschlossen
gewesen wäre.



13

Nachdem der Nachtgott

Balinthor beinahe die Welt zerstört hätte, trafen die Alten Vorkehrungen, damit sich ein solcher Vorfall niemals wiederholte. Alle Geschlechter, aus denen mächtige Zauberer hervorgegangen waren, wurden registriert und ihre Erben sorgfältig überwacht. Wenn ein Magier zur Welt kam, der über genügend Kräfte verfügte, um eine Brücke zwischen den Welten zu schlagen, stellte man ihm einen »Beschützer« an die Seite, obwohl dieser Begriff nicht ganz zutreffend ist. Der Magier musste mit jemandem – gewöhnlich mit

einem Freund, dem er vertraute – eine enge Bindung eingehen. Den Bund und in späteren Zeiten auch die mit dem Zauberer verbundene Person nannte man »Anath'Meridum«, was in der alten Sprache so viel wie »der letzte Pakt« bedeutete. Die wahre Aufgabe eines Hüters bestand jedoch darin, dafür zu sorgen, dass der mit ihm verbundene Magier niemals die Menschheit verriet und eine Brücke schlug, um einen Gott herüberzuholen, sei es aus freier Entscheidung oder in großer Not. Die Zauberer, die mächtig genug

waren, um eine solche Bindung zu benötigen, nannte man »Ardeth«.

Die Bindung zwischen einem Magier und seinem Anath'Meridum ist schwer zu verstehen, doch man weiß, dass das Leben der Betreffenden eng verwoben war. Wenn einer der beiden starb, folgte ihm der andere unmittelbar nach. Die Anath'Meridum waren dazu ausgebildet, ihre Schutzbefohlenen zu töten, wenn diese vom Feind verlockt wurden oder gegen ihre Treueschwüre verstießen. Wenn dies den Hütern

nicht gelang, töteten sie sich selbst und gewährleisteten so die Sicherheit aller Menschen.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Sich mit jemandem auf einen Kampf einzulassen, ist eine ausgezeichnete Art, garantiert schlecht zu schlafen. Es klopfte an der Tür. Im Kopf hörte ich eine Stimme sagen: *Geh weg und lass mich in*

Ruhe. Leider hob die Vernunft das hässliche Haupt und erklärte dieser Stimme unmissverständlich, dass ich aufstehen musste, da der Störenfried von allein nicht verschwinden würde. Die Vernunft ist manchmal ein richtiges Miststück. »Schon gut, ich komm ja schon!«, schrie ich die Tür an.

Draußen stand
Benchley. »Hättet Ihr die
Tür unverschlossen
gelassen, so hätte ich
Euch etwas behutsamer
wecken können, Sir.«

»Leute wie du sind ja
gerade der Grund dafür,
dass ich absperre«, grollte
ich leise.

»Master Marcus bat
mich, Euch heute Morgen
auf die Jagd

vorzubereiten.« Auf
einem Arm trug er
Lederkleidung, wie man
sie zum Reiten benutzte.
Ich beschloss auf der
Stelle, mich für den
Nachmittag zu
entscheiden, falls ich auf
Cameron jemals eine
Jagdgesellschaft
ausrichten würde. Die
Idee hatte einiges für

sich. Vielleicht sollte ich eine Verlautbarung herausgeben, dass alle Tiere bis zum Mittag im Bett zu bleiben hatten, um die Partie wieder auszugleichen. Ich versuchte, Benchley meine Vorstellungen zu erklären, doch er steckte anscheinend mit der Stimme der Vernunft, die mich gezwungen hatte,

ihm überhaupt die Tür zu öffnen, unter einer Decke. Beide ignorierten meine Einwände.

Eine Viertelstunde später war ich angekleidet und mehr oder weniger wach. Timothy brachte schwarzen Tee, hartes Brot und etwas Wurst. »Euer Frühstück, Sir!« Der Junge zeigte mir das zahnluckige Grinsen, das

mich immer erheiterte.

Kurz darauf war ich unten in den Stallungen, wo sich alle versammelten. An einer Eberhatz hatte ich noch nie zuvor teilgenommen, und deshalb war mir nicht bewusst gewesen, wie umfangreich ein solches Unterfangen ist. Der gute Herzog unterhielt einen

großen Zwinger mit verschiedenen Jagdhunden, unter denen es zwei Arten gab, die an diesem Tag zum Einsatz kommen sollten. Die »Saufinder« mussten das Wild aufstöbern und uns an die richtige Stelle rufen. Die »Saupacker« würden versuchen, die Beute niederzuhalten, was eine gefährliche Aufgabe

war. Anscheinend war es nicht ungewöhnlich, dass dabei einer der großen Mastiffs den Tod fand.

Der Jagdvogt des Herzogs war ein Mann namens William Doyle, der zufällig auch noch der Vater meines Freundes Timothy war. Als ich dazukam, beschrieb er gerade das Gelände, in dem man an diesem

Morgen die
Wildschweine finden
konnte. Später fand ich
heraus, dass er vor jeder
bedeutenden Jagd, ehe die
Jäger aufbrachen, selbst
auszog und sich auf die
Queste begab, wie man es
nannte, um das Wild
ausfindig zu machen.
Meiner Meinung nach
war er ein Masochist,

denn er war sicherlich mehrere Stunden vor uns aufgestanden.

Sir Kelton, der Marschall, war ebenfalls dabei und ließ die Burschen hin und her rennen und die Pferde für die Teilnehmer holen. Wie es Brauch war, sollten wir auf der Jagd mit schnellen Pferden reiten. Ich bekam einen

Falben und als Waffe eine
Saufeder. Diese Art Speer
schien mir interessant.
Der drei Schritt lange
Eschenschaft trug eine
blattförmige Klinge, die
mindestens einen
weiteren halben Schritt
maß. Eine kleine
Parierstange hinter der
Klinge schützte den
Jäger. Ich überprüfte die
Spitze und entdeckte das

Abzeichen meines Vaters
auf dem Stahl.

Marc ritt zu mir, sein
Gesicht war vor
Aufregung gerötet »Du
weißt doch, was du zu tun
hast, oder?«

Ich schüttelte den Kopf.
»Ich habe nicht die
geringste Ahnung.«
Offenbar hatte meine
Bemerkung eine

erheiternde Wirkung
gehabt, denn hinter mir
begann jemand zu lachen.
Dorian hatte sich mir
ebenfalls genähert.

»Ich kann es dir
nachempfinden, mein
Freund. Diese Art von
Abenteuer hat auch mir
noch nie sonderlich
zugesagt«, erklärte er.
»Mir tun die armen
Schweine leid.« Trotz

seiner Position und seiner Ausbildung als Krieger war Dorian in unserer Jugend immer ein eher sanfter Junge gewesen. Er spielte oft den Friedensstifter, wenn mit anderen das Temperament durchging. Außerdem mochte er Tiere sehr.

»Hör einfach auf die Hunde, Mort! Wenn du

sie bellen hörst, dann weißt du, dass sie ein Wildschwein gefunden haben. Reite schnell hin, damit du zum Todesstoß nicht zu spät kommst.« Meine Erfahrungen im Töten von Tieren beschränkten sich auf Hühner, und wenn ich bedachte, wie wenig erfreulich ich dies fand,

war ich ziemlich sicher,
dass ich keinesfalls als
Erster bei einem
Wildschwein eintreffen
wollte.

Wir ritten durch die
Felder vor der Burg
Lancaster und
schwärmten im leichten
Galopp aus. Dorian und
ich hielten uns rechts, und
bald waren wir mehr als
hundert Schritt von den

nächsten Reitern entfernt.
Wir erreichten den
Waldrand und ritten
zwischen den Bäumen
weiter. Auf dem Boden
lag gesprenkeltes
Sonnenlicht, das durch
die Blätter fiel, und ein
leichter Wind hielt alles
in Bewegung.

Die Luft duftete süß
nach Frühling und
grünen, austreibenden

Pflanzen. Trotz meiner schlechten Laune am Morgen musste ich zugeben, dass diese idyllische Szene etwas Magisches hatte. Der Wind zauste mir die Haare, während das starke Pferd entspannt lief. Dorian und ich hatten uns ein Stück voneinander entfernt, bald verlor ich

ihn ganz aus dem Blick.
Wenn ich die Augen
schloss, konnte ich den
Wald um mich her spüren
und auf eine beinahe
übersinnliche Weise mit
dem Geist ertasten.

Ich empfand eine tiefe
Ruhe und vergaß die
Jagd. Falls ich die Hunde
hörte, würde ich sie
einfach nicht beachten.
Der Tag war zu schön, um

ihn mit Blut zu besudeln.
Oder vielleicht war ich
auch einfach nur faul. Ich
weckte meine
Wahrnehmung weiter und
erschrak beinahe, als ich
erkannte, wie viel Leben
es ringsherum gab.
Wesen, die das Auge
gewöhnlich nicht
bemerkte – der Dachs in
seinem Bau unter einer
Eiche dreißig Schritt

entfernt, die Finken, die oben um die Nester flatterten, Mäuse und kleine Wesen, die durch das Gras streiften und nach Samen suchten. All das hatte ich noch nie zuvor wahrgenommen oder jedenfalls nicht auf eine so eindringliche Art. Wenn ich weiter hinausgriff, spürte ich

Dorian, der mehr als
hundert Schritt links von
mir ritt und sich gerade
durch eine dichte
Brombeerhecke kämpfte.
Sehen konnte ich ihn
zwar nicht, aber ich
wusste dennoch, dass es
Dorian war. Es fühlte sich
nach ihm an.

Ich lachte, als ich seine
Schwierigkeiten
bemerkte, denn er

schwebte keineswegs in
ernsthafter Gefahr. Dann
spürte ich es ganz
plötzlich hinter mir:
geballter Hass, ein
berittener Mann, die
Übelkeit erregende
purpurne Aura. Devon
Tremont folgte mir
vorsichtig. Zwar war er
noch ein ganzes Stück
entfernt, schloss aber
stetig auf. Also ritt auch

ich schneller. Diesem
unangenehmen Kerl
wollte ich an einem so
schönen Tag nicht
begegnen.

Eine Minute später
wusste ich, dass auch er
beschleunigt hatte. Er ritt
wohl sogar in vollem
Galopp, da er sich rasch
näherte. *Dann wollen wir
mal sehen, wie er hiermit*

zurechtkommt, dachte ich
und wechselte die
Richtung, um nach links
auszuweichen. Damit
würde ich früher oder
später Dorians Weg
kreuzen. Falls Devon
nicht in der Lage war,
mich aufzuspüren, würde
er sich schnell wieder von
mir entfernen.
Vorsichtshalber schirmte
ich mich jetzt vollständig

ab, was ich am Morgen versäumt hatte.

Bald schwenkte auch Devon ab. Anscheinend war er fähig, mich auf ähnliche Weise aufzuspüren, wie ich es bei ihm konnte. *Ist der Flegel etwa ebenfalls ein Magier?* Darüber hatte ich mir schon Gedanken gemacht, seit ich zum ersten Mal seine purpurne

Aura bemerkt hatte. Sein Verhalten schien den Verdacht zu bestätigen. Ich ließ mein Pferd die Hacken spüren und ritt in vollem Galopp. Wenn er mich einholen wollte, musste er mich schon durch den ganzen Wald jagen. Die Bäume rasten an mir vorbei, der Wind wehte mir ins Gesicht.

Ich musste lachen.

Als ich mich über die Schulter umsah, entdeckte ich Devon zwischen den Bäumen. Er hatte sich im Sattel weit vorgebeugt und trieb sein Pferd erbarmungslos an. Er schien ungeheuer ernst, worauf ich nur noch lauter lachen musste. Höflich winkte ich ihm zu. »Hallo, Devon, du

scheinst es auf ein
Wettrennen anzulegen!«
Allerdings hatte ich keine
Ahnung, ob er meine
Worte im rauschenden
Wind zwischen den
Bäumen überhaupt
verstehen konnte.

Dann spürte ich etwas.
Es zerrte an meinem
Schild, drängte und
versuchte, meinen Geist
zu erreichen. Gleich

darauf verschwand es
wieder, und ich lachte
abermals, weil er mit
dem, was er beabsichtigt
hatte, gescheitert war.
Hatte ich schon erwähnt,
dass mir manchmal
jegliche Vernunft abgeht?
Als er sein Ziel auf diese
Weise nicht erreichen
konnte, tat Devon etwas,
womit ich hätte rechnen

müssen, wenn ich nur gründlicher nachgedacht und weniger über ihn gelacht hätte.

Mein Jagdpferd, das schöne Tier, das unter mir galoppierte, erstarrte auf einmal. Anders kann ich es nicht beschreiben. In einem Moment eilten wir noch so schnell wie der Wind, im nächsten verkrampften sich alle

Muskeln im Körper des armen Geschöpfes. Seine Beine brachen, als es wie vom Blitz getroffen zu Boden ging und sich zuckend überschlug. Für Mitleid hatte ich freilich keine Zeit, denn ich steckte selbst in großen Schwierigkeiten. Mitten im Lachen hatte ich auf einmal das Gefühl, eine Riesenhand hätte mich

aus dem Sattel gepflückt.
Während das Pferd
niederging, flog ich wie
ein großer unförmiger
Vogel weiter, kopfüber
zwischen die Bäume.
Wahrscheinlich wäre ich
sogar ziemlich weit
geflogen, hätte mich nicht
eine große alte Eiche
aufgehalten.

Ich erwachte am Boden

liegend. Mir lief etwas über das Gesicht, sodass ich nur wenig zu sehen bekam. Als ich es abwischte und die Hand betrachtete, erkannte ich, dass es Blut war. Ich konnte kaum atmen, bei jedem schauernden Atemzug verspürte ich stechende Schmerzen in der Seite. Wahrscheinlich waren ein paar Rippen

gebrochen. Wie durch ein
Wunder mussten Arme
und Beine noch
unversehrt geblieben sein,
aber mir war nun klar,
dass ich längst tot
gewesen wäre, hätte mich
der Schild nicht
beschützt. *Er wollte mich
umbringen!* Der Gedanke
schoss mir durch den
Kopf und schien
ungeheuer wichtig zu

sein, auch wenn ich Mühe hatte, mich an den Grund zu erinnern.

Ein Schatten fiel über mich. Ich blickte hoch. Devon baute sich vor mir auf und lächelte böse. Allerdings, er hatte versucht mich zu töten und war gekommen, um die Sache jetzt zu einem Ende zu bringen.

»*Grethak!*«, sagte er.
Mein Körper wurde steif.
Nun verstand ich, was
mein armes Pferd und
vielleicht auch Penny
durchlitten hatten. Mir
blieb jedoch keine Zeit,
mir darüber Sorgen zu
machen.

»Armer
Mordecai, du hättest
wirklich nicht so schnell
reiten dürfen!«, höhnte er.

Er hatte einen großen

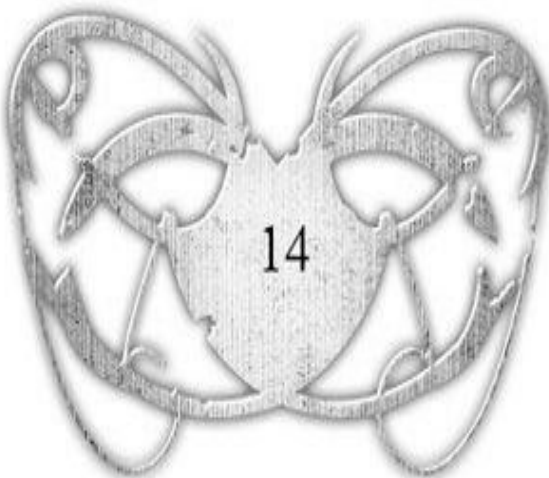
Lederbeutel in der Hand.
»Dabei wollte ich dich
nur einholen, um dir das
Geld zu geben, das ich dir
schulde!« Innerlich
kämpfte ich verzweifelt,
denn auch meine Lungen
waren blockiert, sodass
ich nicht einmal Luft
holen konnte. Es war ein
Gefühl, als würde ich,
gefesselt und
außerstande, mich zu

bewegen, unter Wasser gedrückt und wäre dem Ertrinken nahe. Ich war völlig hilflos, mein Herz raste immer schneller, der Puls dröhnte mir in den Ohren, während mein Körper nach Luft verlangte. Im Geist spürte ich seine Magie, die sich wie eine Schlange um mein Gehirn gewunden

hatte und jede Bewegung im Keim erstickte. Nur innerlich lehnte ich mich auf, und das war schon schwer genug, da ich nicht einmal sprechen konnte. Dennoch hätte ich mich früher oder später gewiss auch ohne Worte befreien können, hätte ich denn genügend Zeit dazu gehabt. Devon stand da und weidete sich an

meiner Verzweiflung.
Mein Herz hämmerte so
laut, dass ich seine Worte
nicht mehr verstehen
konnte. Benommen und
hilflos starrte ich mit
hervortretenden Augen zu
ihm hoch. Dann
verschwamm alles vor
mir, und ich konnte gar
nichts mehr sehen. In der
Dunkelheit fragte ich
mich, ob das nächste

Leben vielleicht besser wäre, nachdem mir dieses nichts als Ärger beschert hatte. Zuletzt verschwand auch die Dunkelheit, und nun spürte ich gar nichts mehr.

A decorative, symmetrical, woodcut-style illustration of a butterfly or floral motif. The design is intricate, with swirling lines and leaf-like shapes. In the center of the design, the number 14 is printed in a simple, black, serif font.

14

Die Gaben der Menschen, die

man Propheten oder Seher nennt, werden häufig missverstanden. Man glaubt, sie seien den Mittlern ähnlich, da sie nur wenig eigenes Aythar besitzen, aber in vielen Fällen zeigen sie auch keine große Ausstrahlung. Die Visionen, die ihnen zuteilwerden, treten überwiegend spontan auf. Möglicherweise besitzen sie eine Art unbewusste Empfänglichkeit, die dem Magierblick ähnlich ist, ohne dem bewussten Willen unterworfen zu sein.

Marcus der Ketzer,

Über das Wesen von Glaube
und Magie

Pennys Schultern
bewegten sich
gleichmäßig, die Muskeln
spannten und entspannten
sich, als die Arme über
den Boden glitten. Sie
war jung und gesund, und
dank der langen Übung
hatte sie genug Kraft für
ihre Aufgabe. Sie geriet
nicht einmal ins
Schwitzen, als sie sich
den langen Korridor

entlangarbeitete. Es war eine dieser Arbeiten, die niemals zu enden schienen. Wenn man das ganze Labyrinth der Burg Lancaster geschrubbt hatte, waren die Gänge dort, wo man begonnen hatte, schon wieder staubig geworden. Infolgedessen war fast ständig eines der

Mädchen mit Putzen
beschäftigt, weil
Genevieve Lancaster
keinen Schmutz in den
Fluren duldete.

Penny machte es jedoch
nichts aus. Das war eine
ruhige Arbeit, bei der sie
im Gegensatz zu den
meisten anderen
Aufgaben nach
Herzenslust ihren
Tagträumen nachhängen

oder ein wenig
nachdenken konnte.
Heute dachte sie über
Mordecai nach. Sie hatte
ihn am Morgen
beobachtet, als er zur
Jagd aufgebrochen war.
Er war groß und schlank,
und die lederne
Jagdkleidung hatte ihm
ausnehmend gut
gestanden. Dazu das
dunkle Haar und die

strahlenden Augen. *So gut
auszusehen und
gleichzeitig so dumm zu
sein*, dachte sie bei sich
selbst. Der Wortwechsel
des vergangenen Abends
hatte sie in helle
Aufregung versetzt, und
auch jetzt war sie immer
noch wütend auf ihn. Das
sagte sie sich jedenfalls,
auch wenn sie es

eigentlich nicht fühlte. Wenn sie ehrlich war, musste sie sogar zugeben, dass sie vor allem beschämt und verlegen war.

Als er gesagt hat, er wüsste, was geschehen ist – das konnte ich einfach nicht ertragen, erkannte sie. Offensichtlich hatte Devon geprahlt und war so frech gewesen, es

sogar Mort unter die Nase zu reiben. Und Mort hatte sich aufgeregt, weil Devon ihn einen Schmied genannt hatte! Natürlich war Mordecai sonst nicht gefühllos und hatte es bestimmt nicht so gemeint. Doch ihr zu sagen, dass er wisse, was man ihr angetan habe, und dann auch noch zu behaupten, etwas anderes

sei viel wichtiger? »Was, zum Teufel, hätte er mir denn noch erzählen können?«, sagte sie zu sich selbst. Inzwischen hatte sie eine Nacht darüber geschlafen, und ihre Gedanken hatten sich geklärt. Irgendetwas setzte ihm zu, etwas sehr Wichtiges.

Sie schrubbte weiter

und entspannte sich,
während sie die Arme
rhythmisch bewegte.
Wieder träumte sie bei
der Arbeit. Mordecai ging
ihr nicht aus dem Sinn,
bis sie ihn schließlich so
vor sich sah, wie er in
diesem Augenblick
anzusehen war. Er ritt
schnell und trieb sein
Pferd im lichten Wald an
großen Eichen vorbei. Die

Sonne schien ihm so ins Gesicht, dass die Augen wie Saphire funkelten, während er lachend dahinstürmte. Er sah sich über die Schulter nach irgendetwas um, und dann sauste er durch die Luft. Das Pferd stürzte, und sie erkannte sofort, dass sich das Tier nie mehr von den Verletzungen erholen würde. In vollem Galopp

flog Mort vom Rücken des Jagdpferdes herunter und prallte mit dem Kopf voran gegen den Stamm einer großen Eiche.

Die Wucht war so groß, dass sein Kopf sogar ein Stück Rinde abriss. Dann lag er am Boden, das Blut strömte aus Nase und Mund. Er war gewiss tot, aber noch während sie

dies dachte, keimte neue Hoffnung. Seine Augenlider flatterten, und der Brustkorb bebte, als schnappte er nach Luft. Er konnte nicht richtig atmen, vielleicht waren die Rippen gebrochen. Jedenfalls war es ein Wunder, dass er sich überhaupt noch rührte. Einen solchen Aufprall konnte doch niemand

überleben. *Magie!*, dachte sie und wusste sogleich, dass dies die Wahrheit war.

Devon Tremont näherte sich. Er war abgestiegen und kam mit einem bösen Funkeln in den Augen herbei. Unmittelbar vor Mordecai blieb er stehen. Sie konnte sehen, dass er etwas sagte und sich am Leiden des gestürzten

Feindes ergötzte.
Mordecai verkrampfte
sich, und nun lief sein
Gesicht rot an. Im
Hintergrund hörte Penny
eine Frau, die sich die
Kehle aus dem Hals
schrie. Doch es war ein
Schrei ohne jede
Hoffnung, der Schrei
eines Menschen, der nur
noch aus tiefster Seele

seine Verzweiflung ausdrücken konnte. Endlich erkannte sie, dass es ihre eigene Stimme war.

Jemand schüttelte sie. »Komm zu dir, Penny! Was ist denn los?« Es war Ariadne Lancaster, die sie voller Sorge anstarrte.

»Er ist tot, er ist tot, o Gott, ich habe das schon einmal gesehen! Warum?

Warum habe ich es ihm nicht gesagt?« Penny ließ sich nicht davon abbringen. »Devon hat Mordecai getötet.« Die Worte fielen wie die toten Blätter im Herbst, trocken und nutzlos.

Ariadne versuchte, Penny zu beruhigen. »Das hast du nur geträumt. Du bist hier auf dem Flur. Mordecai ist gar nicht da,

er ist draußen auf der Jagd, und alles ist gut.«

»Ich muss gehen ... weißt du, wo sich Lady Rose befindet? Sie wird wissen, was zu tun ist. Bitte, Ariadne, du musst mir helfen.« Ihr Blick gab dem Mädchen wohl zu denken, denn es antwortete ohne weitere Umschweife.

»Sie war gerade noch im Salon und hat mit Mutter und Elizabeth Tee getrunken«, erwiderte Ariadne. »Ich verstehe aber immer noch nicht, was ...«

Penny war schon unterwegs und erreichte den Salon der Herzogin ein ganzes Stück vor dem jüngeren Mädchen. Ohne anzuklopfen, platzte sie

hinein, was sie normalerweise nie gewagt hätte. Drinnen saß Lady Rose mit Genevieve Lancaster und Elizabeth Balistair beim Tee. Die Frauen hoben erschrocken die Köpfe, als Penny so plötzlich hereinstürzte. Die Herzogin ergriff als Erste das Wort. »Penny, du solltest wirklich

anklopfen, ehe du so
angerannt kommst ...«

Rose legte ihr eine
Hand auf den Arm.
»Wartet, Genevieve. Da
stimmt etwas nicht.«

»Ja, ja, Durchlaucht«,
warf Penny aufgeregt ein.
»Dürfte ich mit Lady
Rose sprechen?«

Genevieve nickte,
offensichtlich gereizt,
hielt sich aber zurück.

Rose begleitete Penny auf den Flur. »Was ist denn los, meine Liebe?« Äußerlich blieb sie ruhig, auch wenn sie Pennys Verzweiflung spürte. Ausführlich beschrieb ihr Penny, was sie gesehen hatte, einschließlich der Tatsache, dass dies nicht ihre erste Vision des Zwischenfalls war.

»Könnte es kein

Tagtraum gewesen sein?
Eine reine Phantasie?«,
fragte Rose.

»Nein, es ist wahr. Ich
kann nicht erklären,
woher ich es weiß. Ich
weiß es einfach. Es
geschieht in diesem
Augenblick!« Penny war
den Tränen nahe.

»Dann kommt, und lasst
uns nicht länger trödeln.«

Rose Hightower besaß die bemerkenswerte Eigenschaft, Menschen rasch einschätzen zu können, und war inzwischen vollends überzeugt, dass es in diesem Fall um Leben und Tod ging. Sie eilte mit Penny durch die Korridore, jeder Gedanke an herrschaftliches Benehmen war vergessen.

So schockierend es auch sein mochte, schließlich raffte sie sogar den Rock und rannte wie ein gewöhnliches Weib. Ihre langen Beine bewegten sich mit überraschender Geschwindigkeit. Penny hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten, dabei hielt sie sich selbst für eine recht gute Läuferin.

Im Handumdrehen

erreichten sie die Stallungen und erschreckten einen jungen Stallburschen fast zu Tode, als sie die Türen aufrissen. »Verzeihung, Mylady!«, rief er, weil ihm nichts Besseres einfiel.

»Ich brauche sofort zwei Pferde«, verlangte Rose in einem Tonfall,

der keinen Widerspruch duldete. Man mochte kaum glauben, dass sie einen Augenblick zuvor noch gerannt war wie eine Melkerin, die beinahe ihre Kühe vergessen hätte.

»Gewiss, Madam«, antwortete er sofort und machte sich auf, um einen Zelter zu holen.

»Nicht diese lahmen

Mähren, du Tropf! Ich brauche schnelle Pferde. Sind noch Jagdpferde da?« Rose hob nicht einmal richtig die Stimme, und doch klang es beinahe, als hätte sie geschrien. Einige lange Minuten später ritten sie zum Tor hinaus. Rose zügelte ihr Pferd und wandte sich an Penny. »In welche Richtung?«

Ohne nachzudenken,
zeigte Penny es ihr. »Dort
entlang. Es ist ungefähr
eine Meile ...«

Inzwischen war ihr sogar
egal, woher sie das alles
wusste. Wichtig war nur,
ihn zu finden.

In einiger Entfernung
ritt Dorian Thornbear
mitten durch den Wald.
Er hatte ein lautes

Krachen gehört, dann die
Laute eines Pferdes, das
vor Furcht und
Schmerzen schrie. Er
trieb sein eigenes Reittier
an und erblickte bald
darauf die sterbende
Kreatur. Sie lag auf der
Seite und zuckte schwach
mit den gebrochenen
Beinen. Dann suchte er
den Besitzer und
bemerkte nicht weit

entfernt Devon Tremont,
der vor dem gestürzten
Reiter stand. Seine
Haltung wirkte ohne
jeden Zweifel drohend.
*Das war doch Morts
Pferd!*, dachte Dorian bei
sich.

Er trieb sein eigenes
Pferd zum Galopp an und
erreichte im
Handumdrehen die beiden
jungen Männer. Beinahe

hätte er angenommen, Devon sei zur Stelle, um einem gestürzten Freund zu helfen, doch der Adlige stand reglos da, ohne irgendetwas zu tun. Dann bemerkte Devon den Neuankömmling und schnitt eine Grimasse. Er war wütend, weil ihn jemand störte. Dorian sah Mort mit rotem Gesicht

und halb erstickt am Boden liegen. Ohne richtig darüber nachzudenken, zog Dorian das Schwert und sprang vom Pferd, noch ehe es ganz angehalten hatte.

Devon Tremont hob eine Hand. »*Grethak*«, sagte er in einer Sprache, die Dorian nicht kannte. Der Krieger achtete nicht

weiter darauf. Wie ein Berserker aus den Legenden griff Dorian mit wutentbrannter Miene an, und nun lernte der junge Lord die Angst kennen, da sein Spruch offensichtlich völlig versagt hatte. Vielleicht hätte er noch eine andere, stärkere Magie anwenden können, doch Dorian war schon bei ihm und holte

mit dem Schwert aus, um ihm den Kopf abzuschlagen. Devon jedoch zeigte sich gewandt, zog blitzschnell die eigene Klinge und wehrte den tödlichen Streich ab.

Das Gefecht, das darauf entbrannte, währte nicht lange. Dorian drängte ihn mit so heftigen und

wütenden Hieben zurück,
wie Devon sie noch nie
zuvor erlebt hatte.
Verzweifelt hob er die
Hände. »Warte! Wenn du
mich tötest, wird er
sterben!« Blitzschnell
schlug ihm Dorian das
Schwert aus der Hand und
hielt dem Mann die
Klinge an die Kehle.

»Wenn er stirbt, folgst
du ihm nach.« Es klang

wie knirschender Kies,
und das Schwert drückte
so fest gegen Devons
Hals, dass die Schneide
die Haut ritzte und etwas
Blut herausquoll.

»Ich wollte ihm doch
nur helfen. Lass mich
etwas versuchen, das ihn
vielleicht rettet.« Devon
hatte vor Angst die Augen
weit aufgerissen. Der
andere Mann war

offensichtlich drauf und dran, ihn zu töten.

Dorians Schwert zitterte kein bisschen. Vielmehr trat er näher heran und packte den jungen Lord am Hals, um ihn neben dem reglos hingestreckten Mort auf die Knie zu zwingen. »Rette ihn, oder dein Kopf liegt neben seinem

auf dem Boden.« Ohne die Stimme zu heben, strahlte er eine tödliche Entschlossenheit aus, die selbst einen abgebrühten Mörder in Angst und Schrecken versetzt hätte.

Devon streckte die Hand zu Mordecai aus, doch Dorian riss seinen Kopf sofort grob zurück. »Wenn du mich hintergehst, wirst du

danach keinen ganzen
Atemzug mehr tun
können.«

»Ich muss ihn berühren,
damit er wieder atmet.«
Devon war verzweifelt
vor Angst, denn er
wusste, dass die Zeit
drängte und Dorian ihn
töten würde, wenn
Mordecai sich nicht
erholte.

Dorian nickte, und

Devon streckte abermals die Hand aus, während er »*Keltis*« sagte. Sofort erschlaffte Mordecais Körper, aber der Atem setzte nicht wieder ein.

»Was hast du getan?« Dorian versetzte Devon einen Tritt, der den Adligen zu Boden streckte. Dann hob er das Schwert, um dem

Verräter den Kopf zu spalten.

»Nein, Dorian!«, ließ sich eine Frauenstimme vernehmen, doch der junge Mann hörte nicht darauf. Als Vergeltung für das Leben seines Freundes wollte er Blut sehen. Eine kleine Hand griff nach seinem Arm und wollte den Hieb aufhalten. Ohne

überhaupt darüber nachzudenken, schlug er die Hand zur Seite und versetzte demjenigen, der ihn hindern wollte, einen Schlag mit der Rückhand. Dann bemerkte er, dass Rose Hightower rücklings stürzte. Er hielt inne, als sie sich das Blut von den Lippen wischte. Der Zorn wich schlagartig von ihm, da er schockiert das

Ergebnis seiner Unbeherrschtheit sah.

»Ich wollte ihm gerade helfen ... und dann hat mich dieser Rohling angegriffen!« Devon konnte einfach nicht den Mund halten, obwohl er noch nicht einmal richtig auf den Beinen war.

Rose fauchte ihn an.
»Schweigt, Ihr dummer

Narr! Glaubt Ihr denn wirklich, irgendjemand hier gibt noch etwas auf Eure Lügen? Schätzt Euch glücklich, dass ich diesen Mann hier aufgehalten habe, sonst säße Euer Kopf nicht mehr auf den Schultern. Ich habe es sowieso nur getan, weil Ihr es nicht wert seid, dass ein braver, anständiger Mann für den

Mord an Euch gehenkt wird.« Rose Hightower richtete sich auf und sah Dorian an.

»Bei den Göttern, Rose! Es tut mir unendlich leid. Ich wollte Euch doch nicht wehtun! Nie! Um keinen Preis der Welt!« Bekümmert riss Dorian die Augen weit auf. Penny kniete unterdessen schon bei dem

bewusstlosen Freund. »Er ist tot, Penny. Er ist tot, und ich schwöre dir, dieser Dreckskerl hat es getan!« Wieder hob er das Schwert und zielte auf Devon Tremont. Ein zorniges Knurren drang aus seiner Kehle.

Rose Hightower wollte jedoch nichts davon wissen und stürzte sich

mit wehenden Röcken
und fliegendem Haar auf
Dorian. »Ihr dummer,
dummer Kerl! Verdammt,
Dorian, ich lasse Euch
doch nicht einfach so
Euer Leben wegwerfen.«
Sie war zwar eine große
Frau, doch Dorian
Thornbear war stark wie
ein Bär. Dennoch ging sie
wie eine wütende Katze
auf ihn los und schlug ihn

mit beiden Fäusten.

Erstaunt verharrete Dorian so, wie er war. Während des Jahres in Albamarl hatte er Rose nie berührt, und sie hatten nur einige höfliche Worte miteinander gewechselt, wie es sich für Mitglieder der feinen Gesellschaft geziemte. Jetzt aber hing sie wie ein aufgebrachtes wildes Tier an ihm, und

ein absurderes Bild hätte er sich kaum ausmalen können. Auf einmal verspürte er den dringenden Wunsch, sie zu küssen – den er jedoch schnell wieder unterdrückte. »Lady, ich glaube, wir sind beide etwas überreizt«, sagte er, während er sich von ihr löste. Schließlich stand

sie wieder auf den Füßen, wollte ihn aber immer noch nicht loslassen, und auch er brachte es nicht über sich, sich vollends von ihr zu befreien.

Penny hatte Mordecai die Hände auf die Brust gelegt und packte nun sein Hemd. »Lebe, verdammt! Du kannst doch nicht tot sein. Wir haben uns noch so viel zu

sagen.« Feuchte Tränen fielen auf seinen Oberkörper. Der Schmerz und Kummer waren zu viel für sie. Ohne richtig darüber nachzudenken, beugte sie sich vor und küsste ihn. Nicht einmal das Blut, das in seinem Gesicht verschmiert war, störte sie dabei. Sie legte den Kopf auf seine Brust, während ihre Welt in

Stücke ging. Der einzige Mann, der ihr je wichtig gewesen war, lag hier tot vor ihr, und sie selbst trug die Schuld daran. Dann aber hörte sie sein langsam schlagendes Herz. »Er lebt!«

Schweigen herrschte, als die anderen verdauten, was sie gerade behauptet hatte. »Ich sagte, er lebt!

Jemand muss Hilfe holen,
wir müssen ihn in den
Burgfried bringen!« Ihre
Augen blitzten. »Ihr!« Sie
deutete auf Devon. »Holt
jemanden,
irgendjemanden ... los!«

»Ich gehe«, erbot sich
Rose, aber Penny hielt sie
mit erhobener Hand auf.

»Nein, ich brauche Euch
hier, und auch Dorian
muss bleiben, denn dem

da traue ich nicht.«
Gleich darauf saß Devon
auf seinem Pferd.
Darüber wütend, dass
man ihn so
herumkommandiert hatte,
fürchtete er zugleich
Dorians Vergeltung, falls
er sich den Befehlen
entzog. Rasch ritt er
davon und hielt auf die
Burg Lancaster zu.

Den Rest des

Nachmittags verbrachten sie in heller Aufregung. Als sie Mordecai zur Burg zurücktrugen und auch danach noch, weigerte sich Penny beharrlich, von seiner Seite zu weichen, weil sie niemandem über den Weg traute. Sobald Marc dort angekommen war, setzte sich eine gewisse

Ordnung durch, und bald darauf lag der Verletzte in seinem eigenen Bett. Sean Townsend, der Leibarzt des Herzogs, wurde persönlich gerufen, um ihn zu untersuchen.

Der Raum war voller Menschen, die der Arzt umgehend zu vertreiben suchte. »Ich brauche Ruhe, wenn ich ihn behandeln soll.« Die

meisten folgten dieser Aufforderung. »Miss, auch Ihr müsst jetzt gehen. Es schickt sich nicht, wenn ich den jungen Mann in Gegenwart einer Frau untersuche. Schließlich muss ich ihn ausziehen.«

Penny rührte sich nicht. »Ich lasse ihn nicht allein. Ihr könnt ebenso gut beginnen.«

Der Arzt sah sie einen Moment an, dann wandte er sich an den Herzog. »Durchlaucht, wenn Ihr so freundlich sein würdet, ich kann keine Frau hier dulden, während ich arbeite.«

James trat zu ihr und wollte sie an der Hand fassen, doch sie entzog sich ihm. »Versucht es,

und Ihr zieht das nächste Mal einen Fingerstummel zurück ...«, fuhr sie ihn an. »Durchlaucht«, fügte sie mit etwas Verspätung hinzu.

Der Herzog von Lancaster betrachtete sie lange, dachte nach und ergriff schließlich das Wort. »Also gut, Doktor. Dann müsstet Ihr in diesem Fall wohl doch in

Gegenwart einer Lady
arbeiten.«

»Ich werde ihn
entblößen, Durchlaucht.
Ihr könnt doch nicht
zulassen, dass ...«

»Sir, ich werde mich
nicht wiederholen. Macht
Euch an die Arbeit.«
Ohne ein weiteres Wort
verließ der Herzog das
Zimmer. Zuerst grollte
der Arzt, doch als er

einsah, das sie nicht nachgeben werde, nachdem sie sich gerade eben sogar bei dem Herzog selbst durchgesetzt hatte, fand er sich damit ab.

Zuerst zog er Mordecai die Kleidung aus, was sich jedoch als schwierig erwies, bis Penny ihm zu Hilfe kam. Er warf ihr

einen seltsamen Blick zu,
sagte aber nichts dazu.
Als diese Aufgabe
erledigt war, untersuchte
er Mordecai sorgfältig,
tastete Hals und
Oberkörper ab, überprüfte
den Kopf und blickte ihm
in Augen und Mund.
Schließlich richtete er
sich seufzend auf. »Er hat
mehrere Rippenbrüche,
und ein Knochen könnte

sogar die linke Lunge
durchbohrt haben.

Außerdem wird er von
dem Schlag gegen den
Kopf gewiss eine
Gehirnerschütterung
davongetragen haben.

Nach der Schilderung
seines Sturzes bin ich
erstaunt, dass er sich
nicht das Genick
gebrochen hat.

Irgendetwas muss ihn

geschützt haben, sonst wäre er bestimmt längst tot.«

»Aber er ist nicht tot. Was habt Ihr nun vor?«, fragte Penny.

»Viel kann man nicht tun. Es könnte ein wenig helfen, ihn zur Ader zu lassen. Ich hole meine Tasche ...« Er drehte sich zu der schwarzen

Ledertasche um, die er an der Tür abgestellt hatte.

Die Ärzte hatten ihre Mutter ebenfalls zur Ader gelassen, und zwar so lange, bis sie zu schwach gewesen war, die Krankheit zu überleben, die sie schließlich umgebracht hatte. »Ihr lasst ihn nicht zur Ader. Er hat schon genug geblutet. Wenn Ihr nichts

Besseres anzubieten habt, könnt Ihr auch gehen.« Sie baute sich zwischen dem Arzt und dem Bett auf.

»Gut. Anscheinend haltet Ihr Euch selbst für einen Doktor.« Sean Townsend war recht gereizt. Zwar hatte er schon öfter mit lästigen Angehörigen zu tun gehabt, aber diese Frau

hier entpuppte sich geradezu als Landplage. »Lasst ihn nicht wieder einschlafen, wenn er aufwacht.

Möglicherweise wird er dann nie wieder wach. Ihr solltet Euch keine zu großen Hoffnungen machen. Wahrscheinlich wird er die kommende Nacht nicht überleben.«

Nach dieser Ankündigung
ließ er sie allein. Sie
hörte ihn noch
irgendetwas über
störrische Frauenzimmer
murmeln, als er zur Tür
hinausging.

Einige der Leute, die
draußen gewartet hatten,
kamen nun wieder herein,
um zu hören, was der
Doktor gesagt hatte.
Penelope berichtete es

ihnen. Darauf entbrannte eine kleine Debatte, aber schließlich entfernten sich die meisten anderen, bis nur noch Marc, Dorian und Rose anwesend waren.

»Penny, du solltest dich eine Weile ausruhen. Es hilft ihm ja nicht, wenn du dir pausenlos Sorgen machst«, schlug Marc vor.

»Ich gehe erst, wenn er tot ist«, erwiderte sie rundheraus. »Nimm dir doch deinen eigenen Rat zu Herzen. Ich habe genug von Leuten, die mir sagen, was ich tun soll.«

Er wollte Einwände erheben, doch dann schaltete sich Rose ein. »Lasst nur, Marcus. Sie

wird nicht von seiner Seite weichen, und ich kann ihr deshalb auch keine Vorwürfe machen. Wenn Ihr helfen wollt, dann sorgt dafür, dass die anderen keinen Zutritt bekommen.«

»Darum kann ich mich kümmern«, bot Dorian an. »Ich wache draußen und passe auf, dass Seine Lordschaft nicht

herkommt und sein Werk vollendet.«

So blieb schließlich nur noch Rose im Zimmer und wachte mit Penny während des langen Abends bis tief in die Nacht.

»Penny, Ihr braucht nun aber wirklich etwas Ruhe«, sagte Rose endlich, als es fast Mitternacht war.

»Ich schlafe hier«,
erwiderte Penny.

»Es gibt hier nur ein
Bett, und in dem liegt ein
nackter Mann.« Rose zog
die Augenbrauen hoch.

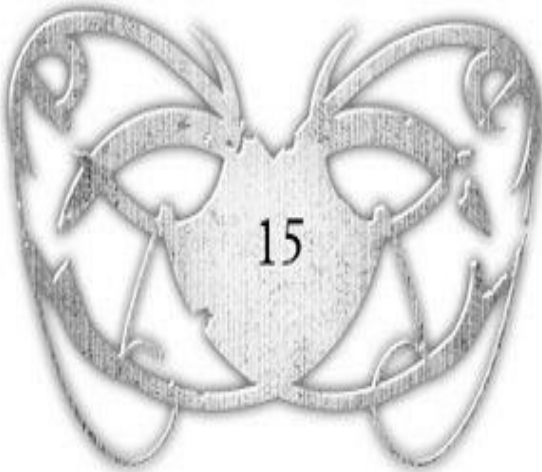
»Jeder weiß doch
längst, dass ich eine
entehrte Frau bin. Was
können die Leute jetzt
noch über mich
tratschen? Lasst mich

einfach. Ich lege mich zu ihm, bis es vorbei ist.« Dabei wandte sie keinen Blick von Mordecai. Rose nickte, stand auf und ging ohne ein weiteres Wort hinaus.

Sobald sie allein war, verspernte Penny die Tür und zog sich aus. Das Nachthemd hatte sie nicht mitgebracht, aber auch das war ihr gleich. Sie

glitt unter die Decke,
legte sich neben ihn und
sah ihm zu, wie er atmete,
bis die Kerzen
heruntergebrannt waren
und Dunkelheit den Raum
erfüllte. Im Dunkeln legte
sie ihm die Hand auf die
Brust, spürte, wie sie sich
hob und senkte und
lauschte dem gurgelnden
Atem. Eigentlich wollte
sie nicht schlafen, aber

irgendwann fielen ihr
dann doch die Augen zu.



15

Gewöhnlich unterteilen die

Theologen die Götter in zwei Kategorien: einerseits die Nachtgötter, andererseits die Lichtgötter, die man als den Menschen wohlgesinnt betrachtet. Die Alvorderen hatten jedoch ganz andere Vorstellungen. Sie dachten, das Wesen und die Motive einer bestimmten Gottheit hingen mit deren Ursprüngen zusammen. Die Nachtgötter seien älter als die Lichtgötter und zudem aus den Überzeugungen eines lange untergegangenen Volks hervorgegangen. Der Verlust ihrer Anhänger habe sie in den Wahnsinn getrieben, denn

ihre Einstellung den Menschen gegenüber sei alles andere als wohl­tätig. Die Lichtgötter beziehen ihre Macht aus dem Glauben an einen wechselseitigen Bund, während sich die Nachtgötter ihre Kräfte mit Gewalt aneignen. Selbst jene Anhänger, die sie bereitwillig anbeten, sehen sich häufig Opferungen und dunklen Ritualen unterworfen.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Ich träumte unruhig und

schwamm in einem tiefen
See, in dem es kein Licht
gab. Dann ertrank ich und
erstickte an dem Wasser,
das ich verzweifelt
einzuatmen versuchte.
Der Traum war endlos,
und doch starb ich nie
ganz und gar. So ging es
immer weiter, bis ich
endlich erwachte. Die
Wirklichkeit war
allerdings auch nicht viel

besser. Es fühlte sich an, als wären meine Lungen mit einer Flüssigkeit gefüllt, und jedes Mal, wenn ich Atem schöpfte, schoss ein stechender Schmerz durch meinen Oberkörper. Alles tat mir weh.

Wegen der starken Schmerzen dauerte es eine ganze Weile, bis mir auffiel, dass ich nicht

allein im Bett lag. Als Erstes bemerkte ich das weiche Haar, das meine Nase kitzelte, wenn ich den Kopf zur Seite drehte. Im Zwielficht konnte ich nicht gleich erkennen, zu wem die Haare gehörten, aber dann verriet es mir der Duft. Es war Penny, die sich sanft an mich geschmiegt hatte. Ihre

Hand ruhte leicht auf meiner Brust, doch sie hatte es vermieden, zu viel Druck auszuüben. Hätte mir nicht alles so verdammt wehgetan, ich hätte diese Situation gewiss aufregend gefunden. Die Schmerzen freilich trieben mir alle solchen Gedanken aus.

Was in aller Welt ist mit mir geschehen?, dachte

ich. Gleich darauf
erinnerte ich mich. Die
Jagd, die Verfolgung,
mein Übermut. Ich hatte
mich zum Narren
gemacht. *Beim nächsten
Mal musst du auch das
Pferd abschirmen.* Falls
es ein nächstes Mal gab.
In dieser Hinsicht war ich
gar nicht so sicher. Ich
wollte Penny nicht stören,
und schon bei der

kleinsten Bewegung
dämmerte mir, dass ich
mich ohnehin nicht
rühren konnte. Das
leichteste Zucken jagte
einen stechenden
Schmerz durch meine
Brust und erinnerte mich
daran, dass die bisherigen
Empfindungen nichts als
spielerische Warnungen
gewesen waren.

So lag ich eine lange Zeit nur da und gab mich den Qualen hin. Das Schlimmste war das ständige Gefühl zu ertrinken. Meine Lungen arbeiteten nicht ausreichend. Sie fühlten sich schwer an, irgendwie gefüllt. Ein kurzes Husten stürzte mich fast in die Ohnmacht. Also beschloss ich, es nicht

noch einmal zu tun. Dann
verlegte ich mich darauf,
das Zimmer mit meiner
besonderen

Wahrnehmung zu
erkunden. Auf einmal fiel
mir etwas ein. Ich konnte
doch das Gleiche bei mir
selbst anwenden.

So richtete ich die
Aufmerksamkeit nach
innen und erforschte ganz

langsam meinen Körper.
Die Aufgabe war
schwierig, weil ich so
wenig wusste und vieles,
was ich entdeckte,
fremdartig fand. Einige
Dinge – wie mein stetig
schlagendes Herz – waren
leicht zu erkennen. Von
da aus arbeitete ich mich
weiter vor und tastete
Lungen und Rippen ab.
Ein Lungenflügel war

geschädigt, er war voller Blut und trug überhaupt nichts zur Atmung bei. Das spitze Ende einer gebrochenen Rippe hatte die Lunge durchbohrt, und die zerstörten Gefäße entließen immer mehr Blut in den Lungenflügel und die Umgebung. An diesem Punkt geriet ich beinahe in Panik, denn soweit ich das

einschätzen konnte, lag ich im Sterben. Langsam, aber sicher füllte das Blut auch den anderen Lungenflügel und ertränkte mich. Noch schlimmer, ich war zwar der Ansicht, meine Fähigkeiten könnten mir helfen, einige Dinge in Ordnung zu bringen, ich kannte jedoch nicht die

richtigen Wörter.

Ahnungslos und hilflos war ich. Dennoch beschloss ich, es zu versuchen. Ich wusste bereits, dass man auch ohne Worte Magie wirken konnte. Es war nur wesentlich schwieriger und erforderte eine unerschütterliche Konzentration. Also richtete ich die

Aufmerksamkeit auf die Rippe, die die Lunge durchbohrt hatte, und stellte mir vor, wie sie wegrutschte und an den gewohnten Ort zurückkehrte, um sich wieder mit der anderen Hälfte zu verbinden. Zuerst war ich nicht sicher, ob überhaupt etwas passierte, aber dann rührte sich tatsächlich der

Knochen, und Wogen von Schmerz durchfluteten mich. Ich biss die Zähne zusammen und kämpfte den Schrei nieder, zu dem mir ohnehin die Puste fehlte. Als der Knochen schließlich gerichtet war, wurde ich beinahe wieder ohnmächtig, und außerdem rutschte er zurück, sobald ich mich

nicht mehr auf ihn
konzentrierte. Ich
kämpfte die Angst nieder,
machte verbissen weiter
und stellte mir vor, wie er
sich mit dem anderen
Bruchstück verband und
heilte. Endlich blieb er an
Ort und Stelle, und ich
konnte mich langsam
entspannen und loslassen.

Als Nächstes nahm ich
mir den durchbohrten

Lungenflügel vor. Es dauerte einige lange Minuten, bis ich endlich spürte, dass das Loch verschlossen war. Freilich schwappte dort immer noch eine Menge Blut, um das ich mich kümmern musste. Da ich unsicher war, wie ich es beseitigen konnte, versiegelte ich zunächst die verletzten Arterien im

Brustkorb. Nun war es einfacher. Danach erforschte ich noch einmal meine Lunge und pumpte sie mithilfe des Aythar ein wenig auf. Das tat höllisch weh, und ich musste husten und würgen, weil mein Körper das Blut loswerden wollte. Die anderen gesplitterten Rippen

jagten immer neue
schmerzhaft Stiche
durch meinen Körper.

*Also gut, erst die
Knochen,* dachte ich.
Nacheinander richtete ich
auch die anderen Rippen
ein und verschmolz die
Bruchstücke miteinander.
Dabei litt ich
schreckliche Qualen, die
mich viel Kraft kosteten.
Endlich dachte ich, alles

sei wieder an Ort und Stelle, und konnte darüber nachdenken, das Blut abzu husten, das mich immer noch zu ersticken drohte. *Unter der Ecke des Bettes müsste doch ein Nachtgeschirr stehen.* Ich fragte mich, ob ich es rechtzeitig erreichen konnte.

So stählte ich mich,

richtete mich auf und
stieg aus dem Bett. Nun
ja, das war jedenfalls
meine Absicht. Sobald
ich mich jedoch
aufrichtete, machte mich
mein Kopf mit seinen
ganz eigenen
Schwierigkeiten bekannt.
Wie bei einem Matrosen
nach einer dreitägigen
Zechtour drehte sich der

Raum um mich herum.
Der Versuch, das Bett zu
verlassen, endete damit,
dass ich, in den Decken
verheddert, zu Boden
stürzte. Das Husten
begann, sobald ich mich
aufrichtete. Nun konnte
ich mich nicht mehr
beherrschen und spuckte
das Blut in alle
Richtungen.

Natürlich wachte Penny

sofort auf und fand mich am Boden liegend vor, wie ich würgte und eine Menge ... nun ja, ich sagte es ja schon. Es war gewiss kein hübscher Anblick, und der Husten war so übel, dass ich schon befürchtete, ich könnte daran zugrunde gehen. Sie legte mir die Hände auf die Schultern, als mich die Krämpfe

schüttelten. Lange
Minuten vergingen,
während ich spie und
keuchte, bis ich endlich
ruhiger wurde. Bei jedem
Atemzug drohte der
Husten wieder
einzusetzen, aber ich
überwand den starken
Reiz und entspannte
mich.

Schließlich lag ich da

und blickte zu Penny hoch, die sich über mich gebeugt hatte und mir Haare und Schultern streichelte. Ich war überrascht, dass sie nackt war, doch das Wichtigste schienen mir jetzt ihre Hände zu sein, die ich auf der Haut spürte. Endlich konnte ich ein paar Worte hervorstoßen. »Du siehst schrecklich aus«, sagte

ich. Das erregte ihre Aufmerksamkeit, und sie sah mich groß an. Bis dahin hatte sie offenbar geglaubt, ich sei schon tot oder wenigstens dem Tode nahe. Jetzt lachte sie und begann gleichzeitig zu schluchzen.

»Ich dachte, ich hätte dich verloren«, sagte sie leise. Der Art und Weise,

wie sie den Kopf hielt, konnte ich entnehmen, dass sie mich nicht sehen konnte. Es war vollständig dunkel im Zimmer. Jemand klopfte an die Tür.

»Du solltest rasch antworten, ehe Dorian die Tür aufbricht.« Das hätte ich jedenfalls gern gesagt, aber ich konnte nach wie

vor kaum sprechen und krächzte nur: »Die Tür.« Sie verstand es und küsste mich zärtlich auf die Schulter.

Benommen, wie ich war, beobachtete ich Penny, die zur Tür ging und öffnete. Dorian stand mit wilden Augen draußen, Rose war bei ihm. Als das Licht vom Flur hereinfiel und Penny

traf, wich Dorian zurück und wandte den Kopf ab. »Es klang, als bräuchtest du Hilfe«, erklärte er verlegen. Das Licht vom Korridor ließ keinen Zweifel daran, dass Penny nackt war.

Es war ihr offenbar peinlich, aber sie hatte keine Zeit, sich um die Schicklichkeit zu scheren, und trat einfach hinter

den Türflügel. »Er hustet und spuckt Blut. Lady Rose, würdet Ihr mir Handtücher und Wasser bringen? Dorian, du kannst draußen bleiben.«

Dorian hatte sich längst ganz umgedreht. »Ich lasse sofort alles bringen«, versprach Rose. »Dorian sorgt unterdessen dafür, dass niemand

hereinkommt. Also sperrt nicht ab, bis ich wieder da bin.« Damit verschwand sie.

Penny schloss die Tür, trat an den kleinen Tisch und entzündete die Lampe, die dort bereitstand, da die Kerzen verbraucht und zu Stummeln heruntergebrannt waren. Im warmen Licht konnte

sie mich nun also sehen,
wie ich inmitten dunkler
Blutflecken am Boden
lag. Ihre Miene war
beherrscht, aber obwohl
ich der Ohnmacht nahe
war, erkannte ich genau,
dass ihr keineswegs
gefiel, was sie sah. Sie
hockte sich neben mich
und machte Anstalten,
mich aus den Blutlachen
zu ziehen. Ich hätte ihr

gern geholfen, konnte
aber nicht viel beisteuern.
Nach Jahren ehrlicher
Arbeit war Penelope
jedoch recht kräftig
geworden, und so gelang
es ihr, mich vorsichtig in
einen sauberen Bereich zu
ziehen. Anschließend hob
sie das Bettzeug auf, legte
es aufs Bett und strich es
glatt. Wie durch ein

Wunder hatte es kaum
Flecken abbekommen.

Nach ein paar Minuten
kehrte Rose zurück und
brachte einen Eimer und
mehrere große
Handtücher mit. Dorian
hielt an der Tür ein paar
Lappen und einen zweiten
Eimer bereit. Er blickte
eisern zu Boden, bis ihm
Rose die Last
abgenommen hatte und er

die Tür von außen schließen konnte. Dann drehten mich die beiden Frauen auf die Seite und schoben mir ein kleines Kissen unter den Kopf, um die Atmung zu erleichtern. Schließlich wischten sie, so gut es ging, das Blut vom Boden auf.

Irgendwann während der Arbeit wechselten die

beiden Frauen einen
Blick. Pennys
Dankbarkeit war
unverkennbar. »Ich werde
nie vergessen, was Ihr für
mich getan habt«,
versicherte sie der
Adligen.

»Ihr seid ganz blutig.«
Rose nahm ein Handtuch
und tupfte Pennys Gesicht
ab. »Braucht Ihr meine

Hilfe, wenn Ihr ihn säubert?«

»Nein, danke, das schaffe ich schon«, antwortete Penny.

Sobald Rose gegangen war, nahm Penny den zweiten Eimer und die sauberen Lumpen und entfernte die Blutflecken von meiner Haut. Es dauerte eine Weile, und ich hielt die ganze Zeit

über die Augen geschlossen, zumal ich ohnehin zu schwach war, um zu protestieren. Als sie mich so weit gesäubert hatte, wie es eben möglich war, trat sie vor den Spiegel und reinigte sich selbst, während ich in einen gnädigen Schlummer sank.

Ein paar Stunden später

wachte ich auf. Ich lag
auf dem kalten Boden und
war mit einer dünnen
Decke zugedeckt.
Eigentlich hätte ich vor
Kälte schaudern müssen,
aber Penny hatte sich an
meinen Rücken
geschmiegt und vertrieb
die Kälte mit ihrer
eigenen Wärme. Wieder
versuchte ich, mich

aufzurichten, und auch
jetzt drehte sich alles um
mich. Abermals begann
ich zu husten, doch dieses
Mal erreichte ich
rechtzeitig das
Nachtgeschirr und
verschmutzte den Raum
nicht noch einmal.

Sie legte mir eine
warme Hand auf den
Arm. »Ich helfe dir ins
Bett.« Ich dachte, ich

könnte es allein schaffen,
doch das erwies sich als
falsch. Penny stützte
mich und trug den
größten Teil der Last,
indem sie die Arme unter
meine Achseln schob.
Schmerzen durchzuckten
mich, als die Rippen
belastet wurden, was
meinen Beinen jedoch
neue Kraft verlieh, sodass
ich ihr helfen konnte.

Endlich lag ich im Bett,
und sie deckte mich zu.

»Penny, du musst das
nicht alles für mich tun«,
sagte ich, als sie sich über
mich beugte. Eine Flut
dunkler Locken fiel ihr
ins Gesicht. Mein
wiedererwachtes
Sprachvermögen
versetzte mich sogar
selbst in Erstaunen. Sie

sah mich mit einem seltsamen Ausdruck an, die Augen weit geöffnet, das Gesicht dicht vor meinem. Die Zeit blieb einen Augenblick lang stehen, angehalten von einer Kraft, die ich nicht begreifen konnte, bis sie noch näher kam und mich zärtlich küsste.

»Ich werde tun, was ich will, Mordecai Eldridge,

und weder der Tod noch
Herzöge oder Doktoren
können mich von dir
trennen.« Ich hätte
weinen mögen, war
jedoch viel zu schwach,
und mein Körper wirkte
wie ausgetrocknet.
Tausend Antworten
schossen mir durch den
Kopf, aber ich hatte
weder die Zeit noch die
Kraft, sie zu formulieren.

»Danke«, sagte ich nur und schloss wieder die Augen, während sie neben mir ins Bett schlüpfte. Ich wollte mit ihr reden und so viele Dinge erklären, doch ich schlief ein, geborgen in ihrer Umarmung.

Stunden später, kurz vor der Morgendämmerung, erwachte ich wieder.

Irgendwie hatte ich es geschafft, mich auf die Seite zu drehen. So schmerzhaft es gewesen sein musste, ich hatte es anscheinend nicht bemerkt. Pennys leiser Atem strich mir über den Hals. *Nun ist eine meiner schönsten Phantasien Wirklichkeit geworden, und ich bin außerstande, die Situation zu meinem*

Vorteil zu nutzen, dachte ich bei mir. Ich rückte eine Winzigkeit herum, gerade weit genug, um sie besser neben mir zu spüren. Ich gebe zu, selbst im Sterben bin ich noch ein Mann mit schmutzigen Gedanken.

Nach einer Weile wurde mir bewusst, dass sie mich anblickte. Sie war still aufgewacht und hatte

sich nicht bewegt.
*Wahrscheinlich denkt sie,
ich schlafe noch.* »Ich
lebe noch«, sagte ich.

»Ich weiß«, flüsterte sie
mir ins Ohr. Halb tot, wie
ich war, jagte es mir
dennoch einen
prickelnden Schauer über
die Wirbelsäule. Sie hielt
mich in den Armen – ich
konnte mir nichts

Schöneres wünschen.
Nach dreißig Minuten
fand ich dennoch, dass
ich den Moment zerstören
musste.

»Penny ...«

»Ja?«, antwortete sie.

»Ich muss Wasser
trinken. Mein Hals ist so
wund, dass ich kaum
schlucken kann, und
außerdem brauche ich
einen kleinen Moment für

mich.« Meine Blase machte sich trotz des Blutverlusts und der mangelnden Flüssigkeitszufuhr dringend bemerkbar. Sie holte mir Wasser, und ich trank vermutlich mehr, als es angesichts der Verfassung meines Magens ratsam gewesen wäre. Dann sah sie mich an.

»Wie wollen wir das jetzt anpacken?«, fragte sie.

Ich wusste, was sie meinte. »Wir? Ich bin vielleicht ein bisschen angeschlagen, aber verdammt will ich sein, ehe ich dich das machen lasse.« Das führte zu einem Streit, den ich verlor, aber immerhin

fanden wir einen
Kompromiss. Ich
wickelte mich in ein
Laken und stellte mich
ans Fenster, wo ich mich
an die Wand lehnen
konnte. Sie blieb ein
Stückchen hinter mir und
war bereit, mich
aufzufangen, falls ich
stürzte.

Mehrere peinliche
Minuten später war ich

wieder im Bett. Ich dachte, sie werde sich jetzt gleich ankleiden und gehen. Schließlich hatte sie ja ihre Arbeitsstelle. Doch ich irrte mich. Wieder glitt sie neben mir unter die Decke. Ich dachte an den Kuss, den sie mir am vergangenen Abend gegeben hatte, und wünschte sehr, ich wäre bei besserer Gesundheit.

Die Wunschfee erhörte mich jedoch nicht.

Wir schliefen nicht, sondern ruhten aus und blieben dabei hellwach. Na ja, ich jedenfalls. Ich bin nicht sicher, welchen Grund sie überhaupt noch hatte, im Bett zu bleiben. »Der Arzt hat gesagt, du würdest sterben«, gestand sie mir dann.

»Ich hoffe, er irrt sich noch öfter«, entgegnete ich. »Ich hätte durchaus sterben können, doch es ist mir in der letzten Nacht gelungen, einiges in Ordnung zu bringen.« Das machte sie neugierig, also musste ich ihr erklären, was ich in den vergangenen Stunden getan hatte. Nach einer Weile hatte dann auch ich

eine Frage.

»Ich glaube, Rose hat dir ein Nachthemd gebracht. Ich habe es auf dem Tisch liegen sehen.«
Es gefiel mir nicht, es erwähnen zu müssen.

»Ja, das hat sie getan.«
Eine schlichte Aussage.

»Warum hast du es nicht angezogen?« Die Dummheit stirbt nie aus.

Offensichtlich ging es mir viel besser, weil die meine schon wieder gut bei Kräften war.

»Fürchtest du, meinen Ruf noch weiter zu beschädigen?«, fragte sie.

Ich spannte mich an, doch sie nahm es offenbar gelassen. »Ja. Warte, nein, das ist nicht das, was ich meinte.« Das waren wieder die

üblichen Schwierigkeiten,
mich richtig
auszudrücken, wann
immer Penny in der Nähe
war.

»Er mag mir die
Unschuld genommen
haben, aber ich werde
diese Stunden hier nie
vergessen, und sei es nur,
weil du zu schwach warst,
mir zu entkommen.« Zorn
und Trauer schimmerten

gleichberechtigt in ihren Worten durch.

»Nein, das hat er nicht getan, Penny. Das wollte ich dir schon seit Tagen erklären«, entgegnete ich.

»Was denn? Woher weißt du das?« Sie machte Anstalten, schon wieder wütend zu werden. Ich hatte Angst, der Streit des vergangenen Tages

könnte sich wiederholen.
*Wenn ich es ihr nur
zeigen könnte, um all die
Missverständnisse und
Irrtümer aufzuklären.* Da
fiel mir etwas ein. Hätte
ich von den Gefahren
gewusst, die so etwas mit
sich bringt, ich hätte es,
besonders im Lichte
meiner mangelnden
Erfahrung, gewiss nicht
versucht.

»Lass es mich dir zeigen, Penny. Ich glaube, ich weiß, wie es geht. Vertraust du mir?«
Eindringlich blickte ich sie an, weil ich nicht wusste, wie sie reagieren würde.

»Magie?«, fragte sie.

Ich nickte und fürchtete schon, sie werde sich weigern, doch das tat sie nicht.

»Na gut, was soll ich tun?«, antwortete sie. Darauf drehte ich mich herum, was mir am ganzen Körper Schmerzen bereitete, weil ich unbedingt ihr Gesicht sehen wollte. Als Novize im Bett hatte ich nicht bedacht, wie sich unsere Arme und Beine in dieser Situation verhalten

würden. Einfältigerweise hatte ich angenommen, sie werde ein wenig abrücken, damit wir einander ansehen konnten, ohne uns zu berühren, so wie wir es in den unschuldigen Tagen unserer Kindheit getan hatten. Stattdessen schob sie aber ein Bein unter meines und legte den Arm um meine Taille.

Glücklicherweise war die Bettdecke hochgezogen, denn so langsam fühlte ich mich gut genug, um auf die Nähe mit einer eindeutigen Regung zu reagieren.

Ich bemühte mich allerdings nach Kräften, derlei Anwandlungen zu unterdrücken, und holte tief Luft. Der Schmerz, den dies verursachte, trug

ein Gutteil dazu bei,
meine Aufmerksamkeit
wieder auf mein
Vorhaben zu lenken.

»Was jetzt?«, sagte sie.

»Ich muss einen
Augenblick lang dein
Gesicht berühren. Ich
glaube, das wird
ausreichen.« Nickend
willigte sie ein. Bisher
hatte ich nur ein

lycianisches Wort
gelernt, das sich auf den
Geist bezog. Ich nahm an,
es sei genug, um mir zu
helfen, das zu tun, was
ich tun wollte. »*Mirren.*«
Gleichzeitig dehnte ich
mein Bewusstsein aus,
um ihres zu berühren. Ich
hob die Hand, um sie auf
ihr Gesicht zu legen, doch
sie wartete nicht darauf,
und als ich mich bewegte,

beugte sie sich vor und küsste mich.

Die Welt verschwand. Das Gefühl war jenem ähnlich, das ich schon bei Marcs Pferd gehabt hatte, und zugleich doch anders. Es war kein plötzliches Hineinstürzen, und ich hatte auch nicht den Eindruck, meinen eigenen Körper zu verlassen. Vielmehr verschmolzen

unsere Geister
miteinander, während
unsere Gedanken und
Gefühle
ineinanderströmten. Ihren
Körper konnte ich ebenso
wie meinen spüren, aber
es blieb immer noch ihr
eigener, und dies war ein
Unterschied. In gewisser
Weise war es weniger
umfassend, aber doch

unendlich sanfter.

Worte waren jetzt nutzlos. Für das Herz sind die Worte nur ein dünner Schleier, der sich über die Wahrheit der Erlebnisse legt. Noch einmal durchlebte ich jene Nacht, erinnerte mich an das, was ich getan und wie ich sie gefunden hatte, welche Gefühle mich durchflutet hatten. Sie

dagegen zeigte mir ihre eigenen Erinnerungen davor und danach, sobald sie erwacht war. Die Qualen, die sie danach durchlitten hatte, beschämten mich, weil ich viel zu wenig getan hatte, um sie zu suchen und es zu erklären. Aber dann gab sie mir zu verstehen, ich solle loslassen und mir selbst

verzeihen. Auf ihrer Seite wichen die Panik und der Schrecken einem warmen Verständnis für meinen Anteil. Ganz besonders kehrte sie immer wieder zu dem Moment zurück, als ich sie in jener Nacht behutsam ins Bett gebracht hatte. Sie schmeckte es, spürte den Gefühlen nach, die mich

erfüllt hatten, als ich sie betrachtet hatte, wie sie da zerbrechlich und schön im Bett gelegen hatte.

Am Rande bemerkte ich, dass wir uns immer noch küssten. Während der ganzen Zeit hatten wir die Umarmung nicht unterbrochen und uns kaum bewegt, es sei denn, um Atem zu schöpfen. Ich spürte, wie sie sich

der Situation bewusst wurde und wie ihr Herz nun schneller schlug. Die Erregung erwachte auch in mir, sodass ich beinahe die Verbindung verloren hätte. Aber ich stellte mich rasch darauf ein ... ich wollte sie noch nicht verlieren. Die

Veränderungen, die in ihr geschahen, konnte ich genau verfolgen, und sie

wusste ebenso, was in mir vorging. Die Regungen, die ich schon vorher bemerkt hatte, wurden allmählich zu stark, um sie noch zu unterdrücken, doch sie schreckte nicht zurück.

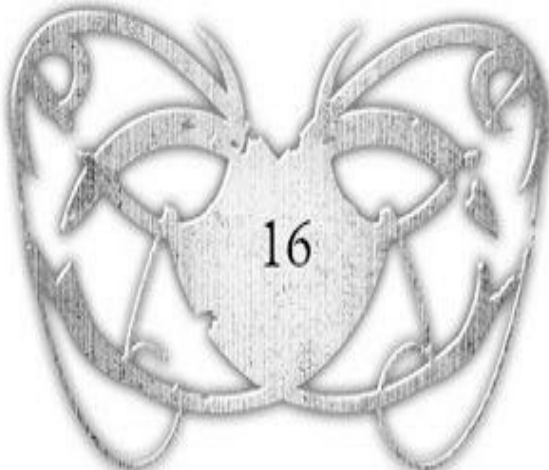
Bei alledem waren die Schmerzen in meinem Körper mindestens so stark wie die

angenehmeren Gefühle.
Vorsichtig drehte sie
mich auf den Rücken und
legte sich auf mich. Die
Dummheit dessen, was
wir taten, ließ mich einen
Augenblick zögern, doch
dann spürte ich ihren
klaren und entschlossenen
Gedanken. *Ich brauche
es, Mort. Ich muss die
Angst auslöschen, die er
in mir hinterlassen hat.*

Zwar waren es keine Worte, aber das war die Absicht, die sie mir vermittelte.

Ich verwarf all meine Zweifel, und was darauf folgte, war schmerzhaft und wundervoll zugleich. Ironischerweise hatte ich sogar stärkere Schmerzen als sie, was Anlass zu einem schönen Scherz gegeben hätte, so wir es

denn jemals jemandem
hätten erzählen wollen.
Ich bin sicher, dass wir
beide die Stunde, die nun
folgte, nie mehr
vergessen werden. Wir
blieben die ganze Zeit
über in Gedanken
verbunden, bis ich zu
müde war und der Schlaf
mich übermannte.



16

Die verschiedenen Herrscher

der Menschen, die Könige und die Adligen, pflegten seit jeher unerquickliche Beziehungen zu Zauberern und Magiern. Eine Person, die solche Macht besitzt, können sie nicht so leicht ignorieren. Derart mächtige Menschen sind aber ein zweischneidiges Schwert, das ebenso die Hand des Lords zerschneiden kann, der es führt, wie es dessen Feinde zu vernichten vermag. Weise Herrscher sind sich dieser Gefahr stets bewusst, denn sie mögen nicht leichtfertig auf die Vorteile verzichten, die ihnen ein

Zauberer bietet. Dennoch müssen sie immer misstrauisch gegenüber denjenigen sein, die mit einem einzigen Wort töten können.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Die Sonne spähte durch die Wolken, als Timothy im Garten hinter der Küche Unkraut jätete. Es war nur eine kleine Parzelle, gewiss nicht groß genug, um alle

Menschen zu speisen, die jeden Tag in der Burg aßen. Die meisten Lebensmittel wurden ohnehin mit Karren herbeigeschafft. Auf diesem kleinen Stück Land zog der Koch Kräuter, Gewürze und kleinere Zutaten, die am besten ganz frisch verarbeitet wurden. Diesen Auftrag bekam

Timothy recht häufig,
damit das Unkraut gar
nicht erst hochwuchs,
doch die Ernte erledigte
der Koch selbst, wann
immer er etwas brauchte.

Die meisten anderen
Jungs, die auf der Burg
von Lancaster und in der
Umgebung lebten,
mochten das Jäten nicht,
aber Timothy machte es
nichts aus. Er war Waise

und hatte unter den
Nachbarskindern nur
wenige Freunde
gefunden. Deshalb hatte
er trotz der Aufgaben, die
man ihm übertrug, häufig
Zeit. Der Garten war
voller sprießender
Pflanzen und frischer
Erde, ganz zu schweigen
von den Insekten und
anderen kleinen

Geschöpfen wie etwa den Fröschen. Er mochte die Frösche. Da Eile nicht nottat, beklagte sich der Koch auch nicht, wenn der Junge mehrere Stunden für die Aufgabe brauchte, solange er nur die Pflanzen nicht beschädigte. So jätete Timothy, redete mit den Fröschen, jätete wieder ein wenig und

beobachtete einen
Grashüpfer. Kleine
Jungen ließen sich schnell
ablenken, und Timothy
war keine Ausnahme.

Er hob den Kopf, als ein
Schatten über ihn fiel.
Vater Tonnsdale stand da
und lächelte ihn an. »Da
bist du ja! Ich hab dich
überall gesucht, Timmy!«

»Ich war doch die ganze
Zeit hier, Vater! Der

Koch mag es, wenn ich das Unkraut jäte, und es macht ihm auch nichts aus, wenn es eine Weile dauert.« Dann strahlte er Vater Tonnsdale an.

Der alte Priester zauste ihm freundlich die Haare. »Schon gut, Junge. Du sollst auch nur etwas für mich aus der Stadt holen.«

»Gewiss, Vater. Ich kann die Arbeit hier später beenden.« Timothy klopfte sich den Staub ab.

Vater Tonnsdale beschrieb ihm ein Haus in der Stadt, wo das wartete, was Timmy abholen sollte. Es sei ein kleines, aber schweres Päckchen, das möglicherweise Krüge enthalte. Der Junge sollte sofort losgehen und

es später in die Kapelle bringen.

»Was ist denn da drin?«, fragte Timmy neugierig.

Der alte Mann zwinkerte verschwörerisch. »Das ist ein Geheimnis. Eine Überraschung für Mordecai, sobald es ihm wieder besser geht. Etwas

wie ein Erbstück. Er wird sich freuen, wenn er es bekommt. Aber vergiss nicht, red mit niemandem darüber, bis du es mir gebracht hast. Wir können es ihm morgen zusammen zeigen, wenn es ihm wieder besser geht.«

Aufgeregt rannte Timothy los, erfüllt von der unerschöpflichen

Energie der Jugend. Er mochte Mordecai und hatte sich Sorgen gemacht, sein neuer Freund werde womöglich gar nicht mehr von dem Sturz genesen. Da er nun etwas für ihn tun konnte, fühlte er sich sofort besser.

Am Morgen nach dem Jagdausflug wartete Devon vor den

Gemächern des Herzogs. Man hatte ihn bereits in der Morgendämmerung gerufen. Binnen einer Viertelstunde war er zur Stelle gewesen und hatte seitdem mindestens eine Stunde gewartet. Der gute Herzog brachte seine Missbilligung schon dadurch zum Ausdruck, dass er Devon lange

hinhielt, was dieser auch ganz genau begriff.

Schließlich steckte ein Diener den Kopf zur Tür herein. »Der Herzog empfängt Euch jetzt.« Devon holte tief Luft und folgte ihm. Es war klar, dass es eine unangenehme Begegnung werden würde. Drinnen saß der Herzog an einem kleinen Tisch. Er hatte gerade

sein Frühstück beendet. Andere Sitzgelegenheiten gab es nicht, obwohl Devon sicher war, am Vortag sogar mehrere gesehen zu haben. Ein weiterer dezenter Hinweis. Also musste er stehen.

»Ihr habt mich rufen lassen, Durchlaucht?«, begann er, da James keine Anstalten machte, das

Gespräch aufzunehmen.

»Ich will mit dir über die Ereignisse des gestrigen Tages sprechen.« James war kein Mann, der lange um den heißen Brei herumredete, und jetzt wirkte er angespannt. Außerdem standen zwei bewaffnete Wächter in dem Zimmer bereit, was

einer unverhohlenen
Beleidigung äußerst
nahekam. Der Herzog
trug sich doch hoffentlich
nicht mit der Absicht,
Devon zu verhaften?

»Ah, damit habe ich
schon gerechnet,
Durchlaucht. Der junge
Dorian schien ganz außer
sich, als wir uns gestern
begegnet sind.« Das war
eine Untertreibung, aber

Devon wollte dem Herzog nicht die Worte in den Mund legen.

»Wenn du damit meinst, dass er hier hereingestürmt kam und deine sofortige Verhaftung, Aburteilung und Hinrichtung verlangt hat, ja, dann war er sicherlich ganz außer sich.« Die Miene des Herzogs ließ keinen

Zweifel daran, was er von der Angelegenheit hielt.

»Mir war gar nicht klar, dass er mir ernsthaft irgendeine Schuld zuweisen wollte. Ich hatte gehofft, er werde sich wieder abregen, nachdem er meine Erklärung gehört hatte.« Devon dachte natürlich nichts dergleichen, aber er

wollte auch nicht die kleinste Andeutung machen, sich irgendwie falsch verhalten zu haben. Aus langer Erfahrung wusste er, dass die Schweißhunde immer nur noch mehr Blut verlangten, nachdem sie die ersten Tropfen gewittert hatten.

»Seiner Darstellung nach hätte er dir beinahe

den Kopf abgeschlagen, ehe du dich überhaupt bemüht hast, Mordecai beizuspringen. Was ihm vorher zugestoßen ist und was du bis dahin getan hast, um ihm zu helfen, bleibt unklar. Das klingt nicht nach einem Mann, der bereit ist zu vergessen und zu vergeben.« Der Herzog sah Devon scharf an.

»Ganz ehrlich,
Durchlaucht, ich hatte mit
dem Unfall nichts zu tun
und musste einfach nur
angestrengt nachdenken,
wie ich ihm helfen
konnte, sobald ich ihn
erreicht hatte. Er war
gegen einen Baum
geprallt und atmete nicht
mehr. Dorian nahm ganz
ohne Grund an, es sei

meine Schuld. Wäre ich nicht bereit, auf seine Heißblütigkeit Rücksicht zu nehmen, so würde ich ihn vielleicht sogar wegen dieser Beleidigung zum Duell fordern.« In diesem Augenblick war er der Inbegriff selbstgerechter Empörung.

»Du wärest ein Narr, dies zu tun, denn er würde

schon in der ersten Minute dein Gedärm auf dem Boden verteilen.« James hielt einen Augenblick inne. »Wenn du nicht dazu beigetragen hast, den Unfall zu verursachen, was hast du dann getan, um Mordecais Leben zu retten?«

»Wenn ich ganz offen sein darf, Durchlaucht, so

muss ich zu meiner Schande gestehen, dass mir der junge Dorian zugesetzt hat, bis ich weder ein noch aus wusste. Er war drauf und dran, mir den Kopf abzuschlagen, und ich war ernstlich im Hintertreffen. Deshalb tat ich so, als wüsste ich einen Weg, Mordecai

wieder zum Atmen zu bringen. Der Gnade der Götter ist es zu verdanken, dass er sich genau in diesem Augenblick erholt hat, denn sonst wäre ich jetzt nicht hier.« Nun strahlte Devon Verlegenheit aus.

»Anscheinend trifft es sich gut, dass niemand den Sturz beobachtet hat. Meine Männer berichten

auch, dass sein Pferd, bevor es ihn abwarf, keinerlei Hinweise auf eine Verletzung gezeigt habe. Dorian hält dich für eine Art Zauberer.« James nahm an diesem Tag wirklich kein Blatt vor den Mund.

»Wenn ich das wäre, dann würde ich doch nicht zu einem so groben Mittel greifen. Um Eure

Frage aber zu
beantworten: Ich bin
natürlich kein Zauberer.
Meines Wissens gibt es
niemanden mehr, der über
nennenswerte Kräfte
verfügt.« Die
Halbwahrheiten kamen
Devon so leicht über die
Lippen, wie einem Fisch
das Wasser durch die
Kiemen strömt. Innerlich

lächelte er.

»Dann gibt es also keinen Beweis für irgendwelche

Verfehlungen.« Der

Herzog seufzte, als wäre er enttäuscht. »Allerdings

sind mir noch andere Dinge zu Ohren

gekommen. Dinge, die

Fragen über deinen

Charakter aufwerfen,

Devon Tremont.«

»Ich bin gern bereit, all
Eure Fragen zu
beantworten,
Durchlaucht. Freilich ist
es schwer, sich zu
verteidigen, wenn die
Ankläger nicht zugegen
und sogar unbekannt
sind«, erwiderte Devon.

Der Herzog stand auf,
und nun bemerkte Devon,
dass der Adlige ein
Schwert trug, ein

Umstand, der in seinen eigenen Gemächern als höchst ungewöhnlich gelten musste. Offensichtlich war der Herzog darauf vorbereitet, dass die Auseinandersetzung mit Devon eine unerfreuliche Wendung nehmen werde. »Man sagte mir, du hättest ein

Dienstmädchen belästigt und ihm deinen Willen aufgezwungen.« Dabei blitzten James' Augen auf.

Devons Gedanken rasten. Was wusste der Herzog? Was hatte man ihm erzählt? Und wer hatte es verraten? Das Vergehen selbst konnte keine schlimmeren Folgen als eine Geldstrafe

haben, und vielleicht
musste er lediglich
packen und abreisen. Sein
Stand schützte ihn vor
schlimmeren
Maßnahmen. Sogleich
kam ihm der Gedanke,
dass der Herzog die Sache
nicht wirklich energisch
verfolgen, sondern nur
darauf abzielen werde,
ihn in Verlegenheit zu
bringen. »Wer hat so

etwas behauptet,
Durchlaucht? Es ist
ungerecht, mich zu
beschuldigen, nur weil
jemand irgendwelche aus
der Luft gegriffenen
Gerüchte verbreitet.«
Äußerlich ließ er sich
nichts anmerken.

»Aus der Luft
gegriffene Gerüchte?«
James lachte, doch es war

ganz und gar ernst.
»Glaubst du wirklich, ich
stelle dich wegen bloßer
Gerüchte zur Rede? Es
gibt mindestens drei
Augenzeugen für deine
Tat. Ob du Tremonts
Sohn bist oder nicht, dein
Wort allein reicht nicht
aus, um diese Zeugen
aufzuwiegen.«

Tatsächlich hatte James
Lancaster gar nicht drei

Zeugen, sondern lediglich
Dorians Wort, dass es
drei Zeugen geben würde,
sobald Mordecai
erwachte und die
Angelegenheit endgültig
aufklärte.

»Ich weiß nicht einmal,
wer die junge Dame sein
soll, der ich mich
angeblich genähert habe«,
antwortete Devon.

Da lief das Gesicht des

Herzogs rot an. Er biss die Zähne zusammen und ging auf Devon los. Fast schien es, als wollte er sogar das Schwert ziehen, doch er hielt inne und baute sich eine Handbreit vor dem jungen Lord auf. »Reize mich nicht, Tremont! Die Hand deines Vaters kann dich hier nicht beschützen,

falls ich die Beherrschung
verliere. Wenn du noch
einmal meine
Dienstmädchen
belästigst, darfst du nicht
mit einer lächerlichen
Geldstrafe rechnen,
sondern ich werde deinen
verlogenen Kopf an den
Galgen hängen, und wenn
es deshalb einen Krieg
gibt!« Er spie diese
Worte aus, als hätte er

den Mund voller Nägel.

Devon wich zurück. Er wusste nicht, was er von dem Wutausbruch des Herzogs halten sollte, war aber keineswegs bereit, irgendwelche Zugeständnisse zu machen. »Ihr tötet gut daran, Euch an das Gebot der Höflichkeit zu halten, während ich unter Eurem Dach wohne. Wenn Ihr

mich offen beschuldigen
wollt, so tut es, denn
sonst beschädigt Ihr Eure
Ehre.«

James wurde
kreidebleich und beugte
sich vor. »Du wagst es,
mir gegenüber von
Gastfreundschaft zu
sprechen? Du nützigst
meine Untergebenen, du
vergreifst dich an denen,

die ich beschütze, und
willst dennoch das
Gastrecht für dich in
Anspruch nehmen? Merk
dir meine Worte: Wenn
mir zu Ohren kommt,
dass du in diesen Hallen
noch einmal jemanden
verletzt, dann lasse ich
dich kastrieren, wie es
schon dein Vater hätte tun
sollen, bevor er sich zu
deiner Mutter legte.

Verschwinde aus meinem Angesicht! Du hast noch Zeit bis zum Ende der Woche, danach aber reist du ab. Hebe dir die Hurerei auf, bis du nach Tremont zurückkehrst!« Damit endete der Herzog und trat einen Schritt zur Seite, um mit dem Rücken zu Devon stehen zu bleiben, bis dieser den Raum verlassen hatte.

Sobald er draußen war, trat Genevieve ein, die das Gespräch belauscht hatte. »Bist du sicher, dass es klug ist, so mit ihm umzuspringen? Sein Vater könnte dich vor die Versammlung der Lords zitieren.«

»Er ist der vaterlose Sohn einer Hure!«, rief James nun erheblich

lauter, da Devon
gegangen war. Es dauerte
mehrere Minuten, bis er
sich beruhigt hatte.
Innerlich stimmte sie ihm
aus ganzem Herzen zu.
Ihr Gemahl fuhr selten
aus der Haut, dann aber
nie ohne guten Grund. Sie
war stolz auf ihn, weil er
lieber alles aufs Spiel
setzte, als einen Übergriff
gegen seine Untergebenen

hinzunehmen.

Später an diesem Tag, noch vor der Stunde des Mittagsmahls, klopfte jemand an meine Tür. Ich hatte zuvor ein herzhaftes Frühstück zu mir genommen, und meine Kräfte schienen zwar zurückzukehren, aber ich fühlte mich noch nicht stark genug, um herumzulaufen und selbst

zur Tür zu gehen.
Glücklicherweise war
Penny noch bei mir,
inzwischen allerdings
angekleidet. Sie hatte sich
darüber ausgelassen, wie
gut es wäre, mir einen
Badezuber bringen zu
lassen und mich wirklich
gründlich zu reinigen. Ich
war nicht sehr scharf
darauf, aber sie schien

regelrecht vernarrt in diese Idee. Nun stand sie auf und öffnete für mich die Tür.

Draußen stand Vater Tonnsdale. »Darf ich eintreten?«

Penny wollte ihn schon wegschicken, doch ich winkte ihr. Mir war durchaus nach etwas Gesellschaft zumute. Also kam er herein und

zog sich einen Stuhl ans Bett. »Ich habe gestern vor deinem Unfall mit dem Herzog gesprochen. Er hat mir verraten, dass uns etwas verbindet.« Damit sah er mich vielsagend an und warf einen Blick zu Penny hinüber.

»Keine Sorge, Vater, sie ist im Bilde«, antwortete ich. Eine Folge unserer

Verbindung war, dass Penny jetzt sehr viel mehr über mich wusste als zuvor. Zumeist betraf dies Ereignisse jüngerer Datums, unsere Gefühle und alles, was wir während dieser glückseligen Stunde miteinander geteilt hatten. Dagegen hätte ich beispielsweise den

Geburtstag ihrer Mutter nicht nennen können. Was daran lag, dass wir diesen Punkt einfach nicht berührt hatten.

»Ah, dann ist es gut. Der Herzog dachte, du möchtest vielleicht etwas mehr über die Ereignisse jener schrecklichen Nacht erfahren.« Seine Miene verriet eine Mischung aus Trauer und Wehmut.

»Ja, was immer Ihr mir erzählen wollt. Ich war damals noch ein Säugling und freue mich also über alles, was mir hilft, es zu verstehen.« Ich war dankbar, mit jemandem sprechen zu können, der tatsächlich dabei gewesen war.

Die nächste Stunde verbrachte er damit, mir die Ereignisse dieser

schrecklichen Nacht zu
schildern, die aus seiner
Sicht allerdings recht
langweilig verlaufen war.
Er hatte gefastet, um sich
auf die Frühlingsandacht
vorzubereiten, die am
nächsten Morgen
stattfinden sollte. Dies
war ein Feiertag, den alle
Anhänger des
Abendsterns Millicenth

beginnen. Der Abendstern war in Lothion eine beliebte Göttin und wurde von den Camerons und den Lancasters verehrt.

Er hatte also den ganzen Abend fastend in der Kapelle verbracht und das Abendessen ausgelassen, was ihm letztlich das Leben gerettet hat. Als das Feuer auf der Burg ausbrach, kam er heraus,

um nach dem Rechten zu
sehen, doch sobald er die
Fremden in der
schwarzen Kluft
bemerkte, wurde ihm
klar, dass er sich besser
versteckt halten sollte.
Trotzdem schlugen sie
die Tür der Kapelle ein,
in der er sich
eingeschlossen hatte. Den
geheimen Lagerraum, in
dem die Reliquien der

Kirche über Nacht
aufbewahrt wurden und in
dem er sich versteckt
hielt, fanden sie
allerdings nicht. Er war in
dieser Nacht einer von
sehr wenigen
Überlebenden. Die
anderen starben am Gift,
in den Flammen oder
wurden niedergemacht,
wo immer die Mörder sie

aufgriffen.

Danach beschrieb er mir meine Eltern, auch wenn dies für mich nichts Neues mehr war. »Ich habe dann bei der Bestattung geholfen. Ein weiterer Priester kam hinzu, da es so viele Tote waren. Ich richtete die Camerons für die Beerdigung her. Der Leichnam deines Vaters

wurde jedoch nie
entdeckt, und deine
Mutter war ebenfalls
verschwunden. Dieser
Anhänger hier gehörte
deinem Großvater, dem
Grafen di'Cameron. Ich
bin sicher, er hätte
gewollt, dass du ihn
bekommst.«

Ich war, vorsichtig
ausgedrückt, sehr gerührt,
als ich das kleine Symbol

an die Lippen hob, um es zu küssen und mir um den Hals zu legen. Ebenso wie der Anhänger des Priesters verströmte er einen zarten goldenen Schimmer, ein Zeichen für die Verbindung mit der Göttin selbst. Ich bedankte mich von Herzen, und bald darauf ging er wieder. Eine

Weile starrte ich noch den silbernen Stern an, bis Penny sich neben mich setzte. »Macht es dich traurig, wenn du daran denkst?«

»Ein bisschen schon«, antwortete ich. »Meinen Großeltern bin ich nie begegnet. Über sie ist mir sogar noch weniger bekannt als über meine Eltern. Vor ein paar

Tagen habe ich allerdings überhaupt noch nichts gewusst. Irgendwie kommt mir alles unwirklich vor. Innerlich fühle ich mich immer noch wie Mordecai Eldridge und empfinde Schuld, weil ich für diese Menschen, die gestorben sind, nicht viel empfinden kann.« Penny verstand es, gut zuzuhören. Wir

redeten eine Weile, bis es abermals an der Tür klopfte.

Ehe Penny die Tür erreichte, öffnete Dorian sie von außen. »Seine Durchlaucht, Herzog James von Lancaster.« Gleich darauf schritt der Hausherr ohne weitere Vorwarnung herein. Er schien bei bester

Gesundheit, bewegte sich schnell, und sein Gesicht war leicht gerötet, als hätte er sich vor kurzer Zeit noch angestrengt. Ich wusste nicht, dass er kurz zuvor Devon Tremont zur Rede gestellt hatte, aber ich wäre gewiss froh gewesen, wenn er mir in aller Ausführlichkeit davon berichtet hätte.

Wie es aussah, war er

voller Tatendrang.
»Mordecai!«, begann er
recht laut. »Ich bin froh,
dich wach und gestärkt
vorzufinden.« Statt sich
den Stuhl
zurechtzurücken, setzte er
sich einfach auf die
Bettkante.

»Die Nachrichten über
mein Ableben waren
voreilig, Durchlaucht«,
antwortete ich lächelnd.

»Wie ich schon sagte,
nenn mich bitte James,
wenn wir allein sind«,
erinnerte er mich.

»Eigentlich wollte ich
deine

Einführungszereemonie

für morgen ansetzen und
dir heute Abend den
Treueid abnehmen, aber
wie es scheint, müssen
wir dies doch noch um

ein paar Tage
verschieben. Immerhin
kommst du wohl rasch
wieder zu Kräften.«

»Das verdanke ich
Penny, die sich wie ein
rettender Engel für mich
eingesetzt hat«,
entgegnete ich lächelnd.

»Ja, auch mit Penny
habe ich einige Dinge zu
besprechen.« Grimmig
sah er sie an.

»Ich kann dir gar nicht genug danken, dass du dich um meinen Neffen gekümmert hast«, sagte er. »Wie ich höre, bist du aber meine Gattin angegangen und hast darauf beharrt, dass Rose dir helfen solle, ihn zu finden.«

»Ja, Durchlaucht.« Sie schlug die Augen nieder.

»Weiter kam mir zu

Ohren, dass du manchmal die Gabe der Prophetie besäßest. Egal. Gestern hast du dich jedenfalls durchgesetzt und mir unmissverständlich zu verstehen gegeben, du würdest, wenn ich dich aus dem Zimmer wiese ... warte, wie hattest du dich ausgedrückt?« Er suchte nach den richtigen

Worten.

»Dann hättet Ihr einen Stummelfinger, Durchlaucht«, half sie ihm aus.

»Ja, genau. Und soweit ich weiß, hast du es durchaus ernst gemeint, meine Liebe.« Er lächelte wie ein Hund, der sich gerade die richtige Stelle für den Biss aussucht.

»Ja, Durchlaucht, und

ich meine es immer noch ernst«, erwiderte sie höflich.

»Dir ist natürlich klar, dass eine so freche Respektlosigkeit deinem Herrn gegenüber höchst unerfreuliche Konsequenzen haben kann. Ich könnte dich in den Hof bringen und für deine Aufsässigkeit auspeitschen lassen.« Er

sprach nicht mit
besonderem Nachdruck,
doch ich wollte schon
aufbegehren und aus dem
Bett steigen.

»Das könnt Ihr nicht
tun!«, widersprach ich,
doch er tat meinen
Einwand mit einer
Handbewegung ab.

»Ja, Durchlaucht, das
trifft zu«, erwiderte sie.

»Obendrein hast du
gestern ohne Erlaubnis
deinen Arbeitsplatz
verlassen und bist
seitdem auch nicht wieder
dort erschienen«, fuhr er
fort. »Du hast die
vergangene Nacht allein
in diesem Raum mit
meinem Neffen
verbracht.«

»Ja, Durchlaucht. Ich
wollte an seiner Seite

wachen, bis er tot wäre
oder bis ich sicher sein
konnte, dass er
weiterlebe.« Die Antwort
klang sogar ein wenig
trotzig.

»Andere hätten sich
ebenso gut um ihn
kümmern können. Es
entsprach wohl kaum der
Schicklichkeit, dass eine
junge Frau die ganze

Nacht hier verbringt.
Aber das ist dir
anscheinend egal,
Penelope. Oder?«

»Genau, Sir«, erwiderte
sie. »Ich will lieber
verdammt sein, als ihn
der Obhut anderer zu
überlassen.« Stolz
erwiderte sie seinen
Blick.

»Liebst du meinen
Neffen, Penelope?«

»Ja, Durchlaucht.« Sie wollte es nicht zurückhalten.

»Dann lässt du mir keine andere Möglichkeit. Penelope Cooper, ich entlasse dich aus meinen Diensten. Eine so respektlose Hausangestellte kann ich nicht brauchen. Du wirst binnen einer Stunde deine Sachen aus dem

Dienstbotenquartier
holen.« Er klang jetzt
todernst.

Mit dieser Reaktion
hatte Penny nicht
gerechnet. Irgendwie
hatte sie wohl
angenommen, ihre guten
Taten könnten ihre
Verfehlungen
überwiegen. Sie stand
einen Moment wie vor

den Kopf gestoßen und mit halb geöffnetem Mund da. Ein paar Sekunden später quollen ihr die Tränen aus den Augen, und sie wandte sich ab, um ihre Sachen zu holen, ehe jemand sie weinen sah.

»Geht noch nicht weg, Miss Cooper. Ich habe auch Mordecai einige Dinge zu sagen, die Ihr

als Erste hören sollt«, fügte James hinzu. »Mordecai, da du nicht ganz auf dem Damm bist, wirst du am Tanzvergnügen morgen Abend vermutlich nicht teilnehmen können. Dies ist aber unsere letzte Feier, ehe die Gäste nach Hause zurückkehren, daher wird es ein bedeutendes Ereignis.

Genevieve hat viel Zeit
mit der Planung
verbracht.«

»Das habe ich schon
gehört.« Ich war nicht
sicher, worauf der Herzog
hinauswollte.

»Genevieve bat mich,
dir etwas auszurichten.
Falls du eine Dame im
Sinn hast, die du zu
diesem Ball mitbringen

wolltest, dann ist sie natürlich willkommen, auch wenn du nicht selbst anwesend sein kannst.« Er warf Penny einen Blick zu und lächelte boshaft. Danach griff er in die Jacke und zog eine Schriftrolle heraus, die er aufs Bett warf. »Der Treueid muss wie alles andere warten, aber das Land, der Titel und die

Vorrechte gehören jetzt Euch, Graf di'Cameron.«

Ich starrte ihn offenen Mundes an. »Es ist mir eine Ehre. Ich ...« Mir fiel nichts ein, was ich dazu sagen konnte.

»Als mein Gast und als ebenbürtiger Lord dürft Ihr innerhalb vernünftiger Grenzen natürlich ein eigenes Gefolge unterhalten. Falls Ihr eine

Frau, eine Gefährtin oder auch nur eine Begleiterin habt, so darf sie selbstverständlich bei Euch bleiben. Es steht mir nicht zu, über einen adligen Grundbesitzer zu urteilen.

Annäherungsversuche meinen Bediensteten gegenüber würden jedoch als schwere Verfehlung

gelten. Ich vertraue
darauf, dass Ihr mein
Vertrauen nicht in dieser
Weise missbraucht.«
Dabei ließ er Penny keine
Sekunde aus den Augen.
»Verkauft Euch nicht zu
billig, meine Liebe. Ihr
seid Euer Gewicht in
Gold wert, und wenn
mein Neffe so vernünftig
ist, dies zu erkennen, wird
er ein wohlhabender

Mann sein.« Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und ging.

Sobald sich die Tür geschlossen hatte, wechselten Penny und ich einen Blick. »Was, zur Hölle, war das denn?«

»Er dachte wohl, er täte uns einen Gefallen ... oder so«, antwortete ich.

»Ich habe gerade meinen Lebensunterhalt

verloren!« Sie war nicht sehr erbaut davon.

»Nun, ich bin bereit, dir eine neue Stellung anzubieten«, schlug ich vor.

»Als was denn? Als Oberkonkubine? Wenn du an so etwas denkst, dann solltest du schleunigst davon Abstand nehmen, denn in der letzten Nacht

haben wir ... das war
Magie, und ich bin nicht
im Vollbesitz meiner
Kräfte gewesen.« Sie war
drauf und dran, sich in
eine Rage
hineinzusteigern.

Natürlich hatte ich nichts
Derartiges auch nur
angedeutet.

Behutsam atmend schob
ich mich aus dem Bett
heraus und ging auf sie

zu. »So etwas würde ich dir niemals vorschlagen, Penny. Der Herzog hat nur deutlich gemacht, dass wir zusammenbleiben können, was auch immer wir vorspiegeln oder wie wir die Beziehung auch nennen.«

»*Was wir vorspiegeln* – hörst du dich eigentlich selbst reden, Mort? Nur

weil du jetzt der
verdammte Graf
di'Cameron bist, werde
ich nicht fröhlich meine
Sachen packen und als
deine Dirne hier
einziehen!« Ich hatte sie
fast erreicht, doch nun
wich sie zurück.
Angesichts meiner
angeschlagenen
Verfassung war ich nicht

in der Lage, sie durch das ganze Zimmer zu jagen. Also versuchte ich es mit einer anderen Taktik.

»Eine Gefährtin ist nicht zwingend eine Prostituierte, Penny. Wenn du einen schöneren Titel haben möchtest, kannst du auch meine Leibdienerin sein.« Nach diesem ausgesprochen raffinierten Schachzug

setzte ich ein schiefes Grinsen auf. Es glückte. Sie lief rot an und ging mit gebleckten Zähnen und vorgestreckten Krallen auf mich los.

»Du eingebildeter Lackaffe!« Mit einem Kreischen, auf das jede Todesfee stolz gewesen wäre, stürzte sie sich auf mich. Ich packte jedoch ihre Handgelenke, um sie

niederzuringen.

Dummerweise beruhte
die Kraft meines
Oberkörpers zu einem
großen Teil auf den
Muskeln, die am
Brustkorb ansetzten, und
meine Rippen waren in
einem erbärmlichen
Zustand. Ich glaube, ich
hatte bereits erwähnt, wie
ungeheuer klug ich

manchmal sein kann.

Die Schmerzen durchzuckten mich, als ich mit ihr rang, damit sie einen Augenblick lang den Mund hielt. Trotz der Pein gelang es mir, sie an mich zu ziehen und in die Arme zu nehmen, worauf sie mich biss. *Sie biss mich!* Ich hielt jedoch eisern fest, trat einen Schritt zurück und ließ

mich auf das Bett fallen,
ohne sie freizugeben. Als
sie dann auf mich fiel,
blühten neue Schmerzen
auf. Ich drehte mich,
legte mich auf sie und
hielt sie fest. Hatte ich
schon erwähnt, dass sie so
stark wie eine Wildkatze
war? Aber wenigstens
hatte ich sie gefangen.
»Ich begehe nicht noch
einmal den gleichen

Fehler wie bei unserem letzten Streit.« Mein Gesicht war nur noch eine Handbreit über dem ihren. »Du wirst nicht abhauen, solange ich rede.«

Sie funkelte mich mit gerötetem Gesicht an, entspannte sich aber ein wenig. »Dafür wirst du büßen, wenn ich wieder

frei bin, und du hast doch sowieso nicht genug Kraft, um mich lange festzuhalten.«

»Ich brauche auch nicht lange, und so weit reicht meine Kraft durchaus. Penelope Cooper, willst du mich heiraten?« Mein Plan war so genial, dass sie abrupt innehielt.

»Was?«, antwortete sie.

»Ich habe dich gefragt,

ob du mich heiraten willst«, wiederholte ich langsam und deutlich – und so charmant, wie ich nur konnte.

»Ich bin von niedrigem Stand, du Idiot«, antwortete sie.

»Ich auch.«

»Nicht mehr. Du bist jetzt der verdammte vornehme Graf di'Cameron.« Es klang

enttäuscht, und doch
entdeckte ich in ihrer
Miene einen Funken
Hoffnung.

»Ich hätte dich vorher
heiraten können, und
niemanden hätte es
gekümmert, und soweit
ich weiß, gibt es kein
Gesetz, das mir jetzt
verbietet, zu heiraten,
wen ich will.« Sie

kämpfte nicht mehr, also ließ ich sie los.

»Ich will dich aber nicht heiraten«, protestierte sie. »Du siehst so komisch aus.« Ihre Augen waren feucht.

Ich beugte mich vor und küsste sie. Sie erwiderte den Kuss und knurrte dabei tief in der Kehle. Als ich Luft holte, sah sie mich an. »Das ist der

dümmste Antrag, den jemals ein Mädchen bekommen hat.« Ich küsste sie wieder und gab mir nun Mühe. »Du hast nicht einmal einen Ring«, murmelte sie danach. Ich küsste sie ein weiteres Mal, und jetzt hörte sie auf, sich zu beklagen.

Eine Weile später lagen wir erschöpft auf dem Bett. Das heißt, ich war

erschöpft. Trotz meiner Jugend war ich nicht in der Verfassung, mich auf Ringkämpfe und ... na ja, auch noch auf andere Dinge einzulassen. Aber das war es wert. Schließlich fiel mir etwas ein. »War das jetzt ein Ja?«

Verschlagen sah sie mich an. »Ich habe mich

noch nicht endgültig
entschieden.«

Ich warf ein Kissen
nach ihr. Damit begann
ein Scharmützel, in dem
sie sich schließlich
geschlagen gab. »Gut,
gut! Ja, ich heirate dich!«
Dabei lachte sie.

Später lag ich da und
dachte nach. Trotz des
großen Glücks, das ich im
Augenblick genoss, hatte

ich noch immer ein recht
großes Problem: Devon
Tremont. Er hatte Penny
schon einmal angegriffen
und anschließend
versucht, mich zu töten.
Außerdem war ich mir
ziemlich sicher, dass er
den Lancasters jede
Menge Ärger bereiten
wollte. Leider hatte ich
keine Ahnung, wie ich ihn
an alledem hindern

konnte. Dann klopfte es wieder einmal an der Tür.

Penny war schon nach unten gegangen, um ihre Sachen zu holen, deshalb öffnete ich unter Mühen selbst. Das Leben ist manchmal eine rechte Plackerei. Dorian und Marc standen draußen. »Du lebst ja wirklich noch!«, rief Marc. Ich

machte Platz und ließ sie eintreten.

»Welchem Umstand verdanke ich die Ehre eures Besuchs?«, stichelte ich.

»Braucht ein Mann einen Grund, um seinen Vetter zu besuchen?«, antwortete Marc.

»Dann hat dich dein Vater also eingeweiht?«

»Allerdings! Er hat mir

noch etwas für dich
mitgegeben.« Damit warf
er mir eine große Börse
zu, die ich beinahe fallen
gelassen hätte, denn sie
war sehr schwer.

»Was ist das?«, fragte
ich.

»Zweihundert
Goldmark. Vater hat
heute Morgen den
größten Teil von Seiner
Lordschaft bekommen

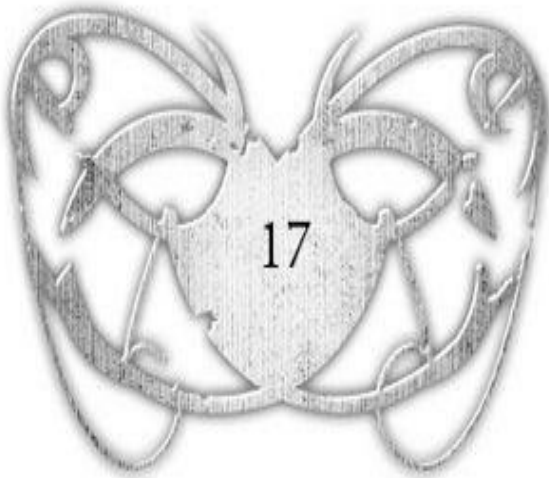
und den Rest aus eigener Tasche beglichen. Die beiden hatten eine höchst erstaunliche Unterhaltung.« Er erzählte mir, was er gehört hatte.

»Ha!«, lachte ich, als er geendet hatte. »Das ist ein guter Anfang, aber der Teufel muss sich immer noch für einiges

verantworten.« Da wir in dieser Hinsicht einer Meinung waren, verbrachten wir noch eine ganze Weile damit, die unangenehmen Dinge zu erörtern, die Lord Devon vor seiner Abreise zustößen mochten.

Diese Unterhaltung führte jedoch zu nichts, und ich wechselte schließlich das Thema.

»Übrigens, habe ich schon erwähnt, dass ich verlobt bin?« Daraufhin starrten sie mich an. Wir redeten abermals eine Weile, und jetzt schlug ich mich mit der Frage herum, wer denn wohl mein Trauzeuge sein sollte. Am Ende beschloss ich, das Problem vorläufig zu vertagen.



17

In der letzten Zeit sind Magier

immer seltener geworden. Als es noch mehr von ihnen gab, wagte es kein Herrscher, ohne die Unterstützung der Magie zu regieren. Seit die meisten alten Geschlechter aber ausgestorben sind, brauchen jene, die politische Macht besitzen, die Zauberer nicht mehr ganz so dringend, denn auch die Feinde verfügen nun über keine Magie mehr, die sie einsetzen könnten. Infolgedessen wurden die letzten Familien größtenteils durch Meuchelmörder ausgelöscht, die oft sogar von jenen geschickt wurden, denen die

*Zauberkundigen dienten.
Diejenigen Magier, die von
Gemeinen abstammen, müssen
mehr denn je um ihr Leben
fürchten, denn sie haben
niemanden, der sie schützt.*

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Im Quartier der
Dienstmägde holte Penny
ihre Siebensachen ab. Es
war keine umfangreiche
Aufgabe, denn sie besaß
ja nicht viel. Die beiden

Uniformen, die sie noch hatte, waren vielleicht für Ihre Nachfolgerin nützlich, außerdem gehörten sie ihr ohnehin nicht. Im Grunde waren es nur ein paar Nachthemden, ein selbst genähtes Kleid und einige Kleinigkeiten. Als alles auf einem Haufen lag, schien es erbärmlich wenig zu sein. Bisher war

ihr Leben ein langer,
beschwerlicher Weg
gewesen. Vielleicht
wurde es jetzt besser. Ein
letztes Mal setzte sie sich
auf das Bett und sah sich
um. Ihre Gedanken
wanderten zu dem Tag
zurück, an dem sie ihre
Arbeit aufgenommen
hatte.

Die Vision kam ohne
jede Vorwarnung. Ein

Mann ging einen Flur hinunter. Er trug eine braune Kutte und kam ihr irgendwie bekannt vor. In den Händen hielt er einen großen Tonkrug, und der Art und Weise, wie er sich bewegte, konnte man entnehmen, dass das Gefäß mit irgendetwas gefüllt war und äußerst schwer sein musste. Sie

sah, wie er die Küche betrat. Diesen Raum, in dem sie oft zu tun gehabt hatte, erkannte sie sofort. Der Koch merkte auf, sah den Mann und machte sich wortlos wieder an die Arbeit, weil ihm der Besucher gut bekannt war. Die Küchenjungen deckten draußen die Tische, darum waren die beiden Männer allein.

Die Gestalt mit der Kapuze trat zum Koch hin und sagte etwas, das Penny nicht verstehen konnte. Der Koch nickte und ging zur Hintertür hinaus, um aus dem kleinen Garten etwas zu holen. Sobald er draußen war, warf der Mann die Kapuze zurück und öffnete den Krug. Nun erkannte sie ihn und

fragte sich, was er dort zu suchen hatte. Er hob den Krug und goss den Inhalt in den großen Kessel, in dem die Suppe köchelte. Sie begriff sofort, dass in dem Behältnis gewiss keine gesunde Zutat war.

Nun verlagerte sich die Vision. Sie spürte, dass mehrere Stunden vergangen waren. Der

Ball hatte begonnen, die Menschen tanzten, doch etwas stimmte nicht. Sie sah sich selbst in einem langen Gewand mit Lord Devon tanzen, der lachte, als hätte gerade jemand einen Scherz gemacht. Rings um sie herum krümmten sich die Gäste und würgten. Blutlachen breiteten sich auf dem Boden aus, viele

Menschen schrien vor Schmerzen. Devon beugte sich vor, um sie zu küssen ... und nun schrie auch sie.

Darauf kam sie, immer noch schreiend, wieder zu sich. Ihr Gesicht war feucht vor Schweiß. *Nicht noch einmal!*, dachte sie. *Das darf nicht geschehen.* Dann erinnerte sie sich an Vater Tonnsdales

Geschichte über die Nacht, als auf der Burg Cameron alle Bewohner gestorben waren. Und nun wusste sie, was sie zu tun hatte. *Die Göttin möge mir verzeihen!*

Sie ließ die Sachen auf dem Bett liegen. Was sie in der Vision gesehen hatte, würde sich irgendwann in der nahen

Zukunft abspielen. So huschte sie durch den Flur zum Quartier des Schurken.

Der Weg nahm nur wenige Minuten in Anspruch. *Eine kurze Spanne, wenn man weiß, dass sich das Leben für immer verändern wird.* Gerade eben war sie noch glücklich gewesen und hatte sich auf ein Leben

gefreut, das sie sich in
den kühnsten Träumen
nicht erhofft hatte. Sie
hätte gleich wissen
sollen, dass es zu schön
war, um wahr zu werden.
Einen Moment lang
spielte sie mit dem
Gedanken, die anderen zu
warnen, doch gewiss
würde man ihr nicht
glauben, und der Mörder
würde sich einfach eine

andere Gelegenheit für seine Missetaten suchen. Die Welt war ungerecht, so viel war ihr klar. *Diese Lektion haben viele Menschen schon vor sechzehn Jahren gelernt, doch der Mörder läuft noch immer frei herum. Aber nicht mehr lange, dafür würde sie sorgen.*

Als sie die Tür fast

schon erreicht hatte, fiel ihr ein, dass sie eine Waffe brauchte. Der Mann, den sie töten wollte, war zu groß, als dass sie ihn unbewaffnet hätte angreifen können. Sie kehrte zur Haupthalle zurück und nahm ein eisernes Schüreisen an sich, das dazu diente, die großen Holzscheite im Kamin zu bewegen. Die

lange schwarze Stange
lag schwer in der Hand.
Wenn sie den Übeltäter
überraschen konnte, sollte
das Eisen seinen Zweck
erfüllen. Dann trat sie
durch die gewaltige
Flügeltür, die in die
Kapelle führte. Sobald sie
die Schwelle
überschritten hatte,
versteckte sie das
Schüreisen hinter dem

Rücken.

Die Kapelle war verlassen.

Wahrscheinlich hielt er sich in den Räumen hinter dem Altar auf. Ihr Herz schlug wie wild, doch sie konzentrierte sich auf ihr Vorhaben. Tatsächlich entdeckte sie ihn in seinem Studierzimmer, wo er sich über den

Schreibtisch beugte. Auf dem Tisch lag eine kleine erschauernde Gestalt. Vor Schreck wäre sie fast geflohen, doch sie beherrschte sich und packte die Eisenstange fester.

»Still, Timothy, entspann dich! Es ist bald vorbei. Die Göttin braucht alles, was du geben kannst.« Vater

Tonnsdale hatte dem Jungen die Hand auf die Stirn gelegt und hielt ihn nieder, während er seine Kräfte aus der Seele des Jungen stärkte. Timothy lag im Sterben, aber das war nötig, wenn er zu dem Werkzeug werden sollte, das Vater Tonnsdale benötigte. Ein kleines Geräusch erregte die Aufmerksamkeit des

Geistlichen. Erschrocken drehte er sich um und bemerkte die junge Frau, die gerade eingetreten war.

»Penny!« Er bemühte sich, ganz ruhig zu sprechen. »Timothy ist gestürzt. Könntest du mir helfen, ihn zu halten? Ich glaube, er hat einen Anfall!« Das war eine

erbärmliche Lüge, doch er war sicher, dass sie ihm glauben würde. Mindestens lange genug, um die Situation zu retten. Zwei Leichen waren schließlich fast so leicht zu verstecken wie eine.

Er wandte sich ab und sah Timothy an, weil er hoffte, auch ihre Aufmerksamkeit auf den

Jungen lenken zu können, während er insgeheim den Dolch ins Auge fasste, der auf dem Schreibtisch lag.

»Gewiss, Vater. Ich helfe Euch gern.« Sie näherte sich ihm, und gerade als er nach dem Dolch griff, schlug sie ihm die Eisenstange auf den Hinterkopf. Er stürzte wie vom Blitz getroffen

und sank hilflos zu Boden. Sein Hinterkopf war zertrümmert. Sie schlug noch einmal zu, um auch ganz sicher zu sein, dass er nie wieder aufstand. Dann ließ sie das Eisen fallen und sah nach Timothy.

Zu spät. Der Junge war tot, auch wenn er äußerlich noch unverletzt

schien. Seine Haut war erschlaft und hing in Falten am Körper, als wäre ihm etwas entnommen worden und hätte lediglich eine leere Hülle zurückgelassen. Der Anblick des Jungen machte ihr zu schaffen. *Wenn ich doch nur früher hier gewesen wäre. Vielleicht hätte ich auch dies verhindern können,*

dachte sie. Obwohl sie noch unter Schock stand und sich wie betäubt fühlte, ihre Gedanken waren doch klar.

Dafür werden sie mich hängen. Es war hoffnungslos, denn es gab keinen Beweis dafür, dass der gute Vater irgendetwas anderes war als der Mann, den alle kannten. Timothy's

Leichnam war kein Beweis, denn es gab keine äußeren Zeichen, dass man dem Jungen irgendetwas angetan hätte. Und selbst wenn, sie war die einzige Überlebende, und sie war diejenige, die gerade einen Priester erschlagen hatte. Noch einmal vergewisserte sie sich,

dass der Mann wirklich tot war. Es wäre sinnlos, für ein Verbrechen zu hängen, das sie nicht vollendet hatte.

Niemand hat mich eintreten sehen. Ein vielversprechender Gedanke. Wenn sie den Toten verstecken konnte, gelang es ihr vielleicht sogar, den Zeitpunkt hinauszuzögern, an dem

die Suche nach dem Mörder beginnen würde. Sie fasste den alten Mann bei den Beinen und wollte ihn wegzerren. »Was hast du bloß gegessen?«, sagte sie laut. Den fetten Hund konnte sie nicht sehr weit schleppen. Er wog sicherlich mehr als zweihundertfünfzig Pfund. Schließlich begnügte sie sich damit,

den Toten hinter den Schreibtisch zu ziehen, wo er von der Tür aus nicht zu sehen war. Timothy legte sie neben ihn, auch wenn sie ein ungutes Gefühl hatte, ihn an der Seite der Leiche seines Mörders zurückzulassen.

Schließlich holte sie die Schlüssel aus der Tasche

des Priesters und schloss
die Tür des
Arbeitszimmers hinter
sich ab. Mit etwas Glück
würde man die Toten erst
mit einiger Verzögerung
finden. In den nächsten
drei Tagen waren keine
Andachten geplant, daher
schien denkbar, dass der
Priester vorläufig nicht
vermisst wurde. Jetzt
musste sie nur noch

hinaus, ohne gesehen zu werden. Aus irgendeinem Grund hatte sie immer noch das Schüreisen in der Hand. *Ich hätte es drinnen lassen sollen*, dachte sie. Egal, sie würde es einfach zurücklegen. So vertraute sie auf ihr Glück und trat durch die Flügeltür der Kapelle in die große Halle.

Doch das Glück ließ sie im Stich. Genevieve, die Herzogin von Lancaster, kam geradewegs auf sie zu. »Guten Abend, Durchlaucht.« Penny deutete einen Knicks an.

»Guten Abend, Penny. Wie geht es Mordecai?«, fragte die Herzogin.

»Sehr gut, vielen Dank.«

»Ist das nicht ein Schüreisen«, fragte Genevieve mit hochgezogener Augenbraue.

»Ja, Durchlaucht. Ich habe die Scheite im Kamin verschoben, und dann fiel mir ein, dass ich Vater Tonnsdale etwas fragen wollte. Ich habe vergessen, es wegzustellen. Das werde

ich jetzt gleich tun.«
*Dumm, dumm! Das war
die schlechteste Lüge seit
Anbeginn der
Menschheit!*, dachte sie.

»Hast du ihn gefunden?
Ich würde ihn auch gern
sprechen«, fragte die
ältere Frau.

»Nein, leider nicht. Ich
weiß gar nicht, wo er ist.
Ich werde ihn später noch

einmal aufsuchen. Wenn ich ihn sehe, sage ich ihm, dass Ihr ihn ebenfalls sucht, Durchlaucht«, erwiderte sie.

»Das ist sehr freundlich. Nun, ich will dich nicht von dem abhalten, was du gerade tun wolltest.« Die Herzogin entfernte sich durch die große Halle.

Penny kehrte in das

Dienstmädchenzimmer zurück, nachdem sie das Schüreisen in einem Vorratsschrank für Putzmittel verstaut hatte. Trotz ihrer äußerlichen Ruhe rasten ihre Gedanken. *Die Herzogin hat mich gesehen*, dachte sie. Wenn sie den Toten fanden, was hoffentlich erst in ein paar Tagen geschah, würde man

Fragen stellen. Genevieve würde sich erinnern, Penny gesehen zu haben, und die Herzogin hatte nun auch das Schüreisen bemerkt. Der Verdacht würde sofort auf sie fallen, daran gab es keinen Zweifel mehr. *Sie werden mich hängen.* Diesen Gedanken konnte sie nicht mehr

abschütteln. Es gab keine Erklärung, die sie irgendwie entlasten könnte. Sie hatte nicht einmal das Gift gefunden. *Ich habe vergessen, mich danach umzusehen.* Sie spielte mit dem Gedanken, noch einmal umzukehren und es zu suchen, verwarf die Idee aber sofort wieder. Es gab kein Zurück mehr.

Dann dachte sie an Flucht. Sie konnte fliehen, alles mitnehmen, was sie jetzt noch besaß, und einfach weglaufen. Aber sie hatte kein Geld, keine Verwandten, bei denen sie sich verstecken, keinen Ort, zu dem sie gehen konnte. Wenn sie es Mordecai erzählte, würde er ihr vielleicht helfen. Nein, das war

nicht richtig, er würde ihr sogar ganz bestimmt helfen. Aber was konnte er schon tun? Wenn er mit ihr weglief, zerstörte er auch sein eigenes Leben. *Er ist jetzt der Graf di'Cameron, er könnte so viel verlieren. Ich bin gar nichts. Ich würde ihn nur mit in den Abgrund reißen.*

»Ich werde dafür sterben, das ist nicht mehr zu ändern. Nur darauf, wer mit mir untergeht, habe ich jetzt noch Einfluss.«, sagte sie sich laut. Den Konsequenzen ihrer Taten konnte sie nicht entgehen, aber sie konnte entscheiden, wen sie hineinzog. Wenn sie ihre Freunde um Hilfe bat,

kämen diese ebenfalls in
Bedrängnis. Die andere
Möglichkeit bestand
darin, die Gelegenheit zu
ergreifen und den Rest
ihres Lebens sinnvoll zu
nutzen. Wenn es galt,
einen anderen Menschen
zu finden, für den sie ihr
Leben verwirken wollte,
dann war die
Entscheidung nicht

schwer. Sobald der Entschluss gefasst war, kam eine tiefe Ruhe über sie, und sie machte sich einen Plan.

Ich war noch mit Marc und Dorian in ein Gespräch vertieft, als Penny zurückkehrte. Ich freute mich, sie zu sehen. Dorian wollte mich unbedingt überzeugen, dass Bier meine

Genesung stark beschleunigen werde, und Marc hatte angeboten, mehrere Krüge auf mein Zimmer schicken zu lassen. Wir waren jung und hatten nicht viel Erfahrung mit starken Getränken. Der Gedanke, so viel zu trinken, war eine neue und aufregende Idee. Allerdings wusste ich auch, dass ich jetzt

nicht in der richtigen
Verfassung dazu war.
Zudem bereitete Pennys
Erscheinen diesen Plänen
ein jähes Ende.

»Ah, Penny, die frisch
Verlobte!«, sagte Marc
charmant wie immer.

»Siehst du einen Ring
an meinem Finger,
Marcus Lancaster?« Sie
zeigte ihm die

ungeschmückte Hand.

»Das nicht, aber du hast doch schon Ja gesagt. Ist das nicht ein Grund zum Feiern?« Er fasste sie bei den Händen und zog sie zu einigen übermütigen Tanzschritten hinter sich her. Sie lächelte.

»Marc, wage ja nicht, irgendjemandem davon zu erzählen. Du auch nicht, Dorian!«, rief sie

über Marcs Schulter
hinweg.

»Penny, meine Liebe!
Ist es dir etwa peinlich,
wenn die Leute erfahren,
dass du diesen Lümmel
hier heiraten willst? Dann
solltest du es dir
vielleicht doch noch mal
überlegen. Schließlich
gibt es hier noch andere
willige Junggesellen.«
Marc warf sich in die

Brust und strich sich mit den Händen über die Jacke, wobei er boshaft grinste.

Dieser Wortwechsel weckte bei Penny eine gewisse Bestürzung, was ich ihr anmerkte, obwohl sie es zu verbergen suchte. Sie schlug die Augen nieder, als wäre sie auf einmal schüchtern.

»Ehrlich, ich bin noch nicht bereit, es öffentlich zu verkünden. Erst einmal muss ich es meinem Vater erzählen, und ich möchte auf keinen Fall, dass alle schon darüber reden, wenn ich selbst noch gar nicht so weit bin.« Sofort hatte ich den Eindruck, die Erklärung sei nur vorgeschoben, während Marc und Dorian

es ihr abkauften.

»Lass sie in Ruhe, Marc«, meinte Dorian.

»Für ein Mädchen ist die Heirat sehr wichtig. Das sollten wir ihr nicht verderben.«

»Schon gut, ich hab doch nur Spaß gemacht«, lenkte Marc ein und blickte drein wie ein begossener Pudel. Seit unserer Kindheit war er

der Possenreißer unter uns.

»Dorian«, sagte Penny, »könntest du mir einen Gefallen tun?«

»Aber sicher«, antwortete er.

»Ich muss mit Lady Rose über den morgigen Ball und ... und auch noch über andere Dinge reden. Könntest du ihr

etwas von mir ausrichten?
Ich möchte wissen, ob sie
heute Abend Zeit hat.«
Sie lächelte ihn strahlend
an. Ich wünschte, sie
hätte mich viel öfter so
angestrahlt.

Danach gingen Marc
und Dorian, und ich
machte mich über ein
Tablett mit Essen her, das
man mir eine Weile
vorher geschickt hatte.

Währenddessen überlegte ich, ob ich Penny auf ihr Täuschungsmanöver ansprechen sollte, denn ich war sicher, dass sie etwas verbarg. Allerdings erschien Rose, ehe ich sie fragen konnte.

»Ihr musstet doch nicht sofort zu mir kommen. Ich hätte Euch später noch aufgesucht«, sagte Penny.

»Unsinn, ich hatte
sowieso gerade
Langeweile«, wehrte
Rose ab.

Sie sprachen ein paar
Minuten miteinander.
Penny erklärte ihr, was
sie vorhatte. Anscheinend
freute sie sich auf den
Ballabend, den der
Herzog angesetzt hatte.
Damit hätte ich nie

gerechnet. Sie bat Rose um Rat, was sie anziehen und wie sie sich zurechtmachen solle.

»Geht nicht als Mordecais Begleiterin, denn er wird nicht an dem Ball teilnehmen. Ihr könntet doch mich begleiten«, schlug Rose vor. »So erregt Ihr weniger Aufmerksamkeit, und da er noch nicht als

Graf di'Cameron
eingeführt ist, genießt Ihr
als meine Freundin ein
höheres Ansehen.«

»Das ist schön«,
erwiderte Penny.

»Eigentlich wäre mir das
aber gar nicht so wichtig.
Meine größte Sorge ist
vielmehr, dass ich kein
Kleid habe. Angesichts
meiner Herkunft hätte ich
nie damit gerechnet, zu

einem solchen Fest
eingeladen zu werden.«

Rose lächelte sie an.
»Das ist überhaupt kein
Problem, meine Liebe.
Ich bin froh, dass Ihr
zuerst mich gerufen habt,
denn ich habe genau das
Richtige für Euch. Ihr
habt sowieso ungefähr
meine Größe.« Rose
Hightower mochte

sicherlich die größte Frau auf der Burg Lancaster sein, aber Penny war bestimmt nicht viel kleiner als sie.

»Mordecai«, wandte sie sich an mich, »Penny braucht ein paar gewisse Dinge, wenn Ihr sie behalten möchtet.«

Ich merkte auf. »Was braucht Ihr?«

Rose lächelte mich an.

»Zehn Goldmark sollten reichen.« Ich wäre fast erstickt. Das war genug, um einen ganzen Bauernhof zu kaufen. Sogar zwei, wenn man hart verhandelte. Mein Vater verdiente in einem Jahr nicht mehr als zwei oder drei Goldmark, wenn die Geschäfte sehr gut gingen. Das Gesicht, das ich schnitt, entging ihr

nicht. »Heraus damit,
mein Lord. Euer altes
Leben liegt hinter Euch,
und wenn Ihr nicht an
ihre Bedürfnisse denkt,
wird Penny darunter
leiden.«

Ich zählte das Geld ab
und überreichte es ihr,
woraufhin mir Rose auf
die Schulter klopfte.
»Guter Mann. Ihr werdet

es nicht bereuen, wenn
Ihr erst das Ergebnis seht.
Seid nur froh, dass ich
Euch meine Dienste nicht
in Rechnung stelle.«

Dann gingen sie, Rose
führte Penny am Arm. Ich
bin sicher, dass sie
kicherten, als sie den
Korridor hinunterliefen.

Sobald sie in Rose'
Gemächern angelangt
waren, führte sie Penny

eine Auswahl ihrer Kleider vor. Sie hatte vieles eingepackt, um auf alles vorbereitet zu sein.

Penny machte sich Sorgen. »Die sind viel zu schön für mich, Lady Rose.«

»Solange ihr nicht besser gekleidet seid als ich, ist für Euch nichts zu schön, meine Liebe.« Rose zwinkerte ihr zu.

»Vielleicht müssen wir den Saum von der Schneiderin etwas kürzen lassen, ansonsten aber ist die Länge für Euch gut. Wir wollen allerdings ein wenig von Eurem Fußgelenk zeigen, um den richtigen Eindruck zu machen.«

»Wenn Ihr die Frage erlaubt, Lady Rose, wozu

benötigen wir denn das Geld? Wenn Ihr mir ein Kleid leiht, dann brauchen wir doch gar nicht mehr«, wollte Penny wissen.

»Ich denke an die Zukunft, vor allem an Eure«, entgegnete Rose. Sie verschwendete keine Zeit und schickte eine Dienerin, die Schneiderin zu rufen. Sobald die Frau

eingetroffen war, begann eine angeregte Diskussion über Stoffe und Bekleidungsmoden. So vergingen mehrere Stunden, in denen Rose eine verwirrende Vielzahl von Dingen bestellte – Blusen und Strumpfbänder, Nachtkleider und Röcke. Am Ende kam sie mit der Frau überein, ihr fast fünf

Goldmark für eine
beeindruckende Auswahl
an Winter-und
Sommerkleidern und
sogar Ballkleidern zu
geben.

»Ich brauche aber
mehrere Wochen, um das
alles zu schneiden,
meine Lady«, warnte die
Frau.

»Das ist schon in

Ordnung. Aber schickt die Nachthemden und die Hauskleider zuerst, denn die wird sie schon bald brauchen.« Rose bezahlte die Frau und dachte offenbar keine Sekunde an die Möglichkeit, betrogen zu werden. Penny erkannte, dass dies auch nicht zu befürchten war. Adlige betrog man nicht, wenn man gute

Geschäfte machen und auch weiterhin seinen Lebensunterhalt verdienen wollte.

»Wozu ist der Rest des Geldes gedacht?«, fragte Penny, worauf Rose verschlagen grinste und ihr das Geld in die Hand drückte.

»Ich kann das nicht annehmen! Es ist doch gar nicht mein eigenes

Geld!«, protestierte sie.

»Ihr seid jetzt eine Lady, oder Ihr werdet es jedenfalls bald sein. Als Gräfin müsst Ihr wissen, wie man mit Geld umgeht. Noch wichtiger, man darf auf keinen Fall den Eindruck gewinnen, Ihr müsstet jeden Penny zweimal umdrehen. Benutzt es, verschwendet

es und sorgt dafür, dass die Leute es sehen, aber erweckt nie den Eindruck, unter Geldnot zu leiden.« Rose sah sie ernst an. »Das ist kein Scherz. Eure Zukunft hängt davon ab, dass Ihr diese Dinge lernt. Sobald Ihr Euren Jungen geheiratet habt, müsst Ihr ihn bewegen, Euch eine Apanage zu gewähren. Wenn die

Leute vermuten, er sei Euch gegenüber geizig, wird man annehmen, er sei pleite. Wenn man ihn aber für pleite hält, wird es schwierig für ihn. Lasst die Leute niemals Blut wittern.«

Penny sah ein, dass Rose recht hatte, kam sich aber trotzdem wie eine Betrügerin vor. Sie hatte ohnehin nicht mehr

die Absicht, Mordecai zu heiraten, denn sie würde schon die nächste Woche nicht überleben, ganz zu schweigen davon, die Kleider in Empfang zu nehmen, die Rose für sie bestellt hatte. Dennoch musste sie auch weiterhin den Schein wahren. Wenn die Edelfrau von ihrem Plan Wind bekam, war

alles vorbei.

Schließlich kamen sie wieder auf die Ballkleider zu sprechen. »Lady Rose, es mag seltsam klingen, aber ich fühle mich nicht sicher, wenn ich den Ball ohne Mordecai besuche. Glaubt Ihr nicht, es wäre besser, wenn ich ... wenn ich irgendetwas bei mir hätte?« Unsicher suchte sie den Blick der Adligen.

Rose begriff es sofort.
»Oje, eigentlich würde ich Euch gern sagen, dass Ihr nichts zu befürchten habt, aber ich weiß ja, warum Ihr so in Sorge seid.« Sie suchte etwas in ihrem Schrank und kehrte mit einem neuen Kleid zurück. Es hatte im Gegensatz zu den anderen, die enger saßen, weite und weich fallende

Ärmel. »Dies hier müsste gehen, auch wenn es eine Schande ist. Ihr habt so schöne Arme.«

Auch Penny gefielen die anderen Kleider besser, aber auf dem Ball war die Sicherheit das Wichtigste für sie. »Wie sollen mir denn die Ärmel helfen?«, fragte sie.

Rose grinste sie boshaft

an. »Ich vermute doch, Ihr wollt einen Dolch bei Euch tragen. Ist das richtig?«

Penny nickte.

»Und wenn man bedenkt, wie Eure Gefühle aussehen dürften, ist so etwas wie dies hier vermutlich nicht genug.« Sie zog ein kleines, schmales Messer aus dem Mieder.

»Habt Ihr das immer dabei?«, fragte Penny schockiert.

»Ein Mädchen muss jederzeit vorbereitet sein, auch wenn ich gerade sagte, dass Euch wohl nichts passieren wird. Aber wenn Ihr eine richtige Waffe tragen wollt«, sie trat an eine Kiste und kramte darin herum, »dann nehmt am

besten das hier.« Sie hielt einen zweischneidigen Dolch mit einer sieben Zoll langen Klinge hoch. »Dafür braucht Ihr aber Ärmel, weite Ärmel. Kommt her, ich zeige es Euch.« Sie zog eine seltsame Scheide für den Dolch hervor, an der mehrere Bänder hingen.

»Wird das Ding an das

Handgelenk geschnallt?«
Penny wusste nicht, was
sie von dieser Adligen
halten sollte, die sich mit
Klingen so gut
auszukennen schien.

»Normalerweise schon,
aber nicht auf einem Ball.
Ihr werdet einen Arm
heben und ihn dem
Gentleman auf die
Schulter legen. Dabei
könnte der Ärmel

zurückrutschen, und außerdem könnte er die Waffe spüren, wenn er Euer Handgelenk berührt. Deshalb ist der Unterarm heute ausgeschlossen.«

»Oh.«

»Eine Lady hat zwei Möglichkeiten, eine so große Waffe zu tragen. Man kann sie an die Wade schnallen, aber auch innen oder außen an

den Oberschenkel. Die Wade ist unpraktisch, wenn Ihr die Waffe rasch ziehen wollt, und wenn man sich für die Außenseite des Oberschenkels entscheidet, zerstört man die Anmut mancher Kleider. Ich ziehe die Innenseite des Oberschenkels vor, aber

das ist manchmal
unbequem, insbesondere
beim Tanz. Außerdem
muss das Kleid eigens
dafür geschneidert sein,
so wie dieses hier ...« Sie
schob die Hand zwischen
die Falten ihres Rocks
und zückte einen kleinen
Dolch, der jenem, den sie
Penny überlassen hatte,
sehr ähnlich war.
Offenbar gab es im Kleid

einen verborgenen Schlitz, durch den sie die Waffe erreichen konnte.

»Guter Gott, Lady Rose, Ihr seid ja eine wandelnde Waffenkammer!«, rief Penny.

»Vergesst das nur nicht!« Rose zwinkerte ihr zu.

»Habt Ihr jemals eine Waffe benötigt? Musstet Ihr schon einmal eine

Klinge einsetzen?«, fragte Penny neugierig.

»Noch nicht.

Gewöhnlich kann man auch die schlimmsten Strolche entmutigen, ehe es so weit kommt, aber es zahlt sich immer aus, gut vorbereitet zu sein.«

Voller Neid hörte Penny zu, wie Rose so keck über dieses Thema sprach.

»Aber wie soll ich nun das Messer tragen, wenn ich tanzen will?«, wollte Penny wissen.

»Hier.« Rose deutete auf die Innenseite ihres Oberarms. »Das ist zwar nicht sehr bequem, aber Euer Partner bemerkt es dort nicht, und wenn der Ärmel zurückrutscht, bleibt es verborgen. Zieht erst das Kleid an, dann

zeig ich Euch, wie man damit umgeht.« Penny schlüpfte in das Kleid, was mehrere Minuten in Anspruch nahm. Es passte ihr recht gut. »Und jetzt schnallen wir das Messer mit dem Griff nach unten an die Innenseite Eures Oberarms. Die Scheide ist so konstruiert, dass sie das Messer auch in dieser

Position festhält. Zeigt mir, wie Ihr es im Notfall zieht.«

Penny stieß die rechte Hand in den linken Ärmel und packte den Messergriff. »Nein,

nein!«, protestierte Rose.

»Wenn Ihr so vorgeht, dann ist er längst drei Schritte weit weg und ruft seine Mutter zu Hilfe.«

Penny lachte, als sie es

sich bildlich vorstellte.
»Kommt es nicht genau
darauf an? Ihn öffentlich
abzuwehren?«

Rose schüttelte den
Kopf. »Nicht öffentlich.
Damit verletzt Ihr seinen
Stolz und handelt Euch
selbst einen schlechten
Ruf ein. Wenn Ihr das
Messer wirklich braucht,
müsst Ihr ihm die
Schneide auf die Haut

setzen, ehe er es überhaupt bemerkt, damit Ihr ihm in aller Stille verdeutlichen könnt, was Ihr von ihm haltet. Sobald er seine Niederlage eingestanden hat, steckt Ihr das Messer wieder weg – und niemand ist gedemütigt. Jedenfalls nicht öffentlich.«

Die Methode, die Rose

ihr beschrieb, sagte Penny sehr zu, auch wenn sie nicht die Absicht hatte, die Klinge zur Selbstverteidigung einzusetzen.

Rose fuhr fort: »Als Frau dürft Ihr nie vergessen, dass Ihr Euren Vorteil größtenteils verspielt, wenn er Eure Absichten erkennt. Er ist größer, stärker und

wahrscheinlich auch
schneller als Ihr. Legt
anmutig die Hände
zusammen und schiebt sie
zu den Ellenbogen hoch,
als müsstet Ihr
nachdenken oder als wäre
Euch kalt. Von da aus
könnt Ihr den Griff leicht
erreichen.«

Penny fragte sich, wie
sie das während des
Tanzes tun konnte, wagte

aber nicht zu fragen, weil sie kein Misstrauen wecken wollte. Es gab allerdings auch noch eine andere Frage. »Lady Rose, tragen etwa alle Edelfrauen Waffen?«

Rose schnaubte. »Nur die klugen.«

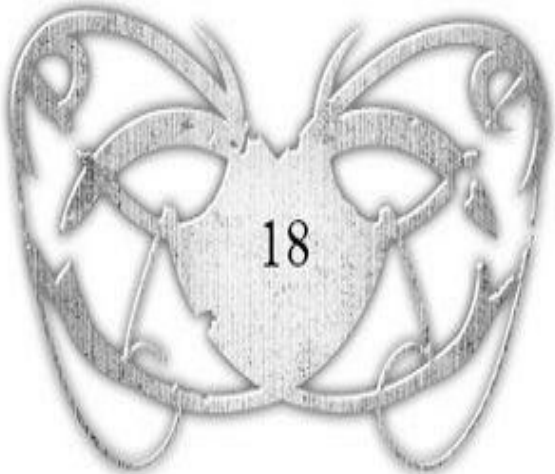
»Wer hat Euch all dies beigebracht?«, wollte Penny schließlich wissen.

»Meine Mutter.« Rose bereute ihre Antwort sofort, als sie Pennys Miene bemerkte. Sie hatte bereits von Pennys Verlust gehört. »Penny, das klingt jetzt vielleicht seltsam, aber wenn Ihr einverstanden seid, ich betrachte Euch schon jetzt als meine Schwester.«

Pennys Augen wurden

feucht, und ohne weiter darüber nachzudenken, umarmte sie Rose. »Ich wollte immer eine Schwester haben.« Dabei bekam sie Gewissensbisse, weil der Verrat doch längst geplant war. Sie konnte nur hoffen, Rose möge ihr eines Tages, nachdem sie längst hingerichtet war,

verzeihen.



18

Nur wenig ist über die Zeit vor

dem großen Sturz bekannt, als Balinthor fast die Welt zerstörte. Die meisten Historiker stimmen darin überein, dass es damals weitaus mehr Magier gab, die zudem freier leben konnten, denn sie waren nicht an die Anath'Meridum gebunden. Die Götter der Menschen waren noch jung und zu schwach, um die Macht der Magier zu bedrohen. Die Nachtgötter waren zwar mächtig, aber niemand war so dumm, sich mit ihnen auf einen Handel einzulassen. Damals waren fast alle Könige auch selbst Zauberer – ob sie

allerdings dumm oder klug waren, ist nicht überliefert. Aus der Dichtung erfahren wir, sie seien klug gewesen, aber die Geschichten sind wie Porträts, die den Abgebildeten im besten Licht darstellen sollen. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie so kleinlich, einfältig und hin und wieder sogar so grausam wie die heutigen Herrscher.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Als Penny zurückkehrte,
saß ich aufrecht im Bett

und las. Ich war dankbar für die Ablenkung. So interessant sie auch sein mochte, die *Lycianische Sprachlehre* war nicht geeignet, einen Menschen lange zu fesseln. Ich hatte das Buch durchgeblättert und mit einigen Wörtern, die ich gefunden hatte, herumexperimentiert, um meine Genesung zu beschleunigen. Eine

Erforschung meines
Körperinneren hatte
ergeben, dass beide
Lungenflügel wieder
intakt waren, wenngleich
sich um sie herum eine
Menge Blut gesammelt
hatte. Ich hatte eine
beträchtliche Zeit damit
verbracht, es aufzulösen,
damit mein Körper es
leichter abbauen konnte.

Dies stellte sich jedoch

als schwierig heraus, und ich war keineswegs sicher, ob meine Bemühungen überhaupt Früchte trugen. Daher arbeitete ich zugleich an der Heilung meiner Rippen und der stützenden Muskeln. Ganz sicher war ich nicht, aber ich dachte, ich hätte sie recht gut

hinbekommen. Sie saßen wieder ordentlich in einer Reihe, und ich hatte die Bruchstellen gründlich verschmolzen. Nach meinen Experimenten mit einigen Wörtern im Buch waren die Knochen nun vielleicht sogar stärker als gewöhnliche Rippen, doch es gab keine Möglichkeit, diese Theorie zu überprüfen.

Ich widerstand dem Drang, auch an meinem Gehirn zu arbeiten. Dort lauerte der Wahnsinn. Immerhin konnte ich feststellen, dass die Schwellung abgeklungen war, und im Schädelknochen war es möglich, einen kleinen Riss zu verschließen, was keine unvorhergesehenen Probleme nach sich

ziehen sollte.

»Du kommst früh nach Hause«, sagte ich wie ein Mann, der seine Gattin begrüßte. Abgesehen von meiner Brillanz war ich manchmal auch ganz witzig. Jedenfalls sagte ich mir dies oft genug, um es selbst zu glauben.

»Hast du inzwischen ein Bad genommen?« Ab und

zu konnte Penny richtig engstirnig sein.

»Habe ich schon erwähnt, wie schön du aussiehst?« In der letzten Zeit hatte sich meine Gewandtheit, was höfliches Geplauder anging, beträchtlich verbessert, und ich hoffte, sie damit von ihren Ideen abzubringen. Leider wusste Penny meine

Gewitztheit nicht
besonders zu schätzen.

Sie beugte sich vor,
schnüffelte an mir und
rümpfte die Nase. »Du
stinkst.« Von da an ging
es mit meiner
Gesprächsführung bergab,
und nicht lange danach
ließ sie die Diener eine
große kupferne Wanne
und Eimer mit heißem
Wasser hereinbringen. Da

sie alle Angestellten kannte, fiel es ihr sehr leicht, im Handumdrehen genau die Richtigen für jede Aufgabe zu finden. Ihre Tatkraft hätte ich bewundern können, wäre ich ihr nicht selbst zum Opfer gefallen.

Sobald alle wieder gegangen waren — man glaubt gar nicht, wie viele

Bedienstete nötig sind, um ein ordentliches Bad zu richten –, sah sie mich scharf an. »Ausziehen!«, verlangte sie. Es gelang ihr, das Wort ohne jede hintergründige Anspielung auszusprechen.

»Ja, Madam«, erwiderte ich und wackelte mit den Augenbrauen. Es kam ja überhaupt nicht infrage,

dass sie die Einzige war,
die Spaß hatte.
Inzwischen fühlte ich
mich schon erheblich
besser und konnte mich
ohne Hilfe entkleiden und
in die Wanne steigen. Das
Wasser war sehr warm
und dampfte fast noch.

Ich musste zugeben, es
war das schönste Bad, das
ich je genommen hatte.
Besonders wenn man

berücksichtigt, dass mir eine hübsche Frau den Rücken abrieb. Sie wusch mir sogar die Haare. Ich hatte noch gar nicht gewusst, wie angenehm das sein konnte. Dabei schloss ich die Augen und entspannte mich, als schwebte ich im siebten Himmel. Auf einmal plätscherte es, und ich

öffnete eines der Augen.
Anscheinend war ein
Engel gelandet und
leistete mir im Bad
Gesellschaft. Danach
wurde es einigermaßen
interessant.

Eine Weile später lagen
wir zwischen den kühlen
Bettdecken und erholten
uns. Ich konnte gar nicht
glauben, wie gut es
Fortuna mit mir meinte.

Zu diesem Zeitpunkt war ich viel zu glücklich und zufrieden, um mich daran zu erinnern, dass die Glücksgöttin auch ein gemeines Biest sein kann. Später sollte ich diese Vergesslichkeit bereuen.

Trotz der Decken war mir im Bett kalt. Ich zog die Decken weiter hoch, Penny schmiegte sich an mich. »Mort, du bist so

heiß«, sagte sie.

»Das liegt doch nur an dir, mein kleines Luder.«
Ich zog sie an mich und küsste sie. Der Raum drehte sich ein wenig um mich. »Aber mir ist tatsächlich etwas schwindlig«, fügte ich hinzu.

Ich hatte Fieber.
Natürlich kann man nie

ganz sicher sein, aber im
Rückblick denke ich, dass
es mit meinen
Bemühungen zu tun hatte,
meinen Körper zu
bewegen und das restliche
Blut aus meinem
Oberkörper zu
absorbieren. Manchmal
war es wohl ein Fehler,
Mutter Natur ins
Handwerk zu pfuschen,
und sie und die

Glücksgöttin waren
vermutlich gute
Freundinnen. Penny
verging fast vor Sorge
und Mitgefühl. Sie zog
die Laken zurück, damit
mich die kalte Luft
umfächeln konnte.
Anscheinend hatte sie bei
Mutter Natur und der
Glücksgöttin gelauscht
und machte nun
gemeinsame Sache mit

ihnen. Das war eine große
Verschwörung der
Frauenzimmer.

»Was? Nein, nein, mir
ist kalt! Gib mir die
Decke!« Wenn ich mich
ins Zeug lege, bin ich in
jeder Debatte eine Größe,
mit der man rechnen
muss.

»Du hast Fieber und
musst dich abkühlen.« Sie

ließ mich die Decke nicht
über die Hüften
hochziehen. Zweifellos
tat sie dies nur, um meine
wohlgeformten Muskeln
zu bewundern.

»Ich möchte wetten,
dass du das allen deinen
Verlobten sagst.« Das
fand ich zwar sinnvoll,
aber offenbar war ich
doch nicht ganz so klar
im Kopf, wie ich

angenommen hatte.
Penny legte mir ein
feuchtes Tuch auf die
Stirn. Meine Versuche,
witzig zu reagieren,
beeindruckten sie wohl
nicht sehr.

Nachdem sich Penny
vergewissert hatte, dass
vorerst noch nicht mit
meinem vorzeitigen
Ableben zu rechnen war,
lagen wir aufgedeckt auf

dem Bett. Sie wollte mir die Decke immer noch nicht zugestehen, erlaubte mir aber, ein wenig von ihrer Wärme zu stehlen. Ich mochte ihre Wärme. »Mort«, begann sie. »Ich muss dich was fragen.«

Trotz meines fiebrigen Zustands schlugen alle Alarmglocken an. »Was denn?«, antwortete ich

vorsichtig.

»Wenn ich jemals etwas Schlimmes tue, etwas wirklich Schlimmes, für das mich alle anderen hassen werden, würdest du mich dann immer noch lieben?«

Was ist das denn für eine Frage?, dachte ich. Allerdings war ich klug genug, mir eine bessere Antwort zurechtzulegen.

»Ich würde dich immer noch lieben. Ich kenne dich gut genug, um zu wissen, dass du gute Gründe hättest, selbst wenn alle anderen sie nicht gleich verstehen könnten. Worum geht es?«

»Ich denke nur darüber nach. In den letzten paar Tagen hat sich mein Leben so sehr verändert,

dass ich wohl eine
Rückversicherung
brauche«, antwortete sie.

»Vor ein paar Tagen
wusste ich noch nicht
einmal, dass ich dich
liebe, also ist es wohl
etwas früh, um dir zu
überlegen, wie du mich
wieder loswirst.« Ich
lächelte sie an. Dummheit
stirbt nicht aus. Im

Rückblick kann ich kaum glauben, wie einfältig ich zu jenem Zeitpunkt gewesen bin. Schließlich schlief ich ein, träumte von einem weiten Himmel und jagte eine verrückte Wildkatze von Mädchen durch die grünen Felder. Das war immer meine schönste Erinnerung an Penelope Cooper. Selbst jetzt, wenn

ich daran denke, wird mir klar, dass ich sie in diesem Moment wirklich zu lieben begann. Irgendwo in meinem Herzen wird sie immer das alberne Mädchen mit dem Gras im Haar bleiben.

Wie gewohnt wachte Penelope früh auf. Mordecai schlief noch, hatte sich aber etwas

abgekühlt. Sie deckte ihn mit einem dünnen Laken zu. Es war der Tag des Balls. Sie betrachtete das Kleid, das in einer Ecke hing, eine schöne Kombination aus blauem Samt und Spitze. Sie hatte es am Vortag bei Rose anprobiert und gestaunt, wie hübsch sie darin aussah, wenn sie

sich im Spiegel betrachtete. Es brachte ihren Busen vortrefflich zur Geltung, ohne geschmacklos zu wirken, und der Stoff betonte ihre anmutige Figur und ließ eine Andeutung der Fesseln frei. Das Ironische an der Sache war nur, dass dies der einzige Tag werden sollte, an dem sie jemals

ein solches Kleid trüge, und dass Mordecai nicht dabei wäre, um sie in dem Kleid zu bewundern.

Ich will ihn gar nicht dabeihaben, dachte sie. Nein, so sollte er sie nicht in Erinnerung behalten. Daraufhin fiel ihr ein, dass sie ihm vielleicht einen Brief schreiben sollte. Wirklich erklären konnte sie sich nicht, aber

wenigstens wollte sie dafür sorgen, dass er sich keine Vorwürfe machte. Sie vergewisserte sich, dass er fest schlief, ehe sie sich an den Schreibtisch setzte.

Im Gegensatz zu einigen anderen Dienstmädchen auf der Burg Lancaster konnte Penny hervorragend lesen

und schreiben. Zum Teil lag dies an Mordecai, größtenteils aber daran, dass sie schon immer sehr neugierig und wissbegierig gewesen war. Leider war ihre Schreibkunst nicht so gut entwickelt wie ihre Wortgewandtheit, aber es musste eben irgendwie gehen. Sie nahm den Stift und verfasste

gewissenhaft einen
langen Brief. Kleckse und
Fehler zwangen sie,
mehrmals von vorn
anzufangen. Schließlich
hielt sie ein Ergebnis in
den Händen, das sie nicht
als peinlich empfand.
Abgesehen natürlich vom
Inhalt, aber dagegen
konnte sie nichts tun. Sie
faltete das Blatt sorgfältig
zusammen und steckte es

weg, damit Mordecai es nicht zu früh fand.

Danach bürstete sich Penny die Haare. Das war gar nicht leicht, denn sie hatte in dem langen dunklen Haar viele Locken, die sich immer wieder ineinander verhedderten. Es dauerte eine Weile, bis sie mit dem Ergebnis zufrieden

war.

Es war faszinierend, still zu liegen und sie zu beobachten, während sie mit der Bürste langsam durch die langen Strähnen strich. Ich hätte ihr den ganzen Tag zusehen können.

Sie bemerkte meinen Blick und lächelte mich im Spiegel an. »Geht es dir besser?«

Und ob! Wir
frühstückten, und
anschließend nahm ich
wieder die Bücher zur
Hand. Da ich schon
einmal krank war, hatte
ich viel Zeit zum Lesen.
Es wäre eine Dummheit
gewesen, diesen Freiraum
nicht zu nutzen. Penny
zog sich an und suchte
Rose auf, um die
Vorbereitungen für den

Ball fortzusetzen. Es
gefiel mir nicht, dass ich
das Fest verpassen würde,
aber wenigstens musste
Penny nicht unter meinen
mangelnden tänzerischen
Fähigkeiten leiden. In der
Zukunft würde es freilich
noch mehr Bälle geben,
und ich überlegte mir,
Unterricht zu nehmen,
ehe ich Penny mit meiner

Unfähigkeit behelligte. Ariadne hatte mir schon einmal angeboten, mich zu unterweisen, und nun lag es nahe, ihr Angebot endlich anzunehmen. Das musste allerdings noch eine Weile warten.

Der Tag verging ohne besondere Ereignisse, aber nach dem Essen kehrte das Fieber zurück. Penny kam und

vergewisserte sich, dass ich nicht zu dick eingepackt war. Offenbar hielt sie nichts davon, ein Fieber auszuschwitzen. Wenigstens ließ sie mich nicht zur Ader, also sollte ich mich wohl nicht darüber beklagen, dass mir ein wenig kalt war. Ein langer Schlummer bewirkte, dass mir der Nachmittag recht

erträglich wurde.

Um sechs Uhr am Abend machte sich Penny zurecht. Sie war so freundlich, mich dabei zusehen zu lassen, und ich behielt meine lüsternen Phantasien für mich, während sie sich ankleidete. Das Kleid war geradezu atemberaubend und betonte ihre

wundervolle Figur und die anmutige Haltung. Ich konnte nur staunen, wie es mir gelungen war, eine solche Schönheit in mein Schlafzimmer zu locken. Meinem aufmerksamen Blick entging auch nicht, dass sie sich etwas Seltsames an den linken Arm schnallte.

»Was ist das denn?«, fragte ich mit weit

aufgerissenen Augen.

»Eine Dolchscheide«, antwortete sie, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt. Sie rückte die Riemen zurecht und schob sieben Zoll tödlichen Stahl in die Hülle.

»Rechnen wir mit Schwierigkeiten, oder muss ich mir Sorgen machen, wenn du später

zurückkommst als
erwartet?«, scherzte ich.

»Rose hat mich gelehrt,
mich für alles zu
wappnen. Nach den
jüngsten Ereignissen bin
ich nicht mehr so
vertrauensselig wie
früher. Außerdem habe
ich einen hervorragenden
Mann, für den ich meine
Tugendhaftigkeit

schützen will ...« Sie lächelte liebevoll und ließ die langen Wimpern flattern. Das hätte mich warnen sollen. In der letzten Zeit setzte sie immer öfter weibliche Reize ein, um mich von wichtigen Themen abzulenken.

»Ich dachte, ich hätte dich gestern Abend gründlich verdorben«,

sagte ich mit einem
anzüglichen Grinsen.

»Es gibt immer noch
mehr zu verderben«,
antwortete sie, beugte
sich über mich und gab
mir einen langen Kuss.

»Ich muss jetzt gehen. Ich
brauche Rose' Hilfe, um
mich zu Ende zu
frisieren.« An der Tür
blieb sie noch einmal
stehen und sah mich

lange an. »Vergiss nicht, dass ich dich liebe.« Dann war sie fort. Ich hätte schwören können, dass in ihrem Auge eine Träne schimmerte.

Anschließend redete ich mir ein, ich hätte es mir nur eingebildet, aber es dauerte lange, bis ich weiterlesen konnte. Frauen sind nicht einfach.

Ich dagegen bin so einfach, wie man es sich nur wünschen kann.

Penny traf Rose in deren Gemächern an, wo sie sich gerade selbst zurechtmachte. »Sollten wir uns nicht beeilen?«, fragte Penny.

»Es kann nicht schaden, sie ein paar Minuten warten zu lassen. Außerdem kommen die

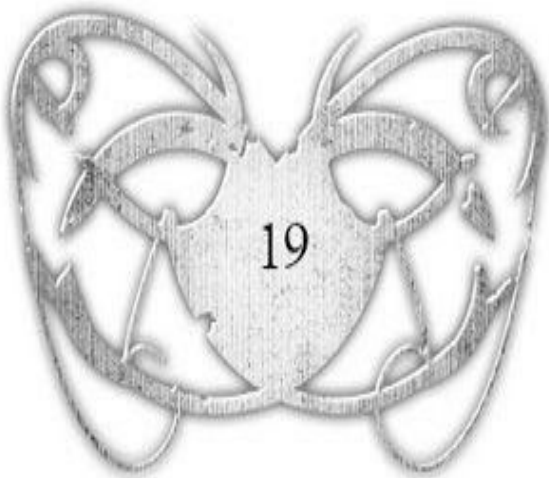
Hauptpersonen immer zuletzt«, lachte Rose. Inzwischen war sie fertig und kümmerte sich nun um Pennys Haare. Mit sicheren Händen flocht sie einen zierlichen Zopf, den sie oben auf Pennys Kopf befestigte, damit auch der anmutige Hals der jüngeren Frau zur Geltung käme. »Damit werdet Ihr heute eine

Menge bewundernde
Blicke einfangen.«

»Nicht, dass ich darauf
brenne, aber ein wenig
Aufmerksamkeit wäre
nicht schlecht«,
antwortete Penny.

»Genießt es, solange Ihr
könnt, denn wir werden
älter und bleiben nicht
ewig jung«, bemerkte
Rose.

*Für dich mag das
gelten, aber ich werde
gewiss nicht viel älter,*
dachte Penny bei sich.
Die Frauen erhoben sich
und gingen nach unten.
Der Ball hatte bereits
begonnen.



19

Heute existieren nur noch

wenige magische Objekte. Sie sind so selten geworden wie die Menschen, die sie erschaffen können. In meinen Forschungen habe ich festgestellt, dass der Vorgang dem Verfahren ähnlich ist, mit dem die Zauberer ihre Sprüche wirken. Das Aythar wird manipuliert, doch anstelle der Worte spielen Symbole und die geschriebene Sprache die wichtigere Rolle. Die meisten Menschen, die mit magischen Fähigkeiten zur Welt kommen, versuchen früher oder später, das Aythar an ein Objekt zu binden, doch nur wenige haben damit

auch Erfolg. Die Kunst, die Kraft so zu versiegeln, dass sie immer gebunden bleibt, ist verloren gegangen. Aus diesem Grund sind heute Schutzsprüche die einzigen magischen Objekte, die man noch finden kann. Diese Symbole werden mithilfe des Aythar gezeichnet und dienen bestimmten Zwecken. Doch sie verlieren im Verlauf einiger Jahrzehnte ihre Kraft, wenn sie nicht regelmäßig erneuert werden.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Der große Saal war
völlig verwandelt. Die auf
kräftigen Böcken
ruhenden Tische waren
entfernt und langen
Tafeln an den Wänden
gewichen, wo
Erfrischungen serviert
wurden. Kleinere Tische
mit Stühlen boten den
Tänzern eine Möglichkeit
zum Ausruhen, doch es
waren nicht viele, denn

die Gäste sollten dort nicht zu viel Zeit verbringen. Immerhin war es ein Tanzabend, den man nicht verträdeln durfte, indem man die ganze Zeit nur herumsaß. Die Musiker des Herzogs hatten sich an einem Ende des Saals aufgestellt und spielten ohne Unterlass die Musik, die man für

einen gelungenen Ball
nun einmal brauchte.

Penny und Rose wurden
angekündigt, als sie
eintraten: »Lady Rose
Hightower und ihre
Begleiterin Penelope
Cooper.« Das trug Penny
einige erstaunte Blicke
ein, ganz besonders
vonseiten der Diener. Die
meisten Dienstboten
kannten sie zwar und

wussten, dass sie sich mit Mordecai eingelassen hatte, doch niemand konnte einschätzen, wie sich dies auf ihre gesellschaftliche Stellung auswirkte. Da sie nun mit Rose eintrat, war klar, dass sie die Leiter ein gutes Stück emporgestiegen war.

Marcus bemerkte sie und kam herbei. Er ging

langsam, um seine Schwester Ariadne nicht abzuhängen. An diesem Abend trat er als ihr Begleiter auf, obwohl sie beide schon sehr bald mit anderen Partnern tanzen würden. Seine Schwester bot mit ihrem wundervollen rosafarbenen Kleid einen reizenden Anblick. Sie

war erst vierzehn und füllte es noch nicht ganz aus, aber Penny war sicher, dass aus dem Mädchen eines Tages eine strahlende Schönheit werden würde.

»Penny! Wie ich sehe, hast du den ungeschickten Trottel weggejagt und dir eine besser aussehende Gesellschaft gesucht.« Er deutete eine Verbeugung

an, die an Rose gerichtet war.

Rose stieß ein perlendes Lachen aus. »Ja, sie hielt es tatsächlich für nötig, sich heute Abend eine bessere Gesellschaft zu suchen.« Penny staunte, wie Rose dies alles gelang. Sogar das Lachen war vollendet. Marcus bat Rose um einen Tanz, und gleich darauf waren sie

schon zur Tanzfläche
unterwegs und ließen
Penny und Ariadne
zurück.

»Marcus ist ja wirklich
ein großer Schmeichler«,
meinte Penny. »Aber wo
ist dein jüngerer Bruder
Roland?«

»Roland ist noch zu
klein und interessiert sich
nicht für solche

Ereignisse. Mutter sagt, Marcus könnte einer Katze das Fell abschwatzen, aber ich kenne auch seine grobe Seite«, erwiderte Ariadne. »Trotzdem, für einen Bruder ist er gar nicht so übel.« Sie plauderten noch einige Minuten, bis Marc und Rose zurückkehrten. Dann führte er Penny zum

Tanz.

»Wie geht es Mort?«, fragte er, als sie über die Tanzfläche schwebten.

»Er erholt sich gut. Heute hatte er Fieber, aber sonst verläuft seine Genesung überraschend schnell. Die Rippen tun ihm überhaupt nicht mehr weh«, erklärte sie.

Marc zog eine Augenbraue hoch. »Schon

wieder Magie?«

Penny seufzte. »Ja, er probiert verschiedene Dinge aus, und bisher hat es ihm wohl eher genützt als geschadet.«

»Verrat es ihm nicht, aber ich halte ihn sogar für brilliant. Das war schon immer so. Wenn irgendjemand ohne einen richtigen Lehrer

herausfinden kann, wie man diese Gabe einsetzt, dann ist er es. Besonders, wenn er jemanden wie dich hat, der sich um ihn kümmert.« Er lächelte sie an.

»Er braucht eine Menge Kümmern«, lachte sie und wünschte, ebenso bezaubernd plaudern zu können wie Rose. Dann dachte sie an den Grund,

warum sie überhaupt hergekommen war, und wurde ernst.

»Geht es dir nicht gut?«
Marc konnte auf seine Weise durchaus aufmerksam sein.

»Nur ein dunkler Gedanke. Ist Lord Devon schon eingetroffen?« Sie hatte ihn noch nicht gesehen.

»Nein, er hat sich noch

nicht blicken lassen. Nur die Ruhe, Penny, ich lasse nicht zu, dass er dich belästigt.« Penny machte sich freilich keine Sorgen, der junge Lord könnte sie behelligen, sondern fürchtete vielmehr, er werde womöglich gar nicht auftauchen. Nach dem Tanz kehrte sie zu Rose

zurück, die sich
unterdessen freundlich
mit Ariadne unterhalten
hatte. Marc entdeckte
Elizabeth Balistair und
führte auch sie auf die
Tanzfläche. Im Laufe des
Abends würde er
nacheinander mit jeder
einzelnen Lady tanzen,
ganz so, wie es seinen
Pflichten als Stammhalter
des Hauses entsprach.

Nicht lange danach bat Stephen Airedale sie um einen Tanz. Penny war zwar eine Gemeine, aber die Schönheit galt, zumindest auf einem Ball, offenbar mehr als der Stand. Als sie auf dem Tanzboden waren, hörte Penny die Ankündigung, dass Lord Devon eingetroffen sei. Sie rückte näher an den

Tanzpartner heran und spähte über seine Schultern hinweg in den Saal, um ihren Peiniger auszumachen. Sie entdeckte ihn zwar nicht, sah dafür aber Dorian, der abseits stand und mit Gregory Pern sprach. *Er ist zu schüchtern zum Tanzen und redet lieber mit dem Sohn des*

Admirals *über*
Geschichte. Wie typisch!,
dachte sie.

Nachdem ihr Partner sie
zu Rose und Ariadne
zurückgebracht hatte,
suchte sie einen Vorwand,
um ihnen für einen
Augenblick zu entfliehen.
»Ich hole mir etwas zu
trinken, bin gleich
zurück.« Ohne auf eine
Antwort zu warten, ging

sie zu dem Tisch, an dem
die Erfrischungen serviert
wurden. Rose beobachtete
sie mit
zusammengekniffenen
Augen.

Penny war froh, als sie
hinter dem Tisch ein
Dienstmädchen
entdeckte, das sie recht
gut kannte. Laura würde
sich bestimmt nicht
weigern, wenn Penny sie

um einen letzten Gefallen bat. Sie entschied sich für Rotwein und hielt Lauras Hand fest, als diese ihr das Glas reichen wollte. »Laura, könntest du so gut sein und eine Botschaft für mich überbringen?« Penny tat so, als wäre nichts weiter dabei.

Laura erschrak ein

wenig. »Gewiss, Penny, aber das muss bis nach dem Ball warten, weil ich sonst Schwierigkeiten bekomme.« Das passte ausgezeichnet, also nickte Penny und gab dem anderen Mädchen den Brief. Darauf stand nur der Name »Mordecai«.

»Bring ihm einfach den Brief, wenn du hier fertig bist. Er wird sich freuen,

ihn zu bekommen.« Sie bedankte sich bei Laura und kehrte zu den anderen Damen zurück. Die blauen Augen, die sie auf Schritt und Tritt verfolgten, bemerkte sie nicht.

Als sie wieder bei Ariadne und Rose stand, verspürte sie ein nervöses Flattern im Bauch. Bisher hatte ihr die

Entschlossenheit auch die nötige Ruhe geschenkt, aber nachdem sie den Brief übergeben hatte, wurde sie ängstlich. Sie heftete den Blick auf das Gedränge und sah sich nach Devon um. »Penny«, unterbrach Rose ihre Gedanken, »habt Ihr Dorian gesehen? Ich will unbedingt mit diesem

Mann tanzen, und wenn ich ihn mit Gewalt auf die Tanzfläche zerren muss.«

Penny hatte gerade Devon ausgemacht, also war dies die geeignete Gelegenheit, die aufmerksame Rose abzuschütteln. »Er steht da drüben und redet mit Gregory Pern.« Sie deutete in die entsprechende Richtung.

»Ich bin sicher, dass der arme Gregory nur zu gern errettet werden würde. Ihr wisst ja, wie Dorian ist, wenn er erst einmal anfängt über die Geschichte und lange vergangene Kriege zu erzählen.«

»So gut kenne ich ihn noch gar nicht«, antwortete Rose, »auch wenn ich hoffe, dass sich

dies eines Tages ändern wird.« Sie zwinkerte und entfernte sich. Anmutig schlenderte sie in die Richtung, die Penny ihr gezeigt hatte. Dabei näherte sie sich Dorian, sprach ihn aber nicht an, sondern ging langsam weiter. Sein Blick irrte von Gregory ab, bis er sie anstarrte. Rose schwebte

vorbei und drehte kurz den Kopf herum, um ihn voll anzublicken, ein kleines Funkeln in den Augen und ein Lächeln auf den Lippen. Sie bewegte sich in Richtung der Erfrischungen, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

Nicht einmal Dorian Thornbear, der im Umgang mit Frauen sonst

recht schüchtern war, konnte diese Einladung übersehen. Er entschuldigte sich bei Gregory Pern und folgte Rose zum Tisch. Als er dort ankam, hatte sie das Mädchen, das dort bediente, bereits in ein Gespräch verwickelt.

»Ihr müsst mir geben, was Miss Cooper Euch ausgehändigt hat, meine

Liebe.« Rose hielt zwei Silbermünzen in der Hand, obwohl die Getränke kostenlos ausgegeben wurden.

»Es tut mir leid, Mylady, aber ich weiß nicht, was Ihr meint.« Natürlich wollte Laura zu ihrer Freundin Penny halten, aber als sie es mit der überwältigenden Rose

Hightower zu tun bekam, wurde sie nervös.

Rose beugte sich vor.
»Wir können dies auf zwei Arten erledigen. Eine läuft darauf hinaus, dass Ihr Schwierigkeiten bekommt und womöglich gezüchtigt werdet. Die andere verschafft Euch zwei Silbermünzen, und Ihr tut Eurer Freundin obendrein noch einen

großen Gefallen.« Sie richtete sich auf und lächelte das Mädchen an. Dorian konnte den Wortwechsel zwar nicht verfolgen, bemerkte aber die Miene der Dienerin und bedauerte das Mädchen sehr. Gleich darauf durfte er Rose zu einem kleinen Tisch begleiten, wo sie den Brief untersuchen konnte.

Er war mit einem roten Klecks Wachs versiegelt und trug die Aufschrift »Mordecai«.

Rose überlegte, ob sie ihn öffnen sollte, doch das wollte sie Penny nicht antun. Sie dachte rasch nach, und auf einmal fügten sich alle Hinweise zusammen, die sie in den letzten Tagen bekommen

hatte. Pennys plötzliches Interesse am Ball, die seltsamen Fragen und ihre gelegentlich düstere Stimmung. Sie war immer noch nicht sicher, was Penny plante, doch es musste etwas Ernstes sein, und es würde hier auf dem Ball geschehen. Der Brief war vermutlich das letzte Mosaiksteinchen.

»Dorian«, sagte sie.
Endlich schenkte sie ihm
ihre ganze
Aufmerksamkeit. »Ihr
müsst etwas für mich tun,
das Euch vielleicht ein
wenig seltsam
vorkommt.«

»Gewiss, Lady Rose.«
Er schenkte ihr einen
liebvollen Blick.

»Nennt mich doch
einfach Rose. Es ist ja

albern, wenn Ihr mich immer so förmlich anredet. Wir haben zusammen genug erlebt, um ein wenig vertrauter miteinander umzugehen.« Sie beugte sich vor und legte ihre kleine Hand auf seine kräftige. Dorian riss die Augen weit auf. Nun bewegte er sich auf höchst unsicherem

Gelände. »Verzeiht mir, Dorian. Eigentlich wollte ich mit Euch tanzen, aber dies hier ist wahrscheinlich sehr wichtig. Könntet Ihr Mordecai diesen Brief zukommen lassen? Er muss ihn auf der Stelle lesen, wenn Ihr ihn überbracht habt. Ich möchte Euch sogar drängen zu rennen, wenn

Ihr ihm wirklich helfen wollt.«

Das Erstaunlichste an Dorian Thornbear war seine unerschütterliche Loyalität. Wo viele andere Männer Fragen gestellt und es hinausgezögert hätten, nahm er nur den Brief und stand auf. »Spart Euch den Tanz für mich auf, Lady Rose.« Er

drängte sich rasch durch
die Menge und
verschwand mit raschen
Schritten, um sich
draußen sogar im
Dauerlauf zu bewegen.
Rose blickte ihm nach,
ehe sie aufstand und
Penny suchte.

Ich las gerade wieder,
als sich die Tür öffnete.
»Du könntest ruhig

anklopfen«, beklagte ich mich, als Dorian schwer atmend hereinkam. Anscheinend war er die Treppe heraufgerannt.

Er ignorierte meine Vorhaltungen. »Hier«, sagte er. »Lies das und beeil dich. Rose scheint es für äußerst dringend zu halten.« Er war nicht in der Stimmung, sich auf Tändeleien einzulassen.

So nahm ich den Brief entgegen, der – zweifellos in Pennys Handschrift – meinen Namen trug.

Ich öffnete und überflog ihn, dann las ich ihn noch einmal langsamer, um sicherzugehen, dass ich nichts übersehen hatte.

*Lieber Mordecai,
voller Angst schreibe
ich dies auf, aber nicht
wegen der Dinge, die ich*

*tun muss, sondern
vielmehr, weil es
unmöglich ist, alle
Gedanken und Gefühle in
etwas so Beschränktes
wie einen schlichten Brief
einfließen zu lassen. Du
sollst wissen, dass Du
immer mein Freund
warst, und dafür bin ich
dankbar. Du sollst auch
wissen, dass Du an den*

Ereignissen, die sich nun aus meinen Handlungen ergeben, keine Schuld trägst. Ich bin fest davon überzeugt, dass jeder für sein eigenes Handeln verantwortlich ist, weil man sich sonst als Opfer in die Hände des Schicksals begeben würde, und ich will kein Opfer sein.

Marcus hat mir Dein

*Verhältnis zu Devon
Tremont ausführlich
erklärt. Daher sollst Du
wissen, dass ich nicht
deinetwegen handle. Wie
Du weißt, habe ich gute
Gründe, dieses
unvergleichliche Scheusal
zu hassen. Ginge es nach
mir, dann hätte er nie
geboren werden dürfen.
Die Tatsache, dass seine
Beseitigung Dir und den*

*Lancasters helfen wird,
ist mir ein großer Trost,
aber es ist nicht der
Grund für meine Taten.
Bitte mach Dir keine
Vorwürfe. Ich habe mich
frei entschieden.*

*Die Gründe behalte ich
für mich, weil sie Dich
nur noch mehr verletzen
würden, und das hast Du
nicht verdient, denn Du*

bist immer eine sanfte Seele gewesen. Ich will nur so viel sagen, dass sich das Schicksal gegen mich verschworen hat. Ich habe etwas getan, das sich nicht rückgängig machen lässt, und nun bleiben mir nicht mehr viele Möglichkeiten. Statt als Gefangene des Schicksals zu existieren, beschließe ich zu handeln

und wende damit
hoffentlich großen
Schaden von allen
anderen ab. Ich glaube,
für Devon Tremont gibt es
keine Erlösung, so wenig
wie für mich. Aber
wenigstens werden meine
Taten etwas Gutes nach
sich ziehen, während er
nichts als Gemeinheit
verbreitet hat.

Schließlich – und jetzt

*kommt der schwierigste
Teil, weil ich fürchte, Dir
wehzutun – möchte ich
meine Gefühle für Dich
beschreiben. Meine Liebe
zu Dir ist nichts Neues,
keine plötzliche Laune. In
unseren Kinderspielen
warst Du immer mein
edler Ritter in der
glänzenden Rüstung, auch
wenn Du dies wohl nicht*

bemerkt hast. Dein
freundliches Herz und
Deine albernen Einfälle
haben in den endlosen
Sommertagen unserer
Kindheit mein Herz
erobert. Ich liebe Dich,
und ich werde Dich
immer lieben, solange ich
überhaupt noch lebe.
Ganz gleich, was man
nach diesem Tag über
mich erzählen wird,

*vergiss das nicht. Es gibt
aber auch andere, die
Dich lieben, und das
darfst Du ebenso wenig
vergessen. Wenn ich fort
bin, soll Dich die
Verzweiflung nicht zu
dummen Entscheidungen
verleiten, denn Du bist
vielen Menschen, unter
denen ich der
unwichtigste bin, sehr
wichtig.*

Für immer

Deine Penny

»Verdammt!«, fluchte ich. »Dorian, woher hast du diesen Brief?«

»Rose hat ihn von einer Bedienung bekommen«, antwortete er.

Ich war schon dabei, mich anzukleiden. Für Wams und gute Hose hätte ich aber viel zu

lange gebraucht, also stieg ich in die schlichten Hosen und streifte das Hemd über, in dem ich gekommen war. Nach kurzem Nachdenken warf ich mir noch den Übermantel meiner Mutter über die Schultern und gürtete das Schwert, das mir mein Vater gegeben hatte. Dorian riss überrascht die Augen auf.

»Du kannst doch beim Ball kein Schwert tragen.«

»Verdammt will ich sein, wenn ich darauf verzichte, und du solltest dein Schwert ebenfalls holen. Wir werden es vielleicht brauchen.« Ich zog die Stiefel an. Das Fieber war abgeklungen, und ich fühlte mich viel besser, auch wenn mir

etwas schwindlig war.
Bevor ich zur Tür
hinausstürmte, hielt ich
noch einmal inne. Ein
paar rasche Worte, und
ich hatte mich
abgeschirmt. Ich wusste
nicht, was mir
bevorstand, wollte mich
aber gegen alle Gefahren
wappnen.

Wir liefen so rasch, wie

es mir möglich war. Trotz der Schmerzen im Rücken bewegte ich mich fast im Laufschrift. Die Rippen taten nicht mehr weh, aber wegen der gerade abheilenden Lunge war ich etwas kurzatmig. Im Erdgeschoss verließ mich Dorian, um sein Schwert zu holen.

Penny tanzte auf dem Ball. Rose hatte sich als

Störenfried erwiesen und ihr eine ganze Reihe von Tanzpartnern zugeschanzt, sodass sie Mühe hatte, sich den Mann herauszupicken, auf den es ihr ankam. Lord Devon war jedoch bereit, das Problem für sie zu lösen. Sie hatte ihn beim Tanzen mit den anderen Partnern ständig im Auge behalten, und er

hatte ihre Blicke bemerkt. Nach der Runde mit Gregory Pern kam er neugierig auf sie zu.

Rose trat ihm anmutig in den Weg, um ihn abzulenken, da ihr sein Interesse an Penny nicht entgangen war. »Lord Devon, was für eine angenehme Überraschung, Euch heute

Abend hier zu sehen! Ich dachte schon, Ihr hättet damit zu tun, Euren verletzten Stolz zu hätscheln«, stichelte Rose, weil sie hoffte, seinen Zorn zu erregen.

»Verzeiht mir, Lady Rose, aber ich glaube, diese Dame möchte mit mir tanzen«, antwortete er höhnisch und schob sich an ihr vorbei.

»Sehr aufmerksam von Euch, Lord Devon«, erwiderte Penny mit einem listigen Lächeln. »Ich hatte beinahe befürchtet, Ihr nehmt mich überhaupt nicht zur Kenntniss.« Sie legte die Hände zusammen und schob sie in die Ärmel, bis sie die Ellenbogen berührten.

»Würdet Ihr mit mir

tanzen?« Devon deutete zur überfüllten Tanzfläche hinüber.

»Gewiss, wenn Euch mein Mangel an Anmut nicht abschreckt.« Penny zog die Arme wieder auseinander, und Rose war erleichtert, dass die Hände leer waren. Devon nahm ihre Hand und legte ihr die freie Hand an die

Hüfte — ein wenig niedriger, als es schicklich gewesen wäre, doch sie beklagte sich nicht. Penny legte ihm ihre freie Hand auf die Schulter. Dies alles hatte sie genau geplant und eingeübt. Der Knauf des Dolchs lag nun in ihrer Handfläche, und die Klinge schmiegte sich an den Unterarm, wobei die

Finger ihn an Ort und Stelle hielten. In dieser Haltung blieb ihr Handgelenk gerade, und die Hand war steif, was wegen des Ärmels jedoch niemand sehen konnte. Sobald sie ihm die Hand auf die Schulter gelegt hatte, konnte auch er die seltsame Stellung nicht mehr bemerken.

»Ich wundere mich, was

Euch bewegt,
ausgerechnet mit mir zu
tanzen«, sagte Devon.

»Ich hatte inzwischen
Zeit, über unsere
kürzliche Begegnung
nachzudenken.« Sie
schenkte ihm einen
leidenschaftlichen Blick.

»Eine kleine
Verbrennung reicht in den
meisten Fällen aus, um

das Feuer zu meiden,
damit man sich nicht
noch einmal verletzt«,
erwiderte er.

»Manche Frauen finden
die Gefahr sehr anregend,
sobald sie die
anfänglichen Ängste
überwunden haben.«

Penny näherte sich ihm
und legte ihm die Wange
an den Hals.

Devon hatte alle

möglichen Arten von Frauen kennengelernt und wusste durchaus, dass einige ziemlich verdreht sein konnten, aber diese hier, so dachte er, spielte ihm gewiss einen üblen Streich. »Was ist denn mit Eurem Schmied?«

Sie nahm den Kopf zurück und erwiderte seinen Blick. »Er ist heute Abend nicht hier.

Ihr dagegen, mein Lord,
seid zugegen, und ...« Ihr
Mund suchte seine
Lippen. Eine kleine
Ablenkung reichte ihr
schon aus, um die Hand
zu heben, den Ärmel
fallen zu lassen und mit
der Klinge zum tödlichen
Stoß auszuholen. Devon
riss erschrocken die
Augen auf, doch die

Ablenkung wirkte, da er die erhobene Hand nicht bemerkte.

Penny zielte mit der langen Klinge kurz unter dem Hals genau zwischen die Schulterblätter. Gewiss würde sie nur diese eine Gelegenheit bekommen. *Verzeih mir, Mort*, dachte sie und holte aus. Auf der anderen Seite des Raumes schrie

in diesem Augenblick
jemand auf. »Penny,
nicht!« Es war Rose
Hightower, deren
Warnruf ihren Plan
zunichtemachte.

Devon entzog sich ihr,
sah die Klinge und packte
ihr Handgelenk, um ihr
den Arm auf den Rücken
zu drehen. Die Klinge fiel
herunter, als ein
stechender Schmerz

durch ihren Arm fuhr.
»Du dummes Mädchen!«,
rief er und warf sie auf
den steinernen Boden. Als
sie sich aufrichten wollte,
hatte er ihr schon den
Stiefel auf den Bauch
gestellt. Mit einem lauten
Schnaufen fuhr die Luft
aus ihren Lungen.
Würgend und keuchend
lag sie da.

»Verdammte Hure!

Dachtest du etwa, du
könntest mich töten?

Schau mich an, du
dumme Schlampe!«,

schrie er sie an. Penny
blickte hoch, und sein
zweiter Tritt traf ihr
Gesicht und warf sie flach
auf den Boden. Als sie
sich aufrichten wollte,
knickten ihr die Arme
weg. Die verletzte Nase

tat weh, die Schmerzen machten sie fast blind. Inzwischen stießen auch einige andere Gäste Rufe aus, die sie jedoch nicht verstehen konnte.

Devon Tremont lachte und bückte sich, um Pennys Haare am Hinterkopf zu packen. Er riss ihren Kopf hoch, entzückt über die

Blutspuren in ihrem Gesicht. Eines ihrer Augen war angeschwollen und die Nase schief, als wäre sie gebrochen. »Dafür wirst du hängen, du Miststück!«, rief er und holte mit der geballten Faust aus.

Ich hatte ihn schon fast erreicht, als er Penny den Kopf zurückzog. Der Anblick ihres

ramponierten Gesichts
trieb mir auf der Stelle
jegliche Vernunft aus. Ich
hielt seine Faust fest, riss
ihn zu mir herum und
drosch ihm die rechte
Hand in das erstaunte
Gesicht. Der Schlag ließ
ihn taumeln, er torkelte
rückwärts und stürzte. Ich
rückte sofort nach, um zu
Ende zu bringen, was ich
begonnen hatte, doch eine

Wache schlug mich von hinten, sodass ich nun selbst ins Taumeln geriet.

Ich drehte mich um und sah den Mann, der seinen zerbrochenen Knüppel verwundert anstarrte. Die schwere Holzwaŕfe war zerbrochen, als sie meinen Kopf getroffen hatte. Ein Glück, dass ich mich vorher abgeschirmt

hatte. »Mach das noch einmal, und du wirst es bereuen«, knurrte ich und wandte mich wieder an Devon.

Der junge Lord war längst wieder auf den Beinen, und meine besondere Wahrnehmung verriet mir, dass auch er sich mit einem Schild geschützt hatte. Vorsichtig umkreiste er

mich. »Ich brauche ein Schwert!«, rief er. Der Wächter hinter mir warf ihm sein eigenes zu.

Ich funkelte den Wächter an. »Das werde ich mir merken.« Ich zog das Schwert meines Vaters und griff Devon an. So begann unser tödlicher Tanz. Ich nenne es zwar einen Tanz, aber, um ehrlich zu sein, ich

war gar kein
Schwertkämpfer, sondern
schlug wie ein wütender
Bauernjunge mit einem
Prügel auf ihn ein. Er
führte das Schwert
dagegen viel schneller,
als ich es mit den Augen
verfolgen konnte.
Deshalb ignorierte ich
seine Waffe und
hämmerte auf ihn ein, als

wäre er ein Stück Fleisch,
das für den Markt
zurechtgehackt werden
musste.

Allein der Schild, den
ich um mich gewirkt
hatte, rettete mich. Ich
ging Devon hart an und
warf ihn mit mächtigen
Hieben aus dem
Gleichgewicht, doch sein
Schwert drang immer
wieder durch meine

Deckung und traf mich.
Ich hätte längst aus einem
Dutzend Wunden
geblutet, wenn mich die
Hiebe tatsächlich erreicht
hätten. Schließlich lösten
wir uns voneinander und
verschnaufte.

Ich keuchte stark, denn
ich war völlig außer
Atem. Ich war doch
überhaupt noch nicht
genesen, und es würde

nicht mehr lange dauern,
bis auch meine Wut nicht
mehr ausreichte, um mich
im Kampf bestehen zu
lassen. Das Schlimmste
war, dass Devon aussah,
als hätte ihn das
Geplänkel ganz und gar
nicht angestrengt. Er hielt
das Schwert vor sich und
fuhr mit dem Finger an
der Klinge entlang.

»Thylen«, sagte er, und schon schimmerte die Schneide.

Diesen Trick hatte ich noch nicht gelernt, und entsprechend groß waren meine Sorgen. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich Rose, die Penny zur Seite zog. Die Wächter hatten mich umstellt, und Sir Kelton rief, ich solle das Schwert wegstecken.

Wahrscheinlich wären sie sogar über mich hergefallen und hätten mich niedergerungen, wenn Devon nicht eingegriffen hätte.

»Zurück!«, donnerte er und drang in den Kreis ein. Er hatte jetzt das Schwert erhoben und starrte, die dunklen Augenbrauen zusammengekniffen, die

Männer an. »Der Erste, der mich hier stört, findet sein Gedärm auf dem Boden wieder!«, rief er. Und ging auf mich los.

Wir wechselten einige rasche Hiebe, wobei er mich mühelos in die Defensive drängte. Ich wich zurück, während er den Vorteil zu nutzen suchte. Schon kratzte

seine Schwertspitze über
meine Wange. Trotz
meines Schilds war sie
mühe los durchgedrungen.
Verdammt! Jetzt geriet
ich in Verzweiflung, da er
mich so leicht verletzen
konnte, und selbst wenn
ich umgekehrt auch seine
Abwehr durchschlug,
konnte meine Klinge
seinen Schild doch nicht
überwinden.

Da fiel mir etwas ein.
Ich wich eilig zurück und
sagte: »*Shelu Nian
Trethis*«. Schon herrschte
tiefste Stille um mich. Ich
hatte mir die Ohren mit
einem besonderen Schild
zugestopft, um keine
Geräusche mehr
durchzulassen. Manchmal
staune ich über meine
eigene Genialität. Ich
konnte sehen, wie Devon

die Lippen bewegte, aber seine Worte nicht mehr verstehen. Hätte ich raten sollen, so hätte ich vermutet, dass er etwas wie »elender Dummkopf« von sich gab.

Er griff erneut an, doch ich schloss die Augen. »*Lyet ni Bierek!*«, sagte ich nun und legte meine ganze Kraft in den

Spruch. Das Resultat war
erstaunlich. Das Licht
war so grell, dass alle, die
zusahen, sofort geblendet
waren, was hoffentlich
Lord Devon mit
einschloss. Der Blitzknall
war lediglich Licht und
Lärm und besaß keine
echte Kraft, die etwas
zerstören konnte. Davor
konnte ihn sein Schild,
der ganz anders

ausgerichtet war, auch
nicht schützen.
Tatsächlich schien ihn
sein Schutzwall aber
immer noch zu umgeben.
Höchst unerfreulich,
dachte ich.

Ich schlug mit der
Klinge nach ihm, konnte
aber nicht mehr
ausrichten, als ihn zur
Seite zu drängen. Ich
brauchte jetzt etwas

Großes und Schweres und sah mich nach einer besseren Waffe um. Mein Blick fiel auf den Kamin an der Ostwand. Sofort schritt ich hinüber, doch irgendjemand hatte das Schüreisen entwendet. Also suchte ich in dem Brennholz neben dem Kamin weiter. Die Haupthalle besaß zwei

riesige Kamine, und die
eigens für sie
geschnittenen Scheite
waren jeweils länger als
mein Arm. Ich suchte ein
kräftiges, fast eine
Handspanne dickes Scheit
aus und hob es mit beiden
Händen. Es schien mir
gut geeignet.

Dann kehrte ich zu
Devon zurück. Er war
bereits aufgestanden, aber

offenbar noch geblendet. Freilich brauchte er nicht die Augen, um mich wahrzunehmen. Mithilfe seines Magierblicks zielte er auf mich und sagte etwas, das ich nicht verstand. Rings um mich loderten tödliche weiße Flammen empor, die mein Schild zum größten Teil jedoch abhalten konnte. So groß war die

Hitze, dass meine
Kleidung zu rauchen
begann und teilweise
sogar verkohlte. Ich
achtete jedoch nicht
darauf und marschierte
auf ihn los. »*Lyet ni
Bierek*«, sagte ich noch
einmal. Ein gewaltiger
Knall warf ihn zu Boden.

Der Blitz hatte auch
mich selbst halb

geblendet, aber ich benötigte das Augenlicht ebenso wenig wie er. In einem großen Bogen schwang ich das Scheit und drosch es ihm ins Gesicht. Die Wucht trieb ihn mehr als einen Schritt vor mir her, bis er vor der Wand gegen einen Stuhl prallte. Noch einmal schlug ich zu, sehr erfreut darüber, dass er noch bei

Bewusstsein war.
Unablässig prasselten die
Hiebe meines Holzscheits
auf ihn nieder. Er
versuchte, das Schwert zu
heben, doch ich fegte den
Arm zur Seite. Ich war
sogar der Ansicht, der
Knochen wäre gebrochen,
was mir ein Lächeln
entlockte, während ich
ihn prügelte – wie die
Puppen, mit denen die

Wächter übten –, bis er das Bewusstsein verlor.

Endlich brach er zusammen und blieb reglos liegen. Als er ohnmächtig wurde, erlosch auch sein Schild. Ich musste grinsen. Noch einmal holte ich mit der primitiven Keule weit aus. Dann berührte mich jemand am Arm. Beinahe

hätte ich ihn geschlagen,
doch noch rechtzeitig
bemerkte ich, dass es
Marc war. Er rief etwas,
das ich nicht verstehen
konnte. Ich entfernte den
vor Schall schützenden
Zauber aus meinen
Ohren. »... klagen sie
dich wegen Mordes an,
wenn du ihn jetzt tötest!«,
rief er gerade.

Benommen sah ich ihn

an. »Ja? Und?«

»Dann hängen sie dich!«, schrie er.

Ich dachte darüber nach.
»Wenn ich ihn nicht töte,
lässt er Penny anklagen,
und dann wird sie
gehängt.«

Marc war einen
Moment ratlos. »Du hast
recht. Töte ihn!« In
diesem Augenblick
erschien Dorian, der nach

meinem vorherigen
Spruch immer noch
blinzelte.

»Lasst mich es tun.« Er
deutete mit dem Schwert
auf Devon.

Wir stritten und
überlegten noch, wer von
uns ihn erledigen sollte,
als James Lancaster zu
uns kam. »Leg das
Feuerholz weg,

Mordecai! Dorian, steck das Schwert ein!« Sein Tonfall duldete keine Widerrede. Ich betrachtete das Holzstück, das ich in den Händen hielt. Es brannte, nachdem Devon seinen Feuerzauber gegen mich eingesetzt hatte. Ich trat zum Kamin und warf es hinein.

In dem großen Saal

kamen die Leute
allmählich wieder zu
sich. Einige Männer
trampelten ein Feuer aus,
das dort entstanden war,
wo Devon mich zu rösten
versucht hatte. Ein großer
Wandteppich stand in
Flammen, doch das Feuer
würde sich wohl nicht
weiter ausbreiten. Ich
kehrte zum Herzog
zurück, der sich gerade

mit seinem Sohn stritt
und Marc schließlich
sogar niederbrüllte. »Ich
hänge niemanden auf!
Nicht dich, nicht
Penelope, nicht einmal
dieses verdammte
Schandbild eines Lords
hier! Seid still und lasst
mich nachdenken!« Ich
war zwar ziemlich sicher,
dass er mit dem

Schandbild eines Lords
Devon meinte, konnte
aber nicht ganz
ausschließen, dass die
Bemerkung auf mich
gemünzt war.

Allerdings beschloss
ich, mich nicht weiter
darum zu kümmern und
mich lieber nach Penny
umzusehen. Sie saß mit
Rose seitlich an einem
kleinen Tisch im Kreis

einer ganzen Reihe von Gästen, die mich beobachteten, als ich mich ihnen näherte. Ich bleckte die Zähne und knurrte: »Macht Platz!«, worauf sie schleunigst das Weite suchten. Einige rannten sogar.

Penny saß aufrecht, obwohl ihr Gesicht böse entstellt war. Ein Auge war angeschwollen und

geschlossen, die Nase
erinnerte an einen Klecks
unschön geformten
Brotteigs. »O Mort!
Deine Wange!«, rief sie.
Es klang seltsam, so als
kniffe sie sich beim
Sprechen die Nase zu.

»Halt den Mund, du
dumme Frau«, sagte ich
sanft, setzte mich neben
sie und berührte mit dem

Geist ihr Gesicht.
Tatsächlich, das
Nasenbein war gebrochen
und stand schief. Aus den
Experimenten mit meinen
eigenen Knochen hatte
ich einige Dinge gelernt.
Also sprach ich zuerst ein
leises Wort, um ihrem
Gesicht das Gefühl zu
nehmen. Dann richtete
ich den Knochen und
verband die Bruchstücke

wieder miteinander. Mein Versuch, dabei ihre Schmerzen zu unterdrücken, war jedoch nicht ganz erfolgreich verlaufen, denn sie stieß einen erstickten Schrei aus, als sich die Knochen zusammenfügten. Gegen die Schwellung konnte ich nichts tun, aber wenigstens würde sie nicht mehr so auffallen,

wenn die Verletzung
abheilte.

Ich wollte sie küssen,
was jedoch nicht recht
gelingen wollte. Ihre
Nase war zu empfindlich,
und sie regte sich immer
noch über mein Gesicht
auf. Schließlich zerrte
mich Rose zu einem
Wandspiegel, vor dem ich
entsetzt verharrte. Auf

der rechten Wange hatte ich eine klaffende Wunde, aus der die Zähne hervorschauten, während das Blut bis zum Hals hinunterlief. So seltsam es auch war, ich spürte es kaum. Ich schob den Hautlappen hoch, hielt ihn mit dem Finger fest und versiegelte die Wunde mit einem Gedanken, bis nur noch

eine rote Linie zu sehen war. Später sollte ich bereuen, dass ich so überstürzt eingegriffen hatte. Bis heute habe ich dort eine hässliche Narbe.

In diesem Augenblick setzten die Schreie und Rufe wieder ein. Am Eingang der großen Halle standen nur noch zwei Wächter, während die meisten anderen in dem

Raum unterwegs waren,
um die Gäste zu
beruhigen. Die beiden an
der Tür beobachteten die
Vorgänge im Inneren und
bemerkten nicht die
dunkel gekleideten
Männer, die sich von
hinten anschlichen.
Blitzschnell starben die
Wächter, einer konnte
noch einen Schrei

ausstoßen, ehe ihm die Kehle aufgeschlitzt wurde. In heller Aufregung flohen die Gäste vor den Eindringlingen.

Alle Angreifer, die nun in den Saal strömten, waren ähnlich gerüstet. Sie trugen schwarzes Leder und hatten sich Masken vor die Gesichter gebunden, die bis auf die

Augen alles verdeckten.
Bewaffnet waren sie mit
scharfen Messern und
langen Krummsäbeln. Ich
war ziemlich sicher, dass
sie nicht an dem
Tanzvergnügen
teilnehmen wollten,
zumal sie ganz
unpassende Schuhe
trugen. Sie schwärmten
aus und begannen
methodisch, die Gäste

niederzumachen. In ihrem Bemühen, Abstand zu gewinnen, stolperten die Leute übereinander, sodass die Angreifer sie umso leichter erreichen konnten.

Der Herzog von Lancaster hatte sie noch gar nicht bemerkt und drängte sich gerade durch die Menge. »Was, zum

Teufel, ist hier los?«, brüllte er, als ihm die panischen Menschen entgegenkamen. Dann bemerkte auch er die Eindringlinge. Da er noch unbewaffnet war, wurde er beinahe niedergemacht. Zwei Männer trieben ihn hinter einem umgestürzten Tisch in die Enge, doch Lord Thornbear griff von

der Seite an und brüllte wie ein wütender Bär. Zwar hatte auch er kein Schwert zur Hand, war aber immerhin mit einem Stuhl bewaffnet, mit dem er einen Angreifer niederschlug. Den anderen trieb er zurück, indem er den Stuhl vor sich hielt — wie ein Löwenbändiger aus dem Osten.

Mindestens dreißig
Feinde waren bereits in
den Saal eingedrungen,
verteilten sich und töteten
jeden, den sie fanden.
Viele weitere folgten
ihnen durch die Haupttür.
»*Lyet ni Bierek*«, sagte
ich, worauf die Angreifer
an der Tür erschrocken
und betäubt
zurücktaumelten. Das

verschaffte uns immerhin eine kleine Verschnaufpause, die Sir Kelton und die Wächter im Saal nutzten, um zwischen den verbliebenen Gästen und den Angreifern eine Verteidigungslinie einzurichten.

Der Herzog und Thornbear waren von uns abgeschnitten und

mittlerweile von einem
Dutzend Gegnern
umringt. Die Mörder
waren noch verwirrt,
während Thornbear wie
ein wütender Stier
kämpfte, den Stuhl hin
und her schwenkte und
ihnen die Schädel
zertrümmerte. Dennoch
hätten die beiden
Verteidiger beinahe das
Nachsehen gehabt, wäre

Dorian seinem Vater
nicht beigesprungen.
Gemeinsam mit Sir
Kelton griff er an und
hackte sich durch die
Reihen der Feinde, um
seinen Vater zu erreichen.

So hatte ich Dorian
noch nie kämpfen sehen,
und ich hoffe auch, ihn
niemals wieder so zu
sehen. Er war ein Dämon

mit einem Schwert in
jeder Hand und
schlachtete die Gegner im
Handumdrehen ab. Ich
fragte mich, wie er an die
zweite Klinge gekommen
sein mochte. Erst später
erfuhr ich, dass er Devons
Sword aufgehoben
hatte. Auf diese Weise
stürmte Dorian mitten
durch die Angreifer, und
wo er vorbeikam, wichen

sie zurück, ließen die Waffen fallen und klagten schreiend über die Verletzungen, die er ihnen zugefügt hatte. Wie eine Sichel, die durch reifes Korn fährt, mähte er sie um.

Sobald er den Herzog und seinen Vater erreicht hatte, hielt er inne und warf Lord Thornbear ein Schwert hinüber, der es

geschickt auffing. Dann kämpften sie zu beiden Seiten des Herzogs und arbeiteten sich stetig zu Sir Kelton und dessen Männern zurück.

Währenddessen war ich bei den Wächtern geblieben, die immer noch ihre Verteidigung einzurichten suchten. Marc befand sich rechts

neben mir und schwang
mit tödlicher
Geschicklichkeit ein
Schwert. Ich versuchte
seinem Beispiel zu
folgen, war aber lange
nicht so geschickt wie er.
Hätte ich meinen
magischen Schild nicht
gehabt, ich wäre
mehrmals gefallen. Wir
bemühten uns, sie
zurückzutreiben, doch es

waren zu viele. Im Kampf Mann gegen Mann waren die Wächter des Herzogs die besseren Kämpfer, aber die Mörder waren uns mehrfach überlegen. So drängten sie uns Schritt für Schritt zurück, bis sie mehr als die Hälfte des großen Saals besetzt hatten und wir weiter denn je von den beiden Thornbears und dem

Herzog entfernt waren, die ums nackte Überleben kämpften.

Schon fielen die ersten Wächter, und uns blieben weniger als dreißig Mann, also kaum genug, um quer durch den Raum eine Linie zu bilden. Noch ein paar Ausfälle, und die Feinde hätten uns überrannt. »Dorian!«, rief

ich. »Lauf!« Er erwiderte kurz meinen Blick, und ich hoffte, er habe es verstanden. Jedenfalls sagte er etwas zu seinem Vater und zum Herzog, worauf sie den Männern vor ihnen den Rücken zukehrten und jene angriffen, die zwischen ihnen und unserer Linie standen.

»*Lyet ni Bierek*«, rief

ich und richtete das Zentrum des Ausbruchs auf einen Punkt hinter ihnen. Der Lärm raubte ihnen vermutlich das Gehör, doch wenigstens waren sie vor dem Blitz geschützt, während die Männer hinter und vor ihnen geblendet wurden. Der Lärm störte sogar unsere eigenen Angreifer, und wir konnten ein paar

Schritte wettmachen, als einige von ihnen fielen.

Lord Thornbear und sein Sohn hackten sich weiter durch die betäubten Gegner hindurch, während der Herzog mit einem langen Dolch, den er gefunden hatte, diejenigen bekämpfte, die er erreichen konnte. Fast

schien es, als könnten sie unversehrt zu uns stoßen. Fünf Schritte, dann zehn, und nun waren sie schon beinahe bei uns. In diesem Augenblick griffen jedoch zwei Feinde gleichzeitig Lord Thornbear an. Eine Klinge konnte er abwehren und der zweiten beinahe ausweichen, doch das Alter forderte seinen

Tribut. Er war zu langsam, und das Schwert bohrte sich direkt unter dem Brustbein in seinen Bauch.

Dorian schüttelte noch den Schock ab, da schnitt der ältere Thornbear eine schmerzvolle Grimasse, packte den Mann, der ihn tödlich getroffen hatte, zog ihn eng an sich und rammte ihm das eigene

Schwert in den Leib,
damit der Angreifer
zusammen mit ihm
unterging. Als sein Vater
fiel, stieß Dorian einen
Schrei aus, wie ich ihn
noch nie gehört hatte,
doch es war nicht mehr zu
ändern. Lord Thornbear
war tot.

Dorian tötete den
zweiten Meuchelmörder

und hätte sich wohl gleich wieder ins Getümmel gestürzt, wenn ihm der Herzog nicht eine Hand auf die Schulter gelegt und ihn aufgehalten hätte. Sie sprangen über den letzten Gefallenen hinweg und erreichten unsere Linie. Ich sah das Gesicht meines Freundes, als er vorbeikam, bespritzt mit Blut und nass vor Tränen,

die ihm aus den Augen rannen. Gern hätte ich mit ihm gesprochen, aber mir fehlten die Worte, und die Feinde griffen stürmischer an als zuvor.

Der Herzog bewaffnete sich, und da nun auch er und Dorian in unserer Linie standen, schöpften wir neuen Mut, obwohl wir nur wenig mehr als dreißig Männer waren.

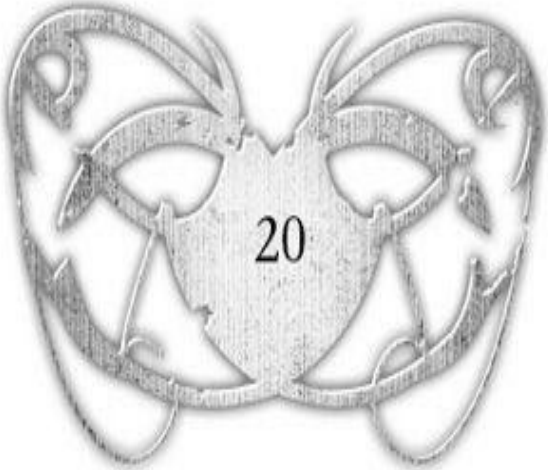
Mehr als hundert schwarz
gekleidete

Meuchelmörder, also ein
Vielfaches unserer Zahl,
griffen uns in der Halle
an. Als wir kämpften, sah
ich, wie auch einige
Frauen und Edelfrauen
den Toten die Schwerter
abnahmen und unsere
Reihen verstärkten. Rose
und Penny waren unter

ihnen. Sogar Ariadne bewaffnete sich, auch wenn sie nicht versuchte, ins Kampfgeschehen einzugreifen.

Genevieve Lancaster stand jetzt hinter uns und feuerte diejenigen an, die unfähig oder nicht willens waren zu kämpfen, um mit ihnen eine Barrikade aus Tischen und zerbrochenen

Möbelstücken zu bauen.
Als ich dies sah, kam mir
eine Idee, die uns
entweder retten oder mich
töten würde. Seitdem
habe ich gelernt, dass
meine Ideen manchmal
ein zweifelhafter Segen
sein können.



20

Gewöhnlich sagt man

Zauberern keine großen Heilfähigkeiten nach. Der Grund dafür liegt in der Vielschichtigkeit der Aufgabe. Nur wenige Magier lernen, den Blick nach innen zu richten, um die inneren Vorgänge des Körpers wahrzunehmen und zu verstehen. Wer es tut, stellt fest, dass ein Eingriff in die körperlichen Prozesse oft mehr schadet als nützt. Die Mittler verlassen sich dagegen nicht nur auf ihre Kräfte und ihre Intuition, sondern greifen auch auf die Macht ihres jeweiligen Gottes zurück. Daher werden die meisten magischen Heilungen

den Heiligen und den religiösen
Wundertätern zugeschrieben.
Dies soll allerdings nicht heißen,
Zauberer könnten überhaupt
nicht heilen. Im Laufe der Zeit
gab es durchaus einige
hervorragende Magier, die auch
als Heiler bekannt wurden, doch
sie sind eher als Ausnahmen zu
betrachten. Die meisten
vermögen nicht mehr zu tun, als
oberflächliche Schnittwunden zu
verschließen. Manchen gelingt es
auch, Knochenbrüche
einzurichten, aber nur wenige
erwerben die nötige
Geschicklichkeit, um schwierigere

Heilungen durchzuführen.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Wir zogen uns hinter
eine improvisierte
Barrikade aus
umgestürzten Tischen
und zerbrochenen Stühlen
zurück. Eigentlich war es
stark übertrieben, dies als
Barrikade zu bezeichnen,
aber immerhin
verschafften wir uns auf

diese Weise einen kleinen
Vorteil, denn die
Angreifer sahen sich
behindert, und es fiel uns
etwas leichter, sie zu
töten oder wenigstens zu
verletzen, während sie
über die Möbel klettern
wollten. Sie zogen sich
kurz zurück, um ihren
letzten Ansturm zu
planen, und so trat eine
kurze Kampfpause ein.

»Lady Genevieve!«, rief ich der Herzogin zu. »Ich brauche Eure Hilfe, ich habe eine Idee.« Sie nickte und kam rasch zu mir. Sie hatte genug gesehen, um zu erkennen, dass alles, was mir einfallen mochte, immer noch besser war, als uns einfach überrennen zu lassen.

»Was können wir tun?«, fragte sie.

»Holt die abgebrannten Scheite aus dem Kamin. Ich brauche eine Linie, so gerade wie möglich, von einer bis zur anderen Seite des Raumes!«, sagte ich. Dann erklärte ich mein Vorhaben noch einmal etwas ausführlicher, und schließlich verstand sie,

was ich vorhatte, und teilte die Leute ein, die gleich darauf eilig hin und her rannten, um das verkohlte Holz zu holen und die Linie auf den Boden zu zeichnen.

In Vestrius' Tagebuch hatte ich Hinweise auf große Magier der Vergangenheit gefunden, die in Kriegszeiten mit

ihrer Kraft gewaltige
Schilde aufgebaut und
damit Gebäude oder
Einwohner geschützt
hatten. Oft waren sie
durch die Anstrengung
umgekommen, und dies
besonders dann, wenn sie
sich unzulänglich
vorbereitet hatten. Meine
eigenen Experimente
hatten mir bereits gezeigt,
wie viel mehr Kraft man

aufwenden musste, wenn man wortlos arbeitete und keinen Spruch aufsagte. Die nötigen Worte, um einen Schild außerhalb meines Körpers zu errichten, kannte ich allerdings schon, und es gab sogar noch einen weiteren Weg, die Wirkung zu verstärken. Man konnte zusätzlich Symbole oder sichtbare

Linien zeichnen, die einem ähnlichen Zweck wie ein Beschwörungskreis dienten. Zwar war ich nicht sicher, inwiefern ein einfacher Strich helfen würde, aber schaden konnte er auch nicht.

Ich hatte Genevieve eingeschärft, dass die Linie so gerade wie

irgend möglich sein
musste. Einer ihrer Helfer
— er war Zimmermann —
schnappte sich ein Brett,
das von einem
zerbrochenen Tisch
stammte, und zeichnete
eine schnurgerade Linie
quer durch die Halle. Ich
war froh, dass er daran
gedacht hatte, denn so fiel
das Ergebnis viel besser
aus, als ich es für möglich

gehalten hätte.

In der Gruppe der Angreifer, die vor unserer Barrikade zögerten, ergriff jemand das Wort.

»Ich verspreche Euch, wenn Ihr Euch jetzt ergibt, werden wir die Frauen nicht töten.«

Devon Tremont war hinter seinen Meuchelmördern auf einen Stuhl gestiegen,

damit er uns über ihre Köpfe hinweg beobachten konnte. »Meine Männer dürfen für ihre Bemühungen schließlich auch eine Belohnung erwarten.«

Ich wechselte einen Blick mit Marc. »Das nächste Mal bringe ich ihn sofort um, und wir besprechen erst hinterher,

ob es richtig war.«

Er stimmte mir gern zu.

Dann rief James
Lancaster: »Ich würde
lieber sterben, als dir
meine Leute
auszuliefern!« Sein

Gesicht war rot vor Wut.

»Das kann ich gern für
Euch einrichten, mein
lieber Herzog.« Devon
schloss die Augen, und
rings um ihn entstand ein

dunkelrotes Glühen. Er strahlte jetzt eine ungeheure Macht aus, viel stärker, als man es einem Menschen jemals zutrauen würde. Selbst die anderen Anwesenden konnten es zu diesem Zeitpunkt erkennen. In den Reihen der Verteidiger griff die Angst um sich. Unterdessen lief ich

zwischen den Männern
und Frauen entlang,
überprüfte die Barrikade
und gab leise
Anweisungen. Äußerlich
blieb ich gefasst, doch die
Macht, die uns nun
gegenüberstand, erschien
mir so gewaltig, dass ich
das Selbstvertrauen, das
ich zeigte, keineswegs
innerlich empfand.

»Mal'goth, komm und benutze mich! Zeig mir deinen Zorn und richte ihn auf alle, die dir trotzen!«, rief Devon.

Ich warf einen Blick zu Genevieve hinüber. »Sind wir bereit?«

»Gleich, wir sind hier fast fertig«, rief sie zurück.

Mein Herz verzagte, als ich Devon beobachtete.

Ich hatte genug gelernt,
um zu erkennen, was er
tat. Er hatte die
wichtigste Regel
gebrochen, die für alle
Magier galt, denn er hatte
seinen Geist einem
Nachtgott geöffnet und
sich ihm überantwortet.
Die Macht der bösen
Gottheit durchströmte ihn
jetzt, und sein Körper
schien sogar

anzuschwellen. Wenn wir
ihn nicht töteten, würde
er die ganze Welt in den
Abgrund reißen.
Mal'goth würde
Devons Kräfte nutzen, um
eine Brücke zu schlagen,
die stark genug wäre,
damit der Nachtgott in
unsere Welt
überwechseln konnte.

Dann sprach in meinem

Kopf eine Stimme zu mir.
Sie kam aus meinem
Inneren, und zugleich
spürte ich, dass sie von
dem silbernen Stern in
meiner Tasche ausging,
von dem Symbol des
Abendsterns Millicenth.
Lass mich dir helfen.
Zusammen können wir ihn
aufhalten, ehe alles zu
spät ist. Vor meinem
inneren Auge sah ich die

strahlende Lady zu mir sprechen und wusste sofort, dass sie die reine Wahrheit sagte. Ohne nachzudenken, holte ich das heilige Symbol hervor und hielt es vor mir in die Höhe. Fast hätte ich ihr Angebot angenommen, doch als ich noch schwankte, kam Penny zu mir und schlug mir den Anhänger aus der

Hand.

Fragend sah ich sie an.
»Vater Tonnsdale hat
deine Familie vergiftet
und wollte auch alle
anderen hier
umbringen!«, schrie sie
mich an. Ich nickte. Ihre
Worte warfen zwar eine
Anzahl von Fragen auf,
aber dafür war in diesem
Moment keine Zeit. Als

ich mich umdrehte,
gingen die Feinde schon
wieder auf die Barrikade
los.

»Für Lancaster!«, schrie
ich aus Leibeskräften,
und alle Männer und
Frauen stimmten ein.
Dann drehten sie sich
ohne Vorwarnung um,
duckten sich und hielten
sich die Ohren zu. »*Lyet
ni Bierek*«, sprach ich und

wiederholte es immer und immer wieder. Der Lärm war ohrenbetäubend, und es fühlte sich an, als werde die Burg mit Kanonen bombardiert. Der feindliche Angriff kam zum Erliegen, weil die Mörder kreischend hinstürzten und sich die Hände vor die Augen pressten. Einige bluteten sogar aus den Ohren. Die

Männer und Frauen von Lancaster wichen einige Schritte zurück und überschritten die Linie, die Genevieve und der Zimmermann gezeichnet hatten.

Ich richtete den Blick auf die Tür auf der anderen Seite, weit hinter den Männern, die uns angriffen, und sprach die

entsprechenden Worte,
um dort einen Schild zu
erzeugen, durch den nicht
einmal die Luft dringen
konnte. Dann
konzentrierte ich mich
auf die Linie vor mir.
Penny beobachtete mich,
und ich fragte mich, ob
ich wohl sterben würde.
Das wäre wirklich eine
Schande gewesen. Sie
wollte sich mir nähern,

doch ich hob die Hand,
denn jetzt durfte ich mich
nicht ablenken lassen.

Entschlossen forschte
ich tief in mir nach der
Kraft und ließ sie über
meine Lippen und durch
den Arm strömen,
während ich auf die Linie
vor mir deutete. Die
Magie erfüllte den Strich
auf dem Boden.
Schließlich hob ich beide

Hände, und ein flimmernder Vorhang aus Licht stieg vom Boden bis zur Decke auf, nahtlos und vollkommen. Einige Feinde hatten schon mit dem Angriff begonnen. Wer die Linie gerade überschritt, wurde sauber in zwei Teile zerschnitten. Gliedmaßen und Körperteile fielen zu

beiden Seiten auf den Boden. Wer von hinten nachrückte, prallte gegen die Luft, die auf einmal so fest wie Stein geworden war. Ich spürte die Erschütterungen, als sie gegen den Schild anstürmten.

Lachend stand Devon hinter ihnen. Purpurne Flammen züngelten über seinen Körper. »Narr! Du

kannst den Schild nicht
lange erhalten! Du wirst
an der Anstrengung
sterben, und ich töte
deine Freunde, ehe dein
Leichnam erkaltet ist!«

Durch den
Schutzschirm, der uns
trennte, sah ich ihn an.
»Du siehst nicht so gut
aus, Devon. Hat dir
jemand das Gesicht neu
eingesetzt, oder bist du

schon immer so hässlich
gewesen?« Und wenn er
noch so viel Macht
aufgeboten hatte, sein
Gesicht blieb noch immer
geschwollen von den
Prügeln, die ich ihm
vorher verabreicht hatte.
»Oh, richtig, ich hab dich
ja mit dem Holzscheit
verhauen. Vielleicht
sollte ich da

weitermachen. Deinem Aussehen kann es ja sowieso nicht mehr schaden.«

Da knurrte er böse, und ich spürte eine dunkle Macht gegen meinen Schild anbranden, die ihn aufreißen wollte. Das machte mir Sorgen. Um einen Schutzschirm zu erhalten, brauchte man mehr Kraft als zu dessen

Zerstörung. Wenn Devon so weitermachte, würden meine Kräfte rasch schwinden. Doch ich ließ den Blick bereits durch den Raum wandern und sprach jene Worte aus, die ich mir zurechtgelegt hatte, Worte von Feuer und Macht.

Nichts geschah. Ich wurde schwächer und erkannte, dass ich mich

überanstrengt hatte. Ich hatte jetzt nicht mehr genug Kraft in mir, um mein Ziel zu erreichen. Wir würden alle sterben. Devon stemmte sich unterdessen weiter gegen meinen Schild, und ich taumelte und sank auf die Knie. In wenigen Sekunden wären meine Kräfte erschöpft. Ich ließ

das Schwert fallen, das neben mir auf den Boden stürzte. Am Ansatz der Klinge prangte das Zeichen des Schmieds, das Abzeichen von Royce Eldridge. Mir fielen seine Worte ein, als er mir das Schwert übergeben hatte:

»Ich habe es nicht geschmiedet, damit du dich rächst. Ich habe es getan, um dir zu zeigen,

*dass selbst aus der Asche
von Verworfenheit und
Verlust etwas Schönes
entstehen kann. Ich habe
es gefertigt, weil ich für
dich das Gleiche erhoffe.
Nutze es für dich und um
die zu verteidigen, die
sich nicht selbst schützen
können, ebenso wie es
dein leiblicher Vater
getan hätte. Mach uns
allen keine Schande.«*

Eine neue
Entschlossenheit trieb
mich nun an. Ich richtete
mich auf. »*Pyrren nian
Aeltos, Pyrren strictos
Kaerek!*« Dabei öffnete
ich mein Herz und warf
mein ganzes Leben in die
Waagschale. Die Worte
bedeuteten ungefähr so
viel wie »Die Luft soll
brennen, dass sie alle zu

Asche werden«, und damit meinte ich es völlig ernst. Hinter meinem Schirm loderten grelle weiße Flammen empor. Ich hatte den Spruch allerdings nicht auf die Männer, sondern auf die Luft gerichtet.

Nur Sekunden später erloschen die Flammen schon wieder, und ich spürte ein Ziehen an

meinem Schild. Nachdem die Luft im Innern verbraucht war, entstand dort ein Unterdruck, der an der Barriere zerrte. Die Feinde waren größtenteils tot, und wer noch lebte, war dem Ersticken nahe. Devon stand noch, da ihn sein eigener Schild geschützt hatte, aber seine Augen traten schon hervor. Keuchend

schnappte er nach Luft. Doch da war nichts mehr, was er atmen konnte, nichts außer Rauch und Asche.

Mit seinem Geist ging er auf meinen Schild los, setzte seine Kräfte wie einen Rammbock ein und verzichtete dabei sogar auf magische Worte. Er konnte ohnehin nicht

sprechen. Als er so ungestüm angriff, wurde es dunkel um mich, und mein Blickfeld verengte sich, als stünde ich in einem Tunnel. Ich hielt den Schild noch eine Minute lang, bis er endlich zusammenbrach, und selbst jetzt ließ ich noch nicht los. Ich musste sicher sein, dass Devon ein für alle Mal erledigt

war.

Die Leute riefen, jemand schüttelte mich, aber ich wollte nichts davon wissen. Ich wollte erst lockerlassen, als Devon Tremont ohne jeden Zweifel tot war. Penny stand vor mir und schrie mich an, doch ich konnte nicht verstehen, was sie sagte. Schließlich versetzte sie mir eine

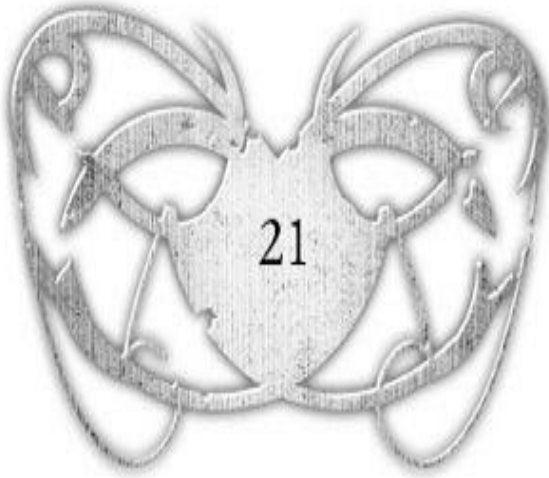
Ohrfeige, und dann brach
der Schild zusammen.
Rauch und Ascheflocken
erfüllten die Luft, die
Leute husteten.

Ich sah sie an. »Warum
hast du das getan?«

»Weil du drauf und dran
warst, dich selbst
umzubringen, du Idiot!«,
antwortete sie, während
ich schon niederstürzte.

Sie versuchte mich zu halten, konnte aber nicht mehr ausrichten, als meinen Sturz zu lindern. Ich blickte zu ihr hoch. Noch nie war sie mir so schön erschienen.

»Deine Nase sieht wie eine Kartoffel aus«, sagte ich lachend und wurde ohnmächtig. Dummheit stirbt nicht aus. Ich stürzte in die Finsternis.



21

Der wichtigste Faktor, der das

Heilen so schwierig macht, sobald es um mehr geht als um oberflächliche Wunden, ist das Problem der Wahrnehmung. Manchen Zauberern gelingt es, in ihrem eigenen Körper komplizierte Verletzungen zu heilen, während sie bei vergleichbaren Gebrechen anderer Menschen scheitern. Die Gefühle und Wahrnehmungen ihres eigenen Körpers hindern sie, das Innere eines fremden Körpers zu erkennen. Die wenigen großen Heiler, die zugleich auch Zauberer waren, fanden einen Weg, dieses

Problem zu lösen, und konnten auf diese Weise Wunder wirken, die manch einer nur von Göttern erwartet hätte. Es ist eine große Tragödie, dass dieses Wissen heute verloren ist.

Marcus der Ketzer,
Über das Wesen von Glaube
und Magie

Ich erwachte in einem dunklen Raum. Lange harrete ich reglos aus und überlegte, wie ich dorthin gekommen sein mochte. Mit der Zeit fiel mir auf,

dass noch jemand neben
mir lag, und gleich darauf
erkannte ich Penny. Das
Schnarchen war ein
todsicherer Hinweis
darauf, dass sie es sein
musste, und dank der
verletzten Nase klang es
schlimmer denn je. Ich
tastete nach ihr und
spürte ihr Nachthemd.
Wie enttäuschend! Sie
regte sich, das

Schnarchen hörte auf, und nun sah sie mich an, obwohl sie mich natürlich nicht wirklich sehen konnte, da es in dem Zimmer stockfinster war.

»Bist du wach?«, fragte sie leise.

»Ich bin nicht sicher. Es könnte auch der Himmel sein.« Ich streichelte ihre Schulter. »Nein, ich muss wach sein, denn im

Himmel sind alle
Mädchen nackt.«

»Du Idiot, wir dachten,
du stirbst«, schimpfte sie.
»Ich hatte Angst, dich zu
verlieren.«

»Ich hätte dir vorher
einen Brief schreiben
sollen, dann würdest du
dich jetzt besser fühlen«,
antwortete ich
sarkastisch. Habe ich

schon erwähnt, wie geschickt ich manchmal war, wenn es darum ging, mit Frauen zu sprechen?

Ausnahmsweise wurde sie nicht sogleich ärgerlich. »Ich konnte es doch nicht tun, ohne dir etwas zu hinterlassen und es zu erklären.« Die belegte Stimme gefiel mir nicht. Es klang, als wäre sie dem Weinen

nahe.

So beschloss ich, sie abzulenken. »Warum hast du eigentlich versucht, Devon zu töten? Warst du so scharf darauf, gehängt zu werden?«

Da erzählte sie mir alles, was geschehen war: erst von ihrer Vision, dann, wie sie Vater Tonnsdale getötet hatte, ihre Entschlossenheit, das

Beste aus der Situation zu machen, indem sie auch noch Devon Tremont beseitigte. Ich lauschte stumm und staunte über ihre Kaltblütigkeit. Diese hübsche Frau hatte den Verräter getötet und es mir einfach verschwiegen. Dann hatte sie einen weiteren Mord geplant und es mir

ebenfalls verschwiegen.
Ich hätte Angst haben
müssen, sie in mein Bett
zu lassen, wenn ich nicht
absolut sicher gewesen
wäre, dass wir auf der
gleichen Seite standen.

»Wenigstens hatte ich
gute Gründe für alles, was
ich getan habe. Im
Gegensatz zu dir ... du
hast am Ende, als sie alle
schon tot waren, auch

noch versucht, dich selbst umzubringen«, schloss sie.

»Das ist nicht wahr. Ich wollte nur sicher sein, dass sie auch wirklich tot sind«, verteidigte ich mich.

»Du bist ein Idiot«, antwortete sie.

»Du bist ein doppelter Idiot, Kartoffelnase«, antwortete ich geistreich.

Glücklicherweise begriff sie, dass es nur ein Scherz war, und kicherte. Ich stimmte in ihr Lachen ein. Die Müdigkeit schwappte jedoch in großen Wellen über mich, und ich war der Ansicht, noch etwas Schlaf zu brauchen. Ehe ich einnickte, bemerkte ich, dass ich sie mit meiner

Wahrnehmung nicht
spüren konnte. Ich spürte
überhaupt nichts mehr
und fühlte mich blind,
aber es waren nicht die
Augen, die mir den
Dienst verweigerten.

Früh am nächsten
Morgen wachte ich auf
und staunte, wie gut ich
mich fühlte. Eigentlich
hätte ich doch tot sein
müssen, aber ich war

hungrig und ungeheuer durstig. Penny war nicht bei mir, deshalb rief ich nach einem Diener. »He, ist da jemand? Ich weiß, dass ihr da draußen seid, ihr Geier. Ich bin nicht tot! Ich will essen und etwas trinken!« Natürlich hatte ich keine Ahnung, ob wirklich jemand vor der Tür wachte, denn ich nahm nur das wahr, was

die Augen mir zeigten.
Aber ich bin nicht auf den
Kopf gefallen und wusste,
dass die Dorfbewohner
immer vor der Tür
warteten, um dem
Helden, nachdem er den
Drachen getötet hatte,
Essen und Trinken zu
bringen. Normalerweise
waren auch dankbare
Jungfern zur Stelle, aber

Penny hätte es wohl nicht
gefallen, wenn ich
entsprechende
Erkundigungen
eingezogen hätte.

Tatsächlich steckte
Benchley den Kopf zur
Tür herein. »Ihr habt
gerufen, Sir?«

»Ja, danke, Benchley.
Komm doch herein.« Mit
gewohnter Gelassenheit
trat er ein. Seine

makellosen Manieren
waren mir jedoch
einerlei, denn ich wollte
meine Verpflegung
bestellen. »Du musst eine
Kuh für mich erlegen.
Keine kleine, sondern
eine große und dicke.
Lass sie braten und gleich
heraufbringen.«

Er zog eine Augenbraue
hoch. »Gewiss, Sir.«

»Warte, vergiss das.

Braten dauert zu lange.
Töte sie einfach und
bringe sie herauf, ich esse
sie roh.«

Er nickte und ging
wortlos hinaus, der
aalglatte Bastard.
Irgendwie keimte der
Verdacht in mir, dass er
mich nicht ernst
genommen hatte.
Natürlich hätte ich auch

hinuntergehen und mir
das Essen selbst holen
können. Körperlich fühlte
ich mich ausgesprochen
gesund, aber das musste
ich ja nicht gleich allen
Leuten verraten.

Da ich allein war,
ergriff ich die
Gelegenheit, um mich zu
erleichtern. Genau
genommen ist das
Nachtgeschirr, wie der

Name schon sagt, für die Benutzung in der Nacht vorgesehen, damit man sich den langen Weg zum Abort erspart, aber darüber sah ich großzügig hinweg. Anschließend untersuchte ich im Spiegel mein Gesicht.

Au! Ich sah aus, als litte ich unter einem schlimmen Kater. Nur schade, dass ich gar

nichts getrunken hatte.
Die Narbe auf der Wange
war hässlich und rot, und
die Haut wirkte, als wäre
sie unordentlich
zusammengefügt worden.
*Ich kann den Damen ja
erzählen, die Narbe rühre
von einem Duell her,*
dachte ich. Dann
erinnerte ich mich, dass
sie tatsächlich von einer

Schwertklinge stammte.
Die Ereignisse des
vergangenen Tages
kamen mir beinahe
unwirklich vor.

Als es klopfte, sprang
ich rasch wieder ins Bett.
Wie gesagt, ich wollte
nicht gleich kundtun, wie
gesund ich mich
tatsächlich fühlte.
»Herein!«

Benchley trat ein und

servierte mir wie erwartet
keineswegs die Kuh, die
ich bestellt hatte.
Vielmehr hatte er ein
großes Tablett mit
gebratenem Fleisch und
verschiedenen Obst-und
Gemüsesorten dabei.
»Wo ist die Kuh?«,
beschwerte ich mich.

»Ich fürchte, die Kuh
war zu schnell für mich,
Sir. Ich konnte aber

diesen Teil abhacken, ehe sie entkommen ist. Ich hoffe, das reicht fürs Erste«, antwortete er mit unbewegter Miene. *Verdammt will ich sein, der Kerl hat Humor,* dachte ich. Deshalb verzieh ich ihm auch, dass er das Fleisch gebraten hatte, statt es roh zu servieren.

Benchley ging, und kurz darauf kam Marc. »Na, spielst du immer noch den Todkranken?«, neckte er mich.

Er kannte mich einfach zu gut. »Nach dem gestrigen Tag war ich der Ansicht, etwas Ruhe zu brauchen«, antwortete ich.

»Gestern? Du warst fast zwei Tage weggetreten.

Der Angriff ereignete sich schon vor drei Tagen«, klärte er mich auf.

»Oh«, antwortete ich etwas einfältig.

Als er meine Verwirrung bemerkte, erzählte er mir, was sich nach meinem Zusammenbruch ereignet hatte. Sobald die Feinde

durch Hitze und
Luftentzug zugrunde
gegangen waren, hatten
die Verteidiger die Toten
durchsucht. Dorian hatte
zusätzlich eine
außergewöhnliche
Vorsichtsmaßnahme
ergriffen und Lord Devon
den Kopf abgehackt.
Offenbar war ich nicht
der Einzige, der unter
Verfolgungswahn litt. Sie

hatten ihn danach sogar noch verbrannt. Beide Stücke.

Der Herzog hatte die Garnison alarmiert und vom Dach bis zum Keller die ganze Burg durchkämmt, um auch die restlichen Meuchelmörder zu besiegen. Tatsächlich hatten sie im Burgfried noch einmal vierzig

Feinde gefunden, mit denen sie sich lange, blutige Kämpfe geliefert haben mussten. Am Ende hatten die Männer von Lancaster jedoch den Sieg davongetragen. Dorian hatte sich eifrig beteiligt und sich einen guten Ruf als Schwertkämpfer erstritten. Einige Männer nannten ihn jetzt den

»Dämon von Lancaster«. Er war alles andere als gnädig mit den Feinden umgegangen und dabei selbst verletzt worden.

Zwar war es nur eine Fleischwunde, ein Dolchstoß in den Schenkel, aber Rose hatte ihn sogleich in ihre Obhut genommen und ging keinerlei Risiko ein. Anscheinend suchte sie

ihn ebenso nachdrücklich zu schützen, wie Penny es bei mir getan hatte. Der Leibarzt hockte vermutlich irgendwo abseits und schmollte.

Vater Tonnsdale wurde tot in seinem Studierzimmer aufgefunden, und es hieß allgemein, die Mörder hätten zuerst ihn getötet. Genevieve erwähnte

nicht, dass sie Penny mit dem Schüreisen gesehen hatte, und ich bin mir nicht einmal sicher, ob sie es nur vergessen hatte oder ob sie und Penny irgendeine Übereinkunft erzielt hatten. Ich fand Frauen mitunter beängstigend und war durchaus damit einverstanden, über

manche Dinge nicht so
genau im Bilde zu sein.
Timothys Leichnam
wurde nicht gefunden,
und da ich Pennys
Geschichte kannte,
machte ich mir deshalb
zwar Sorgen, hatte aber
keine Ahnung, was ich in
dieser Hinsicht
unternehmen konnte.

Den Teleportkreis, den
Devon erschaffen hatte,

fand man ebenfalls,
während man auf der
Suche nach den
Angreifern war. Leider
wurde er zerstört, bevor
ich die Gelegenheit
bekam, ihn zu
untersuchen. Ich hätte
viel darum gegeben, zu
erfahren, wie er
konstruiert war.
Andererseits hatte ich
Hoffnung, dergleichen

Dinge noch in Vestrius' Tagebuch zu entdecken.

Alles in allem hatten siebenunddreißig Männer und Frauen des Hauses Lancaster das Leben verloren, und eine ganze Reihe weiterer Menschen waren verletzt worden. Doch es hätte noch viel schlimmer kommen können. Fast zweihundert

Angreifer waren
umgekommen, und wenn
Vater Tonnsdales Plan
Erfolg gehabt hätte, dann
hätten sich die Einwohner
von Lancaster nicht
einmal verteidigen
können. Es wäre eine
Wiederholung des
Gemetzels auf der Burg
Cameron gewesen,
sechzehn Jahre zuvor.

Zwei Edelleute, die auf

Lancaster zu Gast
gewesen waren, hatten
den Tod gefunden.
Stephen Airedale war bei
der Verteidigung der
großen Halle gefallen, der
andere Tote war natürlich
Devon Tremont.
Selbstverständlich
würden seine Taten und
sein Tod Folgen haben,
aber es war ganz und gar
nicht sicher, wie diese

aussähen.

Gregory Pern war in die Fußstapfen seines militärisch erfolgreichen Vaters getreten und hatte bei der Verteidigung der Halle und der Säuberungsaktion nach Devons Tod eine bewundernswerte Tapferkeit an den Tag gelegt. James Lancaster

schrieb Admiral Pern
einen langen Brief und
äußerte sich lobend über
die Beherztheit des
Sohnes.

Einige Gäste blieben
nach der Katastrophe
noch eine Woche, um zu
helfen, so gut sie konnten,
und um an der
Beerdigung
teilzunehmen. Rose
Hightower verweilte

sogar einen ganzen Monat
und weigerte sich
aufzubrechen, solange
Dorian noch nicht
vollends genesen war. Als
sie abreiste, konnte er
schon fast wieder rennen,
aber wir wussten ja, dass
sie ganz andere Gründe
als seine Verletzung
hatte, möglichst lange zu
bleiben.

Die toten Feinde

wurden außerhalb der
Burgmauern auf einen
Haufen geworfen und
verbrannt. Nur die
Gefallenen von Lancaster
bekamen zwei Tage nach
der Schlacht ein
ordentliches Begräbnis.
Die Andacht für die Toten
fand dagegen erst eine
Woche später statt. Es
dauerte seine Zeit, die

Burg wieder in Ordnung zu bringen, und obendrein mussten zahlreiche Verwundete gepflegt werden. Die Totenfeier fand auf einem kleinen, mit Gras bewachsenen Hügel in der Nähe des Friedhofs statt. Wer gehen oder humpeln konnte, nahm daran teil. James Lancaster hielt die Trauerrede, und da so

viele gefallen waren,
dauerte sie fast zwei
Stunden. Er ließ es sich
nicht nehmen, über jeden
Verstorbenen mehrere
Minuten zu sprechen.
Offen gesagt staunte ich,
dass er über all diese
Menschen so vieles
wusste.

Der gute Herzog legte
allerdings Wert darauf,
bis zum einfachsten

Handlanger jeden zu
kennen, der für ihn
arbeitete, und hatte
offenbar viele Stunden an
seiner Rede gefeilt. Noch
ehe sie zur Hälfte vorbei
war, hatten die meisten
Zuhörer feuchte Augen
bekommen, sofern sie
nicht ohnehin schon
ungehemmt weinten.
Lord Thornbear hob er

sich bis zuletzt auf.

»Gram Thornbear will ich erst ganz zum Abschluss nennen, denn ich war mir keinesfalls sicher, ob ich hätte zu Ende sprechen können, hätte ich ihn zuerst erwähnt. Er zählte zu meinen engsten Freunden, wir kannten uns von Kindesbeinen an, er war mein Vertrauter bei den

Abenteuern der Jugend.
Später achtete ich ihn als
getreuen Weggefährten
und weisen Ratgeber.
Seinen Tod betrauere ich
tief, denn er hat mir und
vielen, die hier stehen,
das Leben gerettet. Seine
Taten im Zusammenhang
mit der tapferen
Verteidigung der großen
Halle waren nur der letzte
Akt im verdienstvollen

Leben eines
Ehrenmannes. Gram
Thornbears letzte
Augenblicke sind nicht
nur etwas ganz
Besonderes, sondern
sollen auch als Beispiel
für sein ganzes Leben
dienen. Stark und
ungebeugt ging er durch
alle Beschwernisse und
Prüfungen, die

schwächere Männer
hätten straucheln lassen.
Er war mein erster und
bester Freund, und ich
glaube nicht, dass ich
jemals wieder einen wie
ihn kennen werde. Wir
vermissen ihn alle.«
James Lancaster senkte
den Kopf, als er geendet
hatte, und ich bin sicher,
dass auch er weinte.

Es berührte mich sehr,

ihn so in Trauer zu sehen, denn ich hatte noch nie beobachtet, dass er sich über irgendetwas beklagt oder Kummer gezeigt hätte. Auch mir liefen die Tränen über das Gesicht, als ich Pennys Hand hielt. Ich wagte es nicht, sie anzublicken, und schwor mir, mein Leben so gut zu leben, wie ich nur konnte. Ich wollte den Beispielen

folgen, die sie mir
gegeben hatten: Lord
Thornbear, James
Lancaster, Royce
Eldridge und mein
leiblicher Vater, den ich
nie gekannt hatte. Die
Zeit wird offenbaren, ob
ich damit Erfolg habe
oder nicht.



Epilog

Zwei Wochen waren

seit jenem dunklen Tag auf der Burg Lancaster verstrichen, und das Leben ging allmählich wieder seinen gewohnten Gang, wie es eben immer geschieht. Ich hatte einen Teil meines Vermögens eingesetzt, um insgeheim einen Verlobungsring für Penny in Auftrag zu geben. Penny selbst hatte mir erklärt, dies sei nicht

wichtig, aber Rose hatte mir mit allem Nachdruck versichert, sie werde dafür sorgen, dass ich die schmerzlichsten

Konsequenzen zu erleiden hätte, wenn ich keinen Ring besorgte. Für diesen Rat war ich dankbar und werde die ganze Geschichte immer wieder gern erzählen, bis ich eines Tages ins Grab

sinke.

Wir hatten uns in der Kapelle versammelt. Ich hatte zwar ein ungutes Gefühl, weil Vater Tonnsdale an dem Verrat beteiligt gewesen war, dem wir beinahe alle zum Opfer gefallen wären, aber der neue Priester vertrat gegenüber jedem, der zuhören wollte, die

Ansicht, der Mann habe aufgrund eigener böser Antriebe und nicht infolge einer dunklen Absicht des Abendsterns gehandelt. Ich schwieg mich dazu lieber aus, denn die Bücher, die ich studierte, gaben recht eindeutige Antworten auf die Frage, wie weit man den Göttern trauen konnte. Jedenfalls schien

der junge Vater Terragant
ein ernsthafter,
aufrichtiger Mann zu
sein.

Nun befand ich mich
also ganz vorn in der
Kirche, direkt am Altar.
Da es keine religiöse
Feier war, stand der
Herzog Lancaster vor mir
und blickte auf mich
herab. Wie es dem alten
Brauch entsprach, kniete

ich mit
zusammengelegten
Händen vor ihm, als
wollte ich beten. Dies war
die überlieferte Geste der
Huldigung, die man dem
Lehnsherren erwies.
James Lancaster nahm
meine Hände zwischen
die seinen, und ich
wiederholte den Eid, den
ich zuvor sorgfältig

auswendig gelernt hatte:
»Ich schwöre bei meiner
Ehre, dass ich von nun an
James, dem Herzog von
Lancaster, treu dienen
und ihm niemals Schaden
zufügen werde. Ich werde
meine Pflichten ihm
gegenüber in gutem
Glauben, ohne Falsch und
allen Widrigkeiten zum
Trotz erfüllen.«

James antwortete

darauf: »Es ist Recht,
dass alle, die uns die
unverbrüchliche Treue
schwören, durch uns
geschützt werden. Und da
Ihr ein treuer
Gefolgsmann seid und
uns Euer Vertrauen und
Eure Treue mit einem
Schwur zum Geschenk
macht, beschließen und
verkünden wir, dass Ihr in
Zeiten der Not von uns

geschützt werdet und
Linderung erfahren sollt.«
An diesem Punkt war
meine Einsetzung
eigentlich beendet, aber
der Anlass verlangte
natürlich ein wenig Pomp
und Aufwand, den zu
schildern ich mir an
dieser Stelle schenke. Ich
hatte schon vorher mit
Genevieve gesprochen,

und sie und James hatten
eingewilligt, mich am
Ende, als alle noch
versammelt waren,
abermals zu Wort
kommen zu lassen. Als
der richtige Augenblick
da war, stand ich auf und
wandte mich an die
Zuschauerschar. »Da Ihr
hier schon einmal alle
versammelt seid, will ich
Euch an einem wichtigen

Ereignis teilhaben
lassen.«

Einige Zuschauer
wechselten neugierige
Blicke, da sie nicht
eingeweiht waren. Marc
und Dorian nickten
dagegen wissend. Ich trat
vom Podium herunter und
ging zu Penelope, die in
der ersten Reihe saß. Die
Lancasters hatten sie
wohlweislich dort

platziert, obwohl sie keine Adlige war.

Sie sah mich fragend an und machte sich offenbar Sorgen, ich könnte vor all den versammelten Menschen etwas Dummes tun. Doch ich achtete gar nicht darauf. Vielmehr fasste ich sie bei den Händen und zog sie hoch, dann kniete ich vor ihr

nieder. »Penelope
Cooper, ich habe noch nie
zuvor eine so edelmütige,
liebliche und freundliche
Frau wie dich gesehen.
Willst du mich heiraten?«

Sie errötete tiefer, als
ich es je bei ihr gesehen
hatte. »Ja. Ja, ich will
dich heiraten, Mordecai.«
Darauf stießen die
Zuschauer Jubelrufe aus
und applaudierten.

Inmitten des Lärms flüsterte sie allerdings noch: »Du Dummkopf, du hast doch gar keinen Ring.« Da traten ihr die Tränen in die Augen, und ihr Lächeln hätte sogar noch mitten in der Nacht den Raum erhellt.

Als ich sie ansah, schien sie zu glühen, und mir wurde bewusst, dass mein Magierblick wieder

erwacht war. Das feine Strahlen, das sie umgab, konnte nichts anderes als das reine Glück sein.

Eine winzige Gestalt schlich draußen durch den Garten. Äußerlich glich sie einem kleinen Jungen, doch ein Beobachter hätte bemerkt, dass sie sich seltsam verhielt. Manche Bewegungen waren zu

schnell, andere linkisch,
als wäre sie viel zu stark
für ihren Körper und noch
nicht ganz an ihn
gewöhnt. Der Vollmond
warf sein Licht auf das
Land, und als sich die
Gestalt umdrehte, war das
Gesicht zu erkennen.
Timothy begrüßte
lächelnd die Nacht und
ging weiter, um etwas zu
suchen, das ihn

zufriedenstellte. Er spürte
das Leben in der Nacht,
die kleinen huschenden
Tiere. Es waren nicht
viele, aber sie reichten
aus ... für den
Augenblick.

Table of Contents

[Prolog](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Epilog